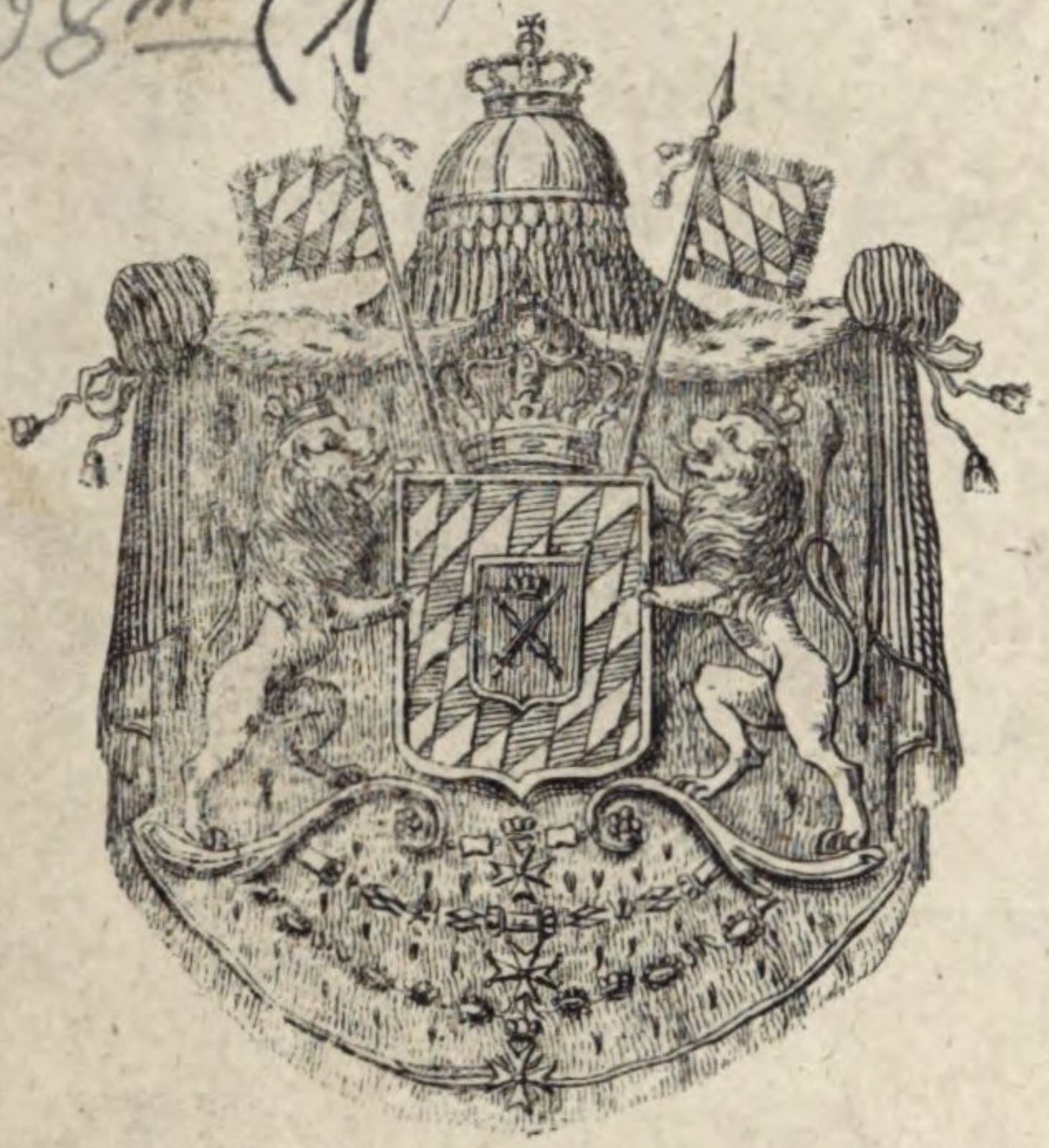
H. mis. c.
208m (1)



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Historische

Merkwürdigkeiten

in

Erzählungen und Anekdoten.

Zur

Lehre und Unterhaltung

für die gebildete Jugend.

Mit Kupfern.

Erster Theil.

Nürnberg,
bei Friedrich Campe.
1822.

102
41. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Wenn dieses Buch wirklich leistet, was sein Titel verheißt, so dürfte es ihm vermuthlich an einer gefälligen Aufnahme bei der reifen Jugend, und selbst bei solchen Lesern nicht fehlen, die ihre Mußestunden einer angenehm-belehrenden Lektüre zu weihen geneigt sind. Etwas Merkwürdiges hören wir ja alle gerne, besonders wenn dem Erzähler das Talent einer gefallenden Darstellung eigen ist. Wir nehmen es dann auch nicht so genau, wenn mitunter manches vorkommt, das für uns den Reitz der Neuheit nicht hat, sofern es nur an sich etwas Merkwürdiges ist. In einer Gesellschaft kann ja Einigen etwas sehr bekannt seyn, während die übrigen Anwesenden von der ganzen Sache gar nichts wissen.

Leser, mache die Anwendung auf diese Merkwürdigkeiten, welche dir hier angeboten werden. Gewiß bist du so billig zu bedenken,

wenn du manchmal auf Bekanntes stößest, daß hier für Viele gesorgt werden mußte; daß, bei aller Achtung vor deiner Belesenheit, doch auch mancherlei vorkommen wird, was nicht nur an sich merkwürdig, sondern für dich auch etwas Neues ist, das du in andern Schriften vergebens suchen würdest, weil es hier zum erstenmal gedruckt an's Licht gebracht wird. Verzeihung dann dem, was schon anderwärts dir, in anderer Gestalt und Einkleidung, vorgekommen seyn möchte. Für Mannigfaltigkeit ist ja auch hinlänglich gesorgt, und an Belehrung über mancherlei, was keinem Gebildeten unbekannt bleiben sollte, fehlt es auch nicht. Das Fachwerk, in welches diese Merkwürdigkeiten vertheilt worden sind, erleichtert es auch einem jeden, immer das auszuwählen, was ihm gerade das Angenehmste seyn möchte. Dieses Fachwerk wird auch bei der Fortsetzung beibehalten werden, über deren Erscheinung die günstige Aufnahme freundlicher Leser entscheiden wird.

Inhalt.

I. Aus dem Leben ausgezeichneter Menschen.

Seite

Christoph Colombus, der Entdecker neuer Länder 1
Thomas Plater. Handwerker und Gelehrter in einer Person. 39
Hugo Grotius. Schwedischer Gesandter am französischen Hofe. 50
Aldringer. Kaiserlicher General. 61
Paulus Gerhard. Oberprediger zu Lübben in der Niederlausitz. 64
Die Prinzessin von Ahlen. 69
Cartouche. Ein berüchtigter Räuber. 77
Johann Junker. Professor der Medicin in Halle. 83
Helvetius. Philosoph und Menschenfreund. . 88
Immanuel Kant. Professor der Philosophie zu Königsberg. 94
Der Kapellmeister Wolf in Weimar. 127
Gleim und Semme. 150
Meyer, der Starke. 156

II. Aus Reiseberichten und Abentheuer.

Die Buccaniers. Eine Seeräubergeschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert. . . . 161
Reiseabentheuer einiger russischer Wallfischfänger. 193
Französische Verfolgungswuth zur Zeit der Revolution. Eine Deportationsgeschichte. . 204

III. Aus der Geschichte der Staaten und Völker.

Seite

Denkwürdigkeiten aus der Geschichte von Japan. Gemählde unmenschlicher Grausamkeiten und Verfolgungen. . . 225
Fürchterliche Pest und andere Plagen des vierzehnten Jahrhunderts. . . . 251
Originelle Art, ein verlornes Fürstenthum wieder zu erlangen. . . . 261
Merkwürdigkeiten von dem Erdbeben in Calabrien. Im Jahr 1782. . . 266

IV. Aus kriegerischen Ereignissen.

Die Hussiten vor Naumburg. . . 279
Die Belagerung von Negroponte. Im Jahr 1470. . . . 290
Ein Ritterkampf zwischen dem Herzog Christoph von Baiern und dem Grafen von Lublin. 296
Ein kaiserlicher Ueberfall der Stadt Konstanz, vereitelt durch den Patriotismus eines Bürgers. . . . 301
Die Belagerung von Stralsund, im Jahr 1628. 305
Die Belagerung von Neiße. Eine Scene aus dem siebenjährigen Kriege. . . 329
Das Treffen bei Ebersberg, im Jahr 1809. 335

V. Aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste, der Sitten Gebräuche und Moden.

Hochzeitlicher Luxus der Teutschen im Mittelalter. 343
Ein stattliches Gastmahl im fünfzehnten Jahrhundert. 357
Geschichte der Bärte. 358
Geschichte der Kutschen. 370
Verzierungen des Gesichts bei verschiedenen wilden Völkern. . . . 381

Seite

Seltsame Abneigung von allerlei natürlichen Dingen. 386
Merkwürdige Automate. 388

VI. Aus mancherlei ernsthaften und komischen Vorfällen.

Furchtbarer Kampf um eine Königskrone. . 397
Eigene Art der Bekehrung. 399
Die Hexenfahrt auf den Brocken. . . . 401
Der Arzt wider Willen. 404
Der tapfere Ritter. 406
Das Wunderblut und die Sündenwaage. . 408
Ein komischer Tanz. 411
Der Riese Miligedo. 412
Unerhörte Mißhandlung der kaiserlichen Majestät. 413
Fürstliche Großmuth. 417
Blinder Religionseifer. 420
Strenge Rechtspflege. 422
Preiswürdige Eigenschaften eines teutschen Kaisers. 425
Ein Ritterkampf, einzig in seiner Art. . 430
Die Hunde im Kriege. 432
Der falsche Prophet. 433
Leibesstärke. 434
Fürstliche Lebensweise und Gesinnung. . 435
Kindliche Gesinnung. 436
Wie wunderbar das Verbrechen ans Licht kommt. 437
Des Tonkünstlers Schicksal. 447
Ungleiche Belohnung. 452
Spanische Gravität. 454
Künstlerlist. 455
Welch ein König! 457
Der Herr und sein Diener. Eine Inquisitionsgeschichte. 460
Eine Heirathsgeschichte, einzig in ihrer Art. 469
Franzosenhaß. 477
Dienstpflicht eines englischen Kapitains, auf einem brennenden Schiffe. . . 479
Unmenschliche Verbrechen. 481

Seite

Der Engländer und der Franzose. . . . 484
Schreckliche Todesart. 486
Der geitzige Krämer 488
Königliche Herablassung. 492
Der kluge Schäferjunge. 494
Vermählung König Georg der Dritten, mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz. 497
Die Serenade. 500
Der Lehrer in Wort und That. 502
Das älteste Gesetz. 504
Die Wohlthätigkeit des Weisen. 506
Lebensregel des Weisen. 507
Sonderbarer Einfall eines Gelehrten. . . . 509
Originelle Huldigung. 512
Kaufmännischer Spekulationsgeist. 513
Körperstärke. 515
Ein merkwürdiger Prämientarif. 516
Eine Mordgeschichte, durch einen Affen entdeckt. 517
Der seltene Dieb. 519
Der Quäker und der Räuber. 524
Die englischen Wagehälse. 526
Ein Hund, der den Glauben verleugnet. . . . 536
Ein paar Schwänke von Jonathan Swift. . . 532
Mißverständniß. 543
Der Luftsegler. 544
Amtlicher Bescheid. 544
Bestrafte Pedanterie. 545
Die Bedingung. 546
Abfertigung. 546
Ein neuer Titel. 547
Die Menschenrechte. 548
Eitelkeit. 548
Zurechtweisung. 549
Mißgriff 549
Der Spaßmacher. 550
Großsprechereyen, Gaskonaden und Hyperbeln. 550
Einfälle. 556

Historische
Merkwürdigkeiten.

Erster Theil.

I.

Aus dem Leben ausgezeichneter Menschen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Christoph Colombus,

der Entdecker neuer Länder.

Jahrhunderte lang machten die Europäer in der Erdkunde nur wenige und sehr unbedeutende Fortschritte. Erst dann, als der niedergedrückte menschliche Geist seine Kräfte wieder zu fühlen, und mit größerer Thätigkeit wieder zu üben anfieng, erwachte die Lust, neue Länder durch die Schifffahrt zu entdecken. Den Weg dazu bahnte die Erfindung des Kompasses, von dem man im vierzehnten Jahrhundert den ersten Gebrauch machte. Eine Nadel, die auf den Wogen des Meeres den Weg bahnt, welche die Stelle der Sterne, die man nicht allemal sehen kann, aufs vollkommenste ersetzt, und den Pol weit genauer anzeigt, als der Polarstern selbst — sobald die Seefahrer diesen sichern Führer hatten, waren sie zu jeder Unternehmung fähig. Die ersten glücklichen Versuche machten die Portugiesen, eine Nation, thätig, tapfer und unternehmend, wie in jener Zeit nur wenige. Sie beschifften die Küsten von

Afrika, machten hier viele Entdeckungen und Eroberungen, und fanden endlich, nach der Umschiffung des Vorgebürges der guten Hoffnung, zuerst den Seeweg nach Ostindien. Indem sie, mit kühnem Muthe, ein Meer nach dem andern beschifften, und sich durch Handel immer mehr bereicherten, warf ein Mann von großem Geiste seine Blicke auf die andere Hälfte der Erdkugel, und entdeckte hier mehr als er geahndet hatte — einen neuen Welttheil: Amerika! Colombus, der Entdecker dieses unermeßlichen Landes, ist einer jener seltenen Menschen, die man nicht ohne hohe Bewunderung betrachten kann.

Im genuesischen Gebiete, nach neuern Untersuchungen im Castell de Cuccaro in Montferat 1447. geboren, zeigte Christoph Colombus schon von frühen Jahren an eine entschiedene Neigung zum Seewesen. Um sich zu einem tüchtigen Seemann zu bilden, studirte er daher mit großem Eifer Geographie und Astronomie, erlernte Meß- und Zeichenkunst, und sobald er vierzehn Jahre alt war, gieng er zur See. Von dieser Zeit an besuchte er, binnen wenigen Jahren, alle von den Europäern befahrenen Meere, und kam auf einer seiner Reisen hundert Seemeilen weit über Island hinaus. Ueberall, wo er landete, sammelte er, unter den Bewohnern der Küsten, Nachrichten von dem Innern des Landes ein.

Ein unglücklicher Zufall hätte beynahe dem Leben des kühnen Seefahrers ein Ende gemacht, noch ehe er Gelegenheit fand, etwas Großes zu unternehmen. Als er sich eines Tages in der Nähe der portugisischen Küste befand, gerieth das Schiff, auf dem er fuhr, in Brand. Das schnelle Umsichgreifen der Flamme schien das Schiff und die Mannschaft einem unvermeidlichen Verderben preis zu geben. Allein Colombus fand in seiner Entschlossenheit einen Weg zur Rettung, der vielen Andern ein Weg des Verderbens gewesen wäre. Er stürzte sich ins Meer, ergrief ein schwimmendes Ruder, und arbeitete sich mit Hülfe desselben, zwei Seemeilen weit, bis an die portugisische Küste. Sogleich wandte er sich nach Lissabon, und hatte die Freude, hier seinen Bruder Bartholomäus anzutreffen, der sich mit der Verfertigung von Seekugeln und Seekarten beschäftigte, und bei einer Nation, bei welcher die Schiffahrt im höchsten Flor stund, sehr guten Absatz mit seinen Waaren fand.

Christoph Colombus blieb den Portugisen nicht lange unbekannt. Als ein guter Seemann fand er überall günstige Aufnahme, Schutz und Unterstützung, und machte einige Jahre lang mehrere Reisen in die neuen portugisischen Entdeckungen. Sehr wichtig für sein künftiges großes Unternehmen war seine eheliche Verbindung mit der Tochter des Don Perestreto, des ersten Stifters und Statt-

halters der Kolonie zu Porto Santo, und der dadurch erlangte Besitz der Papiere dieses Seefahrers. Die Nachrichten, daß man in Porto Santo ohne Eisen bearbeitetes Holz, Rohr von ausserordentlicher noch nie gesehener Größe, und zwei fremdgestaltete Leichname aufgefischt habe, brachten ihn zu der Vermuthung, daß gegen Westen noch neues Land, und vielleicht ein kürzerer Weg nach Ostindien zu entdecken wäre. Diese Vermuthung wurde noch durch die Beobachtung des Abendwindes, der nur von Zeit zu Zeit bemerkt wurde, und nur einige Tage währte, bestätiget. Die Länder, deren Daseyn diese Bemerkungen wahrscheinlich machten, hielt Colombus, nach der Meinung aller Erdkundigen, für Spitzen von Indien, und der Raum zwischen denselben und den azorischen Inseln konnte nicht zu groß seyn, um muthige und erfahrne Seefahrer abzuschrecken. Wenigstens mußte dieser Weg kleiner und weniger beschwerlich seyn, als der Weg, den die Portugiesen um die südliche Spitze von Afrika nach Ostindien suchten. Seine eigenen fortgesetzten Beobachtungen fand er durch die Aeusserungen erfahrner Erdkundigen bestätiget, und seine Begierde nach der Entdeckung anderer Länder wurde durch die fabelhaftschönen Schilderungen derselben noch mehr angefeuert. Die Vorstellung von Gegenfüßlern, die damals von der Vernunft für eine Chimäre, und von der Religion für eine Gottlosigkeit gescholten

wurde, dünkte ihm unwiderſprechlich gegründet zu ſeyn. Allein hätte er nicht den beherzten Muth eines Helden, mit dem erleuchteten Kopfe und der Beharrlichkeit eines Philoſophen verbunden, ſo würde die Welt vielleicht noch jetzt mit dieſen Entdeckungen unbekannt ſeyn.

Voll von dem Gedanken, eine große Reiſe in die noch unbeſchifften Meere zu unternehmen, wandte ſich Colombus an die Republik Genua, weil ſein eigenes Vermögen lange nicht hingereicht hätte, die Koſten einer ſolchen Ausrüſtung zu beſtreiten. Allein bei den Genueſern, die, mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen unbekannt, bei ihren Handlungsunternehmungen nur in dem altherkömmlichen Gleiſe fortzugehen gewohnt waren, fand er kein Gehör; ja, man behandelte ihn ſogar als einen Träumer. Er reiste daher nach Portugal zurück, und eröfnete ſeinen Plan dem Könige Johann. So ſehr dieſer Regent Seefahrt und Handlung begünſtigte, ſo war er doch mit dem Entwurfe, den Handel nach Afrika zu befördern, ſchon zu ſehr beſchäftigt, als daß des Colombus Anträge einen ſonderlichen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er übertrug inzwiſchen doch die Prüfung derſelben einem Biſchofe und zwei jüdiſchen Aerzten, welche die Aufſicht über die bisherigen Entdeckungsreiſen hatten. Sie verlangten, wiewohl ſchon eingenommen gegen den Antrag, eine ſchriftliche Entwicklung des ganzen Projekts. Co-

Colombus entsprach diesem Verlangen, und die erwähnten Kommissarien übergaben seine Papiere heimlich dem Steuermanne eines zum Absegeln fertigen Fahrzeuges, mit dem Befehle, einen Versuch zur Aufsuchung des, von Colombus vorgeschlagenen Weges zu machen. Allein nachdem dieser Schiffer eine Zeitlang in den angewiesenen Gewässern herumgekreuzt war, kehrte er mit der Versicherung zurück, daß er nichts habe entdecken können, was Colon's Angaben bewähre, daß folglich dessen Plan unausführbar sey.

Es mußte freilich ein Colombus, d. h. ein Mann von kühnem Geist und unerschütterlichem Muthe seyn, der einen solchen Plan nicht nur zu entwerfen, sondern auch auszuführen im Stande war. Indessen verdroß es ihn mit Recht, daß man so treulos gegen ihn gehandelt hatte, und weil er nun weiter auf keine Unterstützung hoffen konnte, so beschloß er sich nach Spanien zu wenden, um dort einen neuen Versuch zur Realisirung eines Entwurfes zu machen, der, bei jeder neuen Prüfung, ihm immer mehr einleuchtete.

Spanien war damals in zwei Reiche, Castilien und Aragonien, getheilt. Jenes beherrschte Isabelle, dieses Ferdinand, beyde durch die Ehe verbunden. Indem Colombus sich an diese zu wenden beschloß, übernahm es sein Bruder Bartholomäus, sich nach England und Frankreich zu

begeben, um durch vielvermögende Personen eine Unterstützung für das große Projekt zu suchen; allein er hatte das Unglück, unterwegs von Seeräubern gefangen zu werden, und erhielt erst nach mehrern Jahren seine Freiheit wieder. In Spanien waren die Aussichten auch nicht günstig. Zwar hatte Colombus das Glück, einige einsichtsvolle Männer kennen zu lernen, die ihn bei Hofe empfahlen; allein dumpfe Gleichgültigkeit, Gewalt der Vorurtheile und neidische Mißgunst betäubten bald die Stimme eines Privatmannes, der mit zuversichtlichem Tone von bisher unerhörten Dingen sprach. Unglücklicherweise für ihn war damals der Enthusiasmus des Hofes, und das Vermögen des Staats in einem Kriege mit den Arabern oder Mauren, die im südlichen Spanien Besitzungen hatten, erschöpft. Die Aufmerksamkeit, deren man ihn würdigte, schien mehr auf Befriedigung dringender Empfehlungen, als auf ernstliche Unterstützung abzuzwecken. Lange mußte er alle die Vernachläßigung und Verachtung ertragen, womit sich das unterstützte Verdienste so oft von Männern behandeln lassen muß, die in Aemtern stehen, und nur zu geschickt sind, zu verachten, was sie nicht verstehen. Erst nach fünf Jahren peinlichen Wartens erhielt er den traurigen Bescheid, daß man vor Beendigung des Krieges an neue kostspielige Unternehmungen nicht denken könne.

Colombus besaß ganz den Enthusiasmus, der erfodert wird, um große Unternehmungen rastlos zu verfolgen. Die zum Ueberdruß erfahrnen Hindernisse, weit entfernt, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, bestärkten ihn nur noch mehr in seinem Vorhaben. Entschlossen, den französischen oder englischen Hof zu einer so ehrenvollen Unternehmung zu bewegen, wollte er schon Spanien verlassen, als die Lage seiner Angelegenheiten plötzlich eine andere Gestalt gewann. Ein Mann, der am Hofe vielen Einfluß hatte, und der sich über die gemeinen Vorurtheile erhob, wagte es, der Königin Colons Vorschläge nachdrücklich zu empfehlen, da sie weit mehr Sinn für große Unternehmungen hatte, als ihr engherziger, mißtrauischer Gemahl. Der Krieg gegen die Mauren war eben glücklich beendigt worden, und das Herz der Königin geneigter, sich in diesen berauschenden Augenblicken allen Empfindungen der Ehre und Vaterlandsliebe zu überlassen. Sie nahm jetzt den Antrag der Entdeckungsreise freudig auf, und erbot sich sogar, da der Krieg die Kassen erschöpft hatte, zur Herbeischaffung der Kosten ihre Juwelen zu verpfänden.

Alle Schwierigkeiten waren nun, eben so schleunig als unerwartet, gehoben. Ein Eilbote wurde abgesendet, um den Colombus an den Hof zu holen. Die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte, und die Bedingungen, die man ihm

gewährte, verscheuchten bald aus seiner Seele alle Vorstellungen vergangener Mühseligkeiten. Der König ernannte ihn zum Admiral, mit allen Vorzügen eines Admirals von Castilien, imgleichen zum Vicekönige auf dem festem Lande und allen Inseln, die er entdecken würde. Noch sollte er den zehnten Theil der erhandelten oder verkauften Waaren empfangen, und bei jeder Ausrüstung eines Schiffs als Mitunternehmer zum achten Theil zugelassen werden.

Sobald Colombus diesen eben so vortheilhaften als ehrenvollen Vergleich abgeschlossen hatte, eilte er nach dem Hafen Palos in Andalusien, um die zu seiner Reise nöthigen Anstalten zu treffen. Drei Schiffe, wovon das Seinige den Namen Santa Maria führte, wurden mit hundert und zwanzig Seeleuten bemannt. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft in feierlicher Procession nach einem nahen Kloster, empfahl sich Gott und allen Heiligen, und erhielt Absolution und Abendmahl. Am folgenden Morgen, es war der dritte August 1492., stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche die kühnen Abentheurer mit Blicken und Zurufungen begleiteten. Freudig überließ sich Colombus der großen Erwartungen, deren glücklicher Ausgang ihm die Verehrung seiner Zeitgenossen, die Dankbarkeit seiner Könige, und unsterblichen Ruhm bei

der Nachwelt verschaffen sollte. Die ersten Wochen war die ganze Gesellschaft voll frohen Muthes, denn noch segelte man in bekannten Gewässern den canarischen Inseln zu. Als Colombus diese aber am sechsten September verlies, und es nun in die unendliche, noch nie befahrne Wasserwüste hineingieng, da überfiel die meisten ein geheimes Grauen. Einer theilte dem Andern seine Besorgnisse mit, und den Beherztesten entsank allmählich der Muth, als man sich immer weiter von den bekannten Gegenden entfernte. Die portugisischen Seefahrer hatten bei ihren ersten Entdeckungen immer noch die Küste zum Führer gehabt; ein Vorgebürge hatte sie zum andern gewiesen: aber Colombus, ohne alle Merkzeichen ausser dem Himmel, und ohne alle Wegweiser ausser dem Kompaß, stach kühn in das offene Meer, ohne zu wissen, welches Ufer ihn aufnehmen, oder wo er einen Ruhepunkt für seinen Fuß finden würde. Indem sich die Schiffleute diesen und andern ängstigenden Betrachtungen überließen, wurden sie immer verzagter, und ihre Unzufriedenheit brach allmählich in lautes Murren aus, besonders da sich unerhörte Erscheinungen zeigten, die selbst die Erfahrensten und Unerschrockensten in Erstaunen setzten. So wich z. B. die Magnetnadel plötzlich um einen Grad vom Nordpole ab, so war das Meer hie und da mit Gras bewachsen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten.

Es fanden sich wohl auch manchmal Zeichen, die auf ein nicht sehr fernes Land deuteten. Ganze Schaaren von Vögeln flogen über den Schiffen weg, und schienen ihnen den Weg zu zeigen. Aber nichts desto weniger stieg die Unzufriedenheit allmählich bis zur Empörung, und alle waren der Meinung, daß man augenblicklich umwenden solle.

Das war eine harte Probe für Colombus Muth; und vielleicht konnte nur ein Colombus in derselben bestehen. Die Begeisterung seines Kopfes lieh seiner natürlichen Standhaftigkeit Stärke. Selbst kalt und unbekümmert um alles, was nicht seinen Plan betraf, nahm er zu der sanftesten Sprache seine Zuflucht. Er ermunterte seine Leute durch die schönsten Versprechungen, und täuschte seine Officiere durch falsche Rechnungen. Allein alle seine Bemühungen fruchteten zuletzt nichts mehr, und da er sich durchaus nicht zur Rückkehr bewegen ließ, so machten die Empörer den Anschlag, ihn über Bord zu werfen. In dieser verzweiflungsvollen Lage foderte er nur noch drei Tage Geduld, und versprach, wenn er am Ende derselben kein Land entdeckte, seinen ganzen Plan aufzugeben. Diesen Vorschlag ließen sich die Officiere, und am Ende auch die Seeleute gefallen.

Die Fahrt wurde nun wieder mit günstigem Winde fortgesetzt, und immer häufiger zeigten sich die Vorboten des nahen Landes. Die Züge der

Vögel vervielfältigten sich, und man erkannte sie als Landvögel, wofür man die früher wahrgenommenen fälschlich gehalten hatte. Man fieng ein Stück frisch abgeschnittenes Rohr und einen Baumast mit frischen rothen Beeren auf. Auch am Himmel machte man Beobachtungen, welche von erfahrnen Seeleuten als Vorboten der Nähe des Landes gedeutet wurden.

Der König von Spanien hatte demjenigen, der zuerst neues Land erblicken würde, eine jährliche Rente von dreissig Thalern versprochen. Colombus setzte noch einen blauen Sammtrock hinzu, und suchte das Schiffsvolk in unverrückter Aufmerksamkeit zu erhalten. Demohngeachtet war er es selbst, der in der Nacht vom eilften October zuerst zwei Lichter blinken sah. Bald ertönte von einem andern Schiffe die frohe Botschaft: „Licht, Licht! Land, Land!“ Als der Tag anbrach erkannte man deutlich ein grünes, flaches, mit Holz bewachsenes Gestade, dem Anscheine nach die Küste einer Insel. Ein Schauer ungestümmer Freude durchdrang das Schiffsvolk bei diesem Anblicke, und beseelte ihren Anführer mit dem herzerhebenden Gefühl einer gelungenen großen That. Auf seinen Befehl wurden sogleich Anstalten zur Landung gemacht. Mit entblößtem Degen und fliegender Fahne stieg er zuerst ans Land, küßte den Boden, und nahm im Namen des Königs von Spanien förmlichen Besitz. Es war eine fruchtbare Insel.

Das ganze staunende Völkchen der Einwohner stund am Ufer, und wußte nicht, was das für Leute wären, die zu ihnen kamen. Sie hatten eine kupferrothe Farbe, und gaben sich als eine gutherzige, sorglose, friedliche Menschenart zu erkennen. Die Männer und Mädchen giengen nackt, die Weiber hatten eine baumwollene Matte um die Lenden geschlagen. Sie hatten nirgends Haare, als auf dem Haupte, worin ihnen auch die Eingebohrnen des festen Landes von Amerika ähnlich sind. Diese Menschen lebten noch im ganz rohen Naturzustande; die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte für die kleine Anzahl von Einwohnern hinlängliche Nahrung; sie trieben daher kein Geschäft, hatten noch kein bestimmtes Eigenthum, sondern jeder aß, wenn er hungrig war, wo er etwas fand, und schlief, wenn er müde war, auf der Erde. Nach den rohen Tönen dieser Wilden nannte man die Insel Guanahani, welchen Namen sie jetzt noch führt. Colombus soll sie San Salvador genannt haben. Nachdem er die Beschaffenheit dieser Insel genugsam erforscht hatte, beschloß er seine Reise gegen Süden hin fortzusetzen; weil die Einwohner auf Befragen angedeutet hatten, das Gold, wovon sie einige Zierrathen an sich trugen, und wornach sich die Spanier so begierig bezeugten, werde in dorthin gelegenen Ländern weit häufiger gefunde, als bei ihne.

Am fünfzehenten October giengen die Spanier

wieder unter Segel, und entdeckten nach einigen Tagen verschiedene kleine Eilande. Einem derselben gab Colombus, zur Ehre seinen Beschützerinn, den Namen Isabelle, und einem andern den Namen Ferdinand, um dem katholischen Könige seine Hochachtung zu bezeugen. Er schloß sehr richtig, daß diese Inseln zu dem westlichen festen Lande gehörten, welches er suchte, und von dem er muthmaßte, daß es bis zu den portugisischen Besitzungen, in Indien fortlaufen müsse: daher der Name Westindien! Endlich erreichte er die Insel Cuba, wo er einige Bekanntschaft mit den Eingebohrnen machte, und von ihnen erfuhr, daß die goldenen Zierrathen, die sie trugen, von Bohir, einer südwestlichen grossen Insel kämen. Columbus steuerte auf diese Insel zu, und erreichte Bohir oder Hayti, wie es die Eingebohrnen nannten, bald, und gab ihm den Namen Espagnola, der von den Ausländern in Hispaniola ist umgebildet worden. Auch hier fand er einen fruchtbaren Boden, und eine gutmüthige, schwache, ebenfalls unbekleidet einhergehende, Menschenart, welche jedoch schon in Stämme getheilt war, und Oberhäupter, unter dem Namen der Kaziken, hatte. Er legte hier, nachdem eines seiner Schiffe gescheitert war, das zweite aber sich von ihm getrennt hatte, um früher nach Europa zu kommen, und die wichtige Nachricht zu überbringen, ein Fort an, ließ acht und dreissig Mann von der

Besatzung seines Schiffes darinn, und segelte am dritten Januar 1493. nach Europa ab. Am folgenden Tage fand man unvermuthet das verlorne Schiff, und setzte nun zusammen die Reise fort.

Die Rückreise war glücklich, bis auf einen Sturm, der den leichten und baufälligen Schiffen den Untergang drohete. Am fünfzehenten März landete die kleine Flotte, unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in dem Hafen von Palos. Sogleich eilte Colombus nach Barcellona, wo Ferdinand und Isabelle damals Hof hielten, um von seinen Entdekkungen Bericht zu erstatten. Die Begierde, sich von den nähern Umständen einer so kühnen Unternehmung zu überzeugen, die seltsamen Geburten eines fremden Welttheils, die man zu sehen, die Wunder, die man zu hören hoffte, hatten Aller Erwartungen gespannt. Von zahllosen Zuschauern umringt, zog der ganze Hof in Prozession aus, um den zu bewillkommen, den man ohnlängst kaum eines mitleidigen Achselzuckens gewürdigt hatte. Diejenigen, welche seinen Entwurf lächerlich gemacht hatten, waren jetzt die ersten, die sich mit Ehrerbietung an ihn drängten. Er mußte vor Ferdinand und Isabellen, wie ein spanischer Grand, mit bedecktem Haupte, erscheinen, und durfte sitzend seinen Bericht erstatten, den alle Anwesenden mit Staunen vernahmen.

Die königliche Gunst fiel nun im reichsten Maaße auf den Entdecker von Ländern, deren Besitzname Spanien die größten Vortheile hoffen ließ. Man dachte sogleich an die Ausrüstung neuer Schiffe zu einer zweiten Reise, und die Hoffnung Schätze zu erwerben, hatte einen so mächtigen Reitz, daß an fünfzehnhundert Personen, und unter ihnen viele junge Leute, sich zu Gefährten dieser Unternehmung herbei drängten. In wenigen Monaten war eine Flotte von siebenzehn Schiffen ausgerüstet, und Colombus, mit noch größerer Gewalt bekleidet, und mit allem versehen, was zu Entdeckungen, Anpflanzungen und Eroberungen nöthig war, überließ sich abermals den Wellen, um seine Entdeckungen weiter auszudehnen.

Die Erwartungen von dieser zweiten Reise, welche Colombus am fünfzehenten September 1493. antrat, waren ausserordentlich. Die Neugierde war jetzt gestillt, und alle, welche die Reise mitmachten, schmeichelten sich mit der Hoffnung, ohne viele Mühe in den Besitz großer Reichthümer zu gelangen. Kein Wunder, daß sich die meisten getäuscht fanden, und daß sich die Unternehmung mit Mißvergnügen und Unlust endigte. Auf der Reise selbst ereignete sich kein widriger Zufall; viele neue Inseln wurden entdeckt, uud nach einer schnellen und glücklichen Fahrt, eilte Colombus nach Hispaniola, um die zurückgelassene Besatzung wieder zu

sehen. Allein als er hier mit einer Menge von Missionarien, Soldaten und Pflanzern laudete, fand er die Festung gänzlich geschleift und die Besatzung ermordet. Die Spanier hatten, nach des Colombus Abreise, alle Zucht und Ordnung vernachläßigt, waren in die Hütten der Indier gedrungen, hatten ihre Weiber, ihr Gold, ihre Habseligkeiten geraubt. Diese Gewaltthätigkeiten, mit thierischer Leidenschaft ausgeübt, benahmen den Einbohrnen den Irthum, als wären ihre Gäste Wesen von höherer Abkunft. Sie fielen mit bewaffneter Hand über dieselben her, erwürgten alle ohne Ausnahme, und zerstörten das Fort. Um ähnlichen Unfällen zu entgehen, legte Colombus eine feste Stadt an, welche er, zur Ehre der Königin, Isabella, nannte, und gab sich alle Mühe, ein gutes Verständniß mit den Eingebohrnen herzustellen. Allein weder die Klugheit noch die Menschlichkeit des größen Mannes war im Stande, Ordnung unter seinen Gefährten zu erhalten, oder sie menschliche Gefühle zu lehren. Sie brachten durch ihr barbarisches Betragen den sanften Geist der Eingebohrnen abermals auf, fiengen unter sich selbst Händel an, und murrten gegen ihren Führer. Der Goldsand, den sie fanden, genügte ihnen nicht; sie verlangten das Goldland. Auch König Ferdinand sah der Ankunft des ersten Goldschiffes mit großem Verlangen entgegen. Colombus sah sich daher in die traurige Nothwendig-

kei versetzt, den Einwohnern einen bestimmten Tribut an Gold und Baumwolle aufzulegen. Durch Kanonenschüsse und große Hunde, welche man auf die nackenden Menschen hetzte, wurden sie gezwungen, unter den mühevollesten Anstrengungen, das Gefoderte herbeizuschaffen.

Colombus schickte zwölf, hernach vier Schiffe mit Sklaven, Gold und andern Produkten nach Spanien. Er selbst gieng, um das eigentliche Goldland zu finden, auf neue Entdeckungen aus, fand Jamaika, und kehrte, nach vielen erlittenen Drangsalen, welche ihm Krankheit und Mangel an Lebensmitteln verursachten, nach Hispaniola zurück. Hier fand er ganz unvermuthet seinen Bruder Bartholomäus, von dem er seit dreizehn Jahren nichts mehr gehört hatte. Er war endlich seiner langen Gefangenschaft los geworden, nach Spanien zurück gekommen, und hatte da leicht Mittel und Wege gefunden, der Kolonie seines Bruders neue Mannschaft und Lebensbedürfnisse zuzuführen. Indessen war in dieser eine allgemeine Unzufriedenheit herrschend geworden. Viele, die sich in ihren überspannten Erwartungen getäuscht fanden, hatten die Insel verlassen, und waren nach Spanien zurückgekehrt, wo sie die bittersten Klagen gegen den Admiral erhoben. Die Feinde desselben wußten es dahin zu bringen, daß ein Bevollmächtigter abgesandt wurde, um alle gegen ihn vorge-

brachten Beschwerden niederzuschreiben und dem Hofe vorzulegen.

Colombus hatte nicht Ursache, einen gerechten Richter zu fürchten; aber der Bevollmächtigte war sein persönlicher Feind, der nicht nur jeder Klage ungeprüft Gehör gab, sondern sie auch herauslockte und in das gehässigste Licht stellte. Unter diesen Umständen hielt er am angemessensten, selbst nach Spanien zu reisen, und seine Rechtfertigung persönlich zu übernehmen. Er ernannte daher seinen Bruder Bartholomäus zum Vicegouverneur, und gieng am zwanzigsten März 1496. unter Segel. Durch seine Gegenwart in Spanien gelang es ihm zwar, die Beschuldigungen die gegen ihn vorgebracht worden waren, zu widerlegen, und das Zutrauen Ferdinands und der Isabella sich wieder zu erwerben. Dennoch war der Einfluß seiner Feinde so mächtig, daß es ihm kaum nach einem Jahre gelang, die Ausrüstung zu seiner dritten Reise vollendet zu sehen. Die stolzen Spanier machten sich ein eigentliches Geschäfte daraus, entweder den Werth seiner Entdeckungen überhaupt herabzuwürdigen, oder wenigstens das Verdienstliche derselben zu läugnen. „Nichts sey leichter gewesen, als die Inseln zu finden!“ sagte einst ein solcher unberufener Tadler in einer Gesellschaft, in der Colombus zugegen war. Ohne sich dagegen zu äussern, nahm er ein Ey, und fragte die Anwesenden, ob

jemand im Stande wäre, es auf die Spitze zu stellen? Allerlei Versuche wurden gemacht, aber alle mißlangen. Da nahm Colombus das Ey, und stieß dessen Spitze so hart auf den Tisch, daß es stund. „Nichts war leichter!“ riefen jetzt Alle. „Wohl, antwortete Colombus, war nichts leichter, aber niemand dachte daran; gerade so hab ich Indien entdeckt.“

Da die königlichen Kassen immer vom Gelde entblößt waren, so würde die Ausrüstung einer neuen Flotte vielleicht noch länger verzögert worden seyn, wenn nicht der Ruhm, eine neue Welt entdeckt und zur christlichen Religion gebracht zu haben, und die Eitelekit, den Portugiesen an Beharrlichkeit nicht nachzustehen, alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hätten. Und so sah sich Colombus endlich in den Stand gesetzt, im Julius 1498 seine dritte Reise anzutretten. Der Hof ernannte ihn zum Admiral von Castilien, gestand ihm große Rechte und Vortheile zu, und versicherte ihm einen sehr ansehnlichen Theil am Gewinnste. Die Flotte, die man ihm mitgab, bestand aus acht Schiffen, auf welchen sich Soldaten, Berg- und Ackerleute, Handwerker, Tonkünstler, und auch Weibspersonen, befanden. Da der erste Enthusiasmus verraucht war, und nur wenige Freiwillige die Reise mitmachen wollten, so belud man die Schiffe mit Verbrechern aller Art, die, mit Entlassung eines Theils ihrer Strafe, die Kolonie fortpflanzen sollten. Daß diese

Maaßregel sehr unglücklich gewählt war, fällt in die Augen, und der Erfolg hat nur zu deutlich die Besorgnisse der Einsichtsvollern bestätiget.

Von den acht Schiffen, die Colombus erhalten hatte, sandte er drei auf dem kürzesten Wege nach Hispaniola. Mit den andern gieng er auf Entdeckungen aus, fand die Insel Trinidad, und entdeckte am ersten August 1498. das feste Land von Amerika, nahe an der Mündung des Oronokoflusses. Er nahm sechs Eingebohrne mit sich, und kehrte, mit der festen Ueberzeugung, daß er nun den großen Zweck seines Strebens erreicht habe, nach Hispaniola zurück.

Es war das Schicksal des großen Mannes, immer mit Schwierigkeiten aller Art, mit Neid und Bosheit kämpfen zu müssen. Abermals fand er die Kolonie in der traurigsten Lage, die Eingebohrnen durch grobe Mißhandlungen zum Widerstande gereißt, und die Spanier unter sich selbst uneinig und in Partheien getheilt. Sein Bruder hatte sich umsonst bemüht, Friede und Ordnung zu erhalten, und war mehrmals in Gefahr gewesen, von den Aufrührern hingeopfert zu werden. Es kostete viele Kämpfe, bis Colombus nur einigermassen den Unordnungen steuren, und die Empörer zu ihrer Pflicht zurückbringen konnte. Er legte darauf eine neue Stadt an, die zu Ehren seines Vaters St. Domingo genannt wurde, welchen Namen man in der

Folge auf die ganze Insel ausdehnte. Indem er seine ganze große Thätigkeit diesen und andern Arbeiten weihte, und beständig mit Klagen bestürmt wurde, raubte man ihm sogar die Ehre der Entdekkung des westlichen festen Landes.

Die Kaufleute von Sevilla hatten die Erlaubniß erhalten, auf eigene Kosten nach Entdeckungen auszuschiffen. Sie ließen 1499. vier Schiffe auslaufen, welche Alonzo de Ojeda, unter dem Beistande eines florentinischen Edelmanns, Americus Vespucius, der sich auf das Studium der Schifffahrt gelegt hatte, kommandirte. Diese Flotte landete an dem, bereits von Colombus entdeckten festen Lande; und Americus, der viele Geschicklichkeit und zugleich gute literarische Talente besaß, brachte es durch die erste Herausgabe einer Entdeckungsreise, und durch andere Kunstgriffe, dahin, daß die neue Welt, mit Zurücksetzung des preiswürdigen Genuesers, nach ihm genannt wurde. Dieß Unglück war indessen gering gegen das, was Colombus bald erleiden sollte. So angelegen er es sich seyn ließ, den Bau der Bergwerke zu betreiben, in verschiedenen Theilen der Insel feste Plätze anzulegen, und dem fruchtbaren Boden die dringendsten Lebensbedürfnisse abzugewinnen, so unübersteigliche Hindernisse fand er in den Gesinnungen seiner Untergebenen. Sie gewöhnten sich weder an Ordnung noch an regelmäßigen Fleiß, sondern kehrten nach Spanien

zurück, und ergoßen sich in die bittersten Klagen über die Härte, mit der sie behandelt worden wären. Diese Klagen drangen bald zu den Ohren Ferdinands und Isabellens. Täglich hörten sie fürchterliche Nachrichten von Mord, von Aufruhr und Plünderung, deren Schuld man der Unfähigkeit oder dem Eigennutz des Admirals aufbürdete. Das übertriebene Gerücht von der Menge Goldes, welches dort in Bächen und Flüssen strömte, hatte den Geitz der Höflinge entflammt. Alle beneideten den Admiral, und trachteten nach seiner Stelle. Um ihn herabzusetzen, streuten sie aus, daß er ein ungeheures Vermögen sammle, und einen Spanier nach dem andern zu entfernen suche, um desto leichter sich zum Oberherrn in Indien aufzuwerfen.

Ferdinands argwöhnische Seele war nur zu geneigt, solchen Erfindungen der Bosheit Glauben beizumessen; zumal da die schwächeren Goldsendungen, welche in Spanien ankamen, den Klagen gegen Colombus einen Grad von Wahrscheinlichkeit gaben. Von den Feinden dieses großen Mannes bestürmt, sandte er daher den Ritter Franz von Bovadilla nach Hispaniola, und ertheilte ihm in der Würde eines Oberrichters zugleich das Patent als Statthalter, um sich dessen nach Willkühr zu bedienen. Dieser stolze, und mit allen Regungen der Großmuth unbekannte Mann, bediente sich seiner Vollmacht in der weitesten Ausdehnung, und mit

Zertrümmerung alles dessen, was irgend einen Schatten von Verdienst auf des Colombus bisherige Verwaltung werfen konnte. Ohne Verhör, ohne irgend ein gültiges Verfahren, wurde der große Mann augenblicklich in Ketten gelegt, seiner Güter beraubt, und auf ein Schiff geschleppt. Sein Richter sammelte nun unter der verworfensten Menschenklasse Anklagen und Zeugen gegen ihn, verband Hohn mit Grausamkeit, trennte ihn von seinen Brüdern, denen er ein ähnliches Schicksal bereitete, und nahm ihnen hiemit sogar den Trost, sich wechselseitig in ihren Leiden aufzurichten.

Am liebsten hätte Bovadilla den Colombus zum Tode verurtheilt, und diese Strafe selbst an ihm vollzogen. Da er aber dieß nicht wagen konnte, so sandte er ihn in Fesseln nach Spanien, und erstattete zugleich dem Hofe einen Bericht, wie er sich von seiner Bosheit denken läßt.

Der so tief Gekränkte ertrug auch dieses Unrecht mit einer Fassung, die Bewunderung verdiente. Als das Schiff, welches ihn nach Spanien brachte, in einiger Entfernung vom Lande war, nahte sich ihm der Kapitain desselben sehr ehrerbietig, und wollte ihm seine Fesseln abnehmen; aber Colombus ließ es nicht zu, mit der Aeusserung: er trage diese Fesseln auf Befehl seines Herrn, dem er Gehorsam schuldig sey. Er wollte es ganz Spanien sehen lassen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt

belohne. In der That machte auch die Art seiner Rückkunft ungemeines Aufsehen. Der König und die Königin mußten sich bald überzeugen, daß ganz Europa ein solches Verfahren laut mißbilligen würde. Sobald er daher am drei und zwanzigsten November 1500. im Hafen von Cadix angekommen war, ließen sie ihm seine Fesseln abnehmen, und erklärten, daß Bovadilla seine Vollmacht überschritten habe. Sie sandten ihm zugleich eine Summe Geldes, daß er anständig bei Hofe erscheinen könnte. Lange war er nicht vermögend zu reden, als er vor dem König und der Königin erschien, denn das Gefühl, so gemißhandelt worden zu seyn, hatte ihm die Sprache versagt. Endlich erholte er sich, rechtfertigte sein Betragen, und widerlegte alle gegen ihn erhobenen Anklagen so bündig, daß man an seiner Unschuld nicht länger zweifeln konnte. Es fehlte nicht an Versicherungen der allerhöchsten Gnade, an Aeusserungen der Reue über das Vorgefallene — aber dabei blieb es. Bovadilla wurde nicht bestraft, und des Vertrags mit Colombus schien man sich gar nicht mehr zu erinnern. Statt ihn, wie er es verlangte, in seine Würden wieder einzusetzen, sandte man einen andern Statthalter nach Hispaniola, und täuschte ihn durch leere Versprechungen.

Unwillig verließ Colombus endlich den Hof, trug überall seine Ketten mit sich herum, und verordnete, sie einmal in sein Grab zu legen. Er war

nun gesonnen, in stiller Abgeschiedenheit sein Leben zu beschließen; allein die Liebe zu dem großen Werke, dem er seine besten Kräfte gewidmet hatte, ließ ihm keine Ruhe. Ueberzeugt, daß noch viel zu thun übrig sey, wünschte er noch eine vierte Entdeckungsreise zu machen. Noch immer glaubte er, daß das von ihm entdeckte Land mit Asien zusammen hänge. Die Wahrnehmungen einiger Reisenden hatten ihn überzeugt, daß jenseit dieses festen Landes ein Meer sey, auf welchem man Indien erreichen müsse; durch die Meerenge Darien glaubte er den Weg dahin zu finden.

Es verflossen beinahe zwei Jahre, ehe Colombus seinen Wunsch, eine neue Reise nach Westindien zu thun, befriedigen konnte. Nach langem Ansuchen erhielt er vier kleine Fahrzeuge und 140 Seeleute, mit welchen er am zweiten März 1502. den Hafen von Cadix verließ. Der schlechte Zustand seiner Schiffe nöthigte ihn bald, die südwestliche Fahrt aufzugeben, und seine Richtung gerade nach Westen zu nehmen. Wider seinen Willen trieben ihn ungünstige Winde auf die Höhe von Hispaniola, das er so gerne vermieden hätte. Um seine Schiffe auszubessern und einen bevorstehenden Sturm abzuwarten, bat er den spanischen Statthalter um die Erlaubniß, ans Land kommen zu dürfen; aber dieser war grausam genug, es ihm zu verweigern. Er setzte darauf seine Entdeckungsreise fort, fand aber

nicht was er suchte, und war überhaupt höchst unglücklich auf dieser Fahrt. Zwei von seinen Schiffen giengen in einem Sturm zu Grunde, die beiden andern scheiterten an der Küste von Jamaika, und nur mit großer Mühe erreichte die Mannschaft das Land.

Nie hatte sich Colombus in einer so verzweifelten Lage befunden. Abgeschieden von der Welt, schien er zum elendesten Tode mit seinen Gefährten bestimmt zu seyn. Doch während alle verzweifelten, sann er allein auf Rettungsmittel. Er sandte zwei seiner kühnsten Seemänner in einem hohlen Baumstamme nach Hispaniola, um daselbst Hülfe zu suchen. Von heißen Wünschen begleitet, reisten sie ab; allein es vergiengen Monate, ohne daß man etwas von ihnen erfuhr. Da alle Rettung unmöglich schien, so überließ sich jeder seinem Ungestümm, und die meisten ergoßen sich in Drohungen und Vorwürfen gegen ihren Anführer. Bald entzweiten sie sich selbst untereinander, und ein Theil begab sich auf die andere Seite der Insel. Ihre Roheit gieng so weit, daß sie die Eingebohrnen, die ihnen bisher gutmüthig Lebensmittel gebracht hatten, grausam mißhandelten. Da sich nun diese zurückzogen, so liefen die Unbesonnenen Gefahr Hungers zu sterben. Doch Colombus fand auch dießmal in seinem unerschöpflichen Geiste ein Rettungsmittel. Er hatte berechnet, daß in Kurzem eine sichtbare Mondfinsterniß

eintreten würde. Diese kündigte er den Indianern als Aeusserungen des Zorns der Götter, wegen der den Spaniern entzogenen Lebensmittel, an. Die Finsterniß trat ein, und die Insulaner legten dem Colombus Lebensmittel zu Füßen, so viel er nur verlangte, und baten ihn, daß er nur die erzürnte Gottheit wieder versöhnen sollte. Colombus versprach es, und mit großem Jubel bemerkten die Indianer bald die Wiedererscheinung des Mondes.

Nachdem Colombus die Einwohner wieder gewonnen hatte, versuchte er auch die Aufrührer zu einem bessern Betragen zurück zu führen. Es gelang ihm nicht, er sah sich vielmehr genöthiget, Gewalt gegen sie zu gebrauchen. Es kam zu förmlichen Feindseligkeiten, in welchen mehrere von beiden Seiten verwundet und getödtet wurden. Seine trostlose Lage schildert am besten ein Brief an König Ferdinand, der in einem alten Buche voll Manuscripten auf der Insel Jamaika gefunden wurde, und in welchem er sich also ausdrückt:

„Herr, Diego Mendes, und die Papiere, die ich ihm mitgebe, werden Ew. Majestät, benachrichtigen, welche reiche Goldminen ich in Veragua entdeckt habe, und wie ich Willens war, meinen Bruder an dem Flusse Berlie zu lassen, hätten nicht der Rathschluß des Himmels und die größten Unglücksfälle es verhindert. Es ist indessen genug, wenn Ew. Majestät und deren Nachfolger den Ruhm

und den Vortheil von allem einerndten, wenn die Entdeckung vollendet wird, und die ersten Einrichtungen einem Glücklichern, als dem unglücklichen Colombus, aufbehalten sind. Gewährt mir Gott die Gnade, ihn (den Mendes) nach Spanien zu führen, so zweifle ich nicht, wird er Ew. Majestät und meine große Gönnerin überzeugen, daß dieß keine Luftschlösser sind, sondern die Entdeckung einer Welt von Unterthanen, Land und Reichthümern, größer als die ausschweifendste Einbildungskraft sie sich hätte vorstellen, oder die Habsucht selbst hätte wünschen können. Aber weder er, noch dieses Papier, noch die Zunge eines Sterblichen kann die Angst und die Leiden meines Gemüths und Körpers ausdrücken, noch das Elend und die Gefahren meines Bruders, meines Sohnes und meiner Freunde schildern. Seit länger als zehn Monaten haben wir uns hier unter freiem Himmel auf den Verdecken unserer gestrandeten und mit Seilen an einander gebundenen Schiffe aufgehalten. Diejenigen von meinen Leuten, die gesund geblieben sind, haben sich unter Peras und Sevilla empört, meine mir treu gebliebenen Freunde sind theils krank, theils gestorben. Wir haben die Vorräthe der Indianer verderbt, und so haben sie uns alle verlassen; deswegen sind wir dem Augenblicke nahe, vor Hunger umzukommen; und dieses Elend wird von so manchen erschwerenden Umständen begleitet, daß es mich zu dem bejammerns-

würdigsten Gegenstande macht, den die Welt jemals sehen kann; gleich als ob das Mißfallen des Himmels der Bosheit Spaniens zu Hülfe käme, und diese Unternehmungen und wichtigen Dienste als Verbrechen bestrafen wollte."

„Gütiger Himmel, und ihr seligen Heiligen, die darin wohnen, möchten doch der König Don Ferdinand und meine erhabene Gönnerin Donna Isabella wissen, daß ich der elendeste Mensch bin, und daß mein Eifer für ihren Dienst und ihren Nutzen mich dazu gemacht hat; denn es ist unmöglich, zu leben, und solche Leiden zu erfahren, wie die meinigen sind. Ich fürchte, und sehe mit Schrekken meiner und dieser braven Leute Untergang, welche um meinetwillen sterben, vor Augen. Ach, Frömmigkeit und Gerechtigkeit sind zu ihren Wohnungen dort oben zurückgekehrt, und es ist ein Verbrechen, den Menschen zu viel Gutes gethan oder versprochen zu haben. Mein Elend macht mir das Leben zur Last, und ich fürchte, die leeren Titel eines beständigen Vicekönigs und Admirals haben mich der spanischen Nation verhaßt gemacht. Es ist sichtbar genug, daß man alle Mittel gebraucht hat, den Faden abzuschneiden, der in Kurzem von selber reissen wird, denn ich werde in meinen hohen Jahren von unausstehlichen Podagraschmerzen gemartert. Ich siehe nun, und sterbe mit diesen und andern Gebrechlichkeiten hin, unter Wilden, wo ich

Lehren, daß sie, mit geringen oder gar keinen Abänderungen, unsern neuesten Liedersammlungen einverleibt werden konnten. Seine Passionslieder: O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben ꝛc. ꝛc., und das noch schönere: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. ꝛc., in welcher Glut der Empfindung sind sie nicht gedichtet! Welcher aufgeklärten Christ schätzt nicht die Gesänge: Befiehl du deine Wege ꝛc. ꝛc., Ich singe dir mit Herz und Mund ꝛc., Sollt ich meinem Gott nicht singen ꝛc., Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele ꝛc. ꝛc., Warum sollt ich mich denn grämen ꝛc., Wach auf mein Herz und singe ꝛc. ꝛc., Wie soll ich dich empfangen ꝛc. ꝛc., Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld ꝛc. ꝛc., Du bist ein Mensch, das weißt du ꝛc. ꝛc., Ich hab in Gottes Herz und Sinn ꝛc. ꝛc., Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun ꝛc. ꝛc., Nicht so traurig nicht so sehr ꝛc. ꝛc. u. v. a.

Und wer war der Dichter dieser geist- und kraftvollen Lieder, die jedem religiösen Gemüthe so theuer sind? Er war in dem sächsischen Städtchen Gräfenhaynichen, unfern Meissen, im Jahre 1607. geboren. Zum Studium der Theologie bestimmt, besuchte er die Universität zu Wittenberg, wurde Probst zu Mittelwalde im Brandenburgischen, und 1657. Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin.

Es herrschten zu jener Zeit zwischen den lutherischen und reformirten Theologen in den branden-

burgischen Staaten viele Zwistigkeiten. Um den Aergernissen, die daraus entstunden, ein Ende zu machen, untersagte der Churfürst Friedrich Wilhelm den Lehrern beider protestantischer Kirchen, die wechselseitige Aufbürdung gehässiger Meinungen und verlangte, daß alle, die schon in geistlichen Aemtern wären, sich durch eine Unterschrift verpflichten sollten, seinen Verordnungen Folge zu leisten. Viele lutherische Prediger, vornämlich die zu Berlin, hielten dieß für unerträglich, und ermunterten sich zur Widersetzlichkeit durch einige Gutachten, die sie von Jena, Wittenberg und Hamburg kommen ließen. Sie beklagten sich überdieß darüber, daß sie von den Reformirten aus mehreren wichtigen Stellen verdrängt worden wären, und wollten sich nicht bequemen, zu den irrigen Meinungen derselben zu schweigen. Dieß hatte die Folge, daß einige lutherische Prediger ihr Amt verloren, und aus dem Lande verwiesen wurden.

Dieses harte Loos traf den frommen Gerhard. Ohne ein sicheres Unternommen zu wissen, wandte er sich 1666. mit den Seinigen von Berlin weg nach seinem Vaterlande Churſachsen, wo sein Schicksal bereits hie und da bekannt worden war. In dem Gasthofe eines Orts, wo die reisende Familie übernachten wollte, saß Gerhards Gattin, in Thränen versenkt, und bejammerte ihr und der Ihrigen hartes Geschick. Ihr Mann suchte sie aufzurichten,

aber seine Worte wollten nicht fruchten, und ein= mal über das andere rief sie schluchzend aus: „Ach, wo sollen wir hin? Was soll nun aus uns werden?“ Gerhard fuhr fort, seiner Gattin männlich zuzu= reden, und tröstete sie unter andern mit den Wor= ten des sieben und dreissigsten Psalms: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Selbst gerührt von Davids vortreff= lichem Spruche, gieng der Dichter hinaus, setzte sich im Garten des Wirthshauses auf eine Bank, und schrieb seinen schönen Trostgesang: Befiehl du deine Wege ꝛc. ꝛc. nach Anleitung jener biblischen Worte nieder, welche auch, in der ursprünglichen Gestalt des Liedes die Anfangsworte der Strophen ausmachen. Als das Lied fertig war, kam Ger= hard in die Gaststube zurück, und las es seiner bekümmerten Gattin vor. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, und die Frau ward vor der Hand ruhiger.

Am späten Abend traten zwei fremde Herren in die Wirthsstube, ließen sich mit dem unbekannten Reisenden in ein Gespräch ein, und erwähnten un= ter andern, daß sie von Merseburg kämen, und nach Berlin reisen wollten. Sie wären, sagten sie, von ihrem Herrn, dem Herzoge Christian von Sachsen=Merseburg, abgesandt, in Berlin einen abgesetzten Prediger, Namens Gerhard, aufzu= suchen. Bei diesen Worten horchte die Gerhardin

hoch auf, und ahnete in ihrer weiblichen Aengstlichkeit schon wieder ein neues Unglück; Gerhard aber erklärte den Abgeordneten, daß er eben der sey, welchen sie aufsuchen sollten. Froh, so unerwartet am Ziel ihrer Reise zu seyn, übergaben Jene Gerharden ein Handschreiben des Herzogs, worin derselbe dem Dichter, dessen widriges Schicksal ihm zu Ohren gekommen war, ein ansehnliches Jahrgeld, bis zu seiner weitern Versorgung, antrug. Gerhard las, und wandte sich dann mit einer Thräne der Rührung an seine Gattin. „Siehe, sprach er, indem er ihr des Herzogs Schreiben hingab, siehe, wie Gott sorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen?"

Das gedachte Lied, welches bald nachher gedruckt wurde, kam in der Folge einmal zufälliger Weise dem Churfürsten Friedrich Wilhelm in die Hände, und gewann dessen Beifall. „Wer mag der Mann seyn, fragte er, der das schöne Lied gemacht hat?" — „Es ist der Gerhard, antwortete man ihm, den Ew Durchlaucht haben Landes verweisen lassen." Jetzt bereuete der Churfürst sein ehemaliges hartes Urtheil, wiewohl zu spät, denn Gerhard hatte wieder ein Amt. Er war von dem Herzoge Christian, als damaligem Besitzer der Niederlausitz, bereits im Jahr 1669. als Oberprediger nach Lübben berufen worden. Hier starb er

am siebenten Junius 1676., in einem Alter von siebenzig Jahren.

Die Prinzessin von Ahlen.

Das braunschweigische Fürstenhaus theilte sich, in der zweiten Hälfte des siebenzehenten Jahrhunderts, in die beiden Hauptlinien Celle und Hannover, welche Georg Wilhelm und Ernst August stiftete. Der letztere war derjenige, der seinem Hause die Churwürde verschaffte.

Georg Wilhelm, Herzog zu Celle, geboren 1624., war einer der tapfersten Fürsten seiner Zeit, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, und Beschüzzer vieler, der Religion wegen, aus Frankreich geflüchteter Familien. Bis ins ein und vierzigste Jahr blieb er unverheurathet, als er unvermuthet eine Gattin wählte. Auf einer Reise nach Holland, die er im Jahr 1665. vornahm, lernte er ein sehr artiges Frauenzimmer, Eleonora d'Olbreuse aus Poitou in Frankreich, kennen, und ward von ihren Reizen so gefesselt, daß er sie zu seiner Gattin erkohr, ohne sich um das Mißverhältniß des Standes zu bekümmern. Man nannte sie anfangs Frau von Harburg, in der Folge aber ward sie in den Reichsfürstenstand erhoben. Die einzige Frucht dieser ehelichen Verbindung war die sogenannte Prinzessin von

Ahlen, Sophie Dorothea, geboren 1666. Sie wurde an dem Hofe ihres Vaters, wo, wie einst ein witziger Franzose sich äusserte, der Herzog der einzige Fremde, d. h. der einzige Teutsche war, nach französischen Grundsätzen erzogen. Die Prinzessin war noch ein Kind von neun Jahren, als sie schon mit dem wolfenbüttelschen Erbprinzen August Friedrich verlobt wurde; und als dieser starb, bewarben sich die mächtigsten teutschen Fürsten um die Hand der muntern, frohsinnigen und reitzenden Prinzessin, unter deren Reitzen das Erbe eines Herzogthums wohl nicht der geringste war.

Die Politik gab, wie gewöhnlich, den Ausschlag. Die Prinzessin mußte den Churprinzen Georg Ludwig von Hannover, nachmaligen König Georg den Ersten von England, heurathen. Sie war zur Zeit ihrer Verheurathung erst sechzehn Jahre alt, und zeichnete sich sowohl durch ihre große körperliche Schönheit, als auch durch ihre geistigen Talente aufs vortheilhafteste aus. Aber weder ihre persönlichen Reitze, noch ihre geistigen Vorzüge konnten die Zuneigung ihres Gemahls auf immer fesseln. Er war ein kalter, rücksichtsloser Ehemann, und nachdem ihm seine liebenswürdige Gemahlin einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, vernachläßigte er sie ganz, und hieng sich an eine Maitresse. Um so mehr blieb das Herz seiner jungen Gemahlin für eine feurige Liebschaft empfänglich.

Unter den Personen, die sich am hannövrischen Hofe befanden, zeichnete sich ein junger Graf von Königsmark durch Körperreitz, Witz und Galanterie so vortheilhaft aus, daß alle jungen Damen ihn zum Gegenstande ihrer Eroberungsbegierden machten. Am Hofe zu Celle mit der Prinzessin Sophie erzogen, theilte er mit ihr frühzeitig ein inniges Gefühl der Freundschaft. Er war ihr nach Hannover gefolgt, um durch sie sein Glück zu machen. Fast täglich war er in Gesellschaft des Prinzen Karl, eines Bruders des Churfürsten, der an seinem Umgange viel Gefallen hatte. Durch diesen erhielt er oft Gelegenheit, die Prinzessin zu sehen und zu sprechen. Seine Leidenschaft für dieselbe wurde immer stärker; um so weniger konnten seine Bewerbungen verborgen bleiben. Niemand empfand das übler, als die Maitresse des Churfürsten, die schöne Gräfin von Platen, die selbst ein Auge auf den reizenden Grafen von Königsmark geworfen hatte, ohne von ihm geachtet zu werden. Ihr Stolz fand sich dadurch beleidigt, und es konnten in ihrem Herzen Gedanken der Rache um so mehr Raum gewinnen, da die Prinzessin Sophie ihr gelegenheitlich manche bittere Spötterey sagte.

Der Churprinz fuhr inzwischen fort, seine Gemahlin zu vernachläßigen, und sie bei mancherlei Veranlassungen das Gewicht seiner Abneigung auf eine höchst unanständige Art fühlen zu lassen. Als

sie ihm eines Tages darüber Vorwürfe machte, gerieth er so sehr in Zorn, daß er sie bei der Kehle faßte, und daß nur ihr ängstliches Schreien, durch welches Leute herbei gelockt wurden, sie vielleicht von einer noch schlimmern Mißhandlung rettete. Wüthend kündigte ihr nun Georg seine unversöhnliche Feindschaft an, und hielt nur allzutreulich Wort. Um ihre traurigen Empfindungen zu besänftigen, reiste Sophie manchmal an den elterlichen Hof nach Celle; allein auch dieser Aufenthalt war nicht im Stande, ihren Kummer zu besiegen. Alles, selbst der alte Churfürst Ernst August, ein schwacher, argwöhnischer und heftiger Fürst, war gegen die Prinzessin eingenommen. Besonders gab ihr Umgang mit Königsmark fast jeden Tag neuen Stoff zu heimlichen Zuflüsterungen und verunglimpfenden Bemerkungen. In diesem Gedränge beschloß die Prinzessin, mit Hülfe des Fräuleins von Molk, ihrer Hofdame, und Königsmark zu entfliehen. Der Plan wurde aber, bevor er noch zur Ausführung reif war, entdeckt, und Königsmark flüchtete, durch einen anonymen Brief gewarnt, nach Polen. In einer lustigen Gesellschaft war er, vom Wein zur Offenherzigkeit gestimmt, so unvorsichtig, von seinem Einverständnisse mit der Prinzessin zu erzählen, und von ihrem Gemahle in sehr unehrerbietigen Ausdrücken zu sprechen. Alles dieses schrieb ein ehemaliger Officier des Churfürsten nach Hannover.

Andere Ereigniſſe, die an Höfen ſo häufig wechſeln, brachten das Vorgefallene in Vergeſſenheit. Königsmark kam wieder nach Hannover zurück, und die frühere Vertraulichkeit zwiſchen ihm und der Prinzeſſin fand abermals ſtatt. Eines Tages ließ ſie ihm durch das Fräulein von Molk wiſſen, er ſollte um Mitternacht ſich in ihr Zimmer verfügen, um mit ihm den Plan zu einer neuen Flucht zu verabreden. Er kam zur geſetzten Stunde, und verließ das Zimmer der Prinzeſſin erſt gegen Tages Anbruch. Kaum war er aber auf die Gallerie gekommen, als er ſich von vier Gardiſten angefallen ſah. Zwar wehrte er ſich ſo gut, daß er einem derſelben eine tödtliche Wunde beibrachte; aber ſeine Klinge zerbrach, und er ſank bald darauf, von mehreren Stichen durchbohrt, nieder. „Durch mein Blut, rief er ſterbend, mag die Rache befriediget werden; aber Sophie iſt unſchuldig!“ Man zeigt noch jetzt die Stelle, wo die Mordthat verübt wurde. Der Churfürſt, dem die nächtliche Zuſammenkunft verrathen worden war, hatte verkleidet die Mordſcene mit angeſehen, und ſeine rachſüchtige Maitreſſe, die Gräfin von Platen, trug wohl die meiſte Schuld dabei. Weil Königsmark ihre Leidenſchaft verſchmähte, ſo hatte ſie ihm den Untergang geſchworen. Der Leichnam des Ermordeten wurde in eine Kloake geworfen, die man zumauerte. Unter ſeinen Papieren fand man verſchiedene

Briefe von der Prinzessin, deren Inhalt nicht bekannt geworden ist.

Der Churprinz war gerade bei der Armee, ferne von Hannover, als der Mord verübt wurde. Da er seine Gemahlin nie geliebt hatte, so maß er der Nachricht seines Vaters von ihrer Untreue vollen Glauben bei, und billigte alle Maaßregeln desselben. Selbst ihr Vater, der Herzog von Celle, dessen Liebling sie war, scheint über ihre Schuld keinen Zweifel gehegt zu haben, denn er blieb auch nach diesem tragischen Vorfalle, beständig in freundschaftlichem Verhältniß mit dem Churfürsten von Hannover und mit seinem Schwiegersohne.

Die Prinzessin Sophie war sogleich nach Königsmarks Ermordung, nebst dem Fräulein von Molk, verhaftet worden. Ein Gardekapitain, der ihr die Nachricht von dem Tode ihres Vertrauten brachte, meldete ihr zugleich, daß das Schloß Ahlen, oder Alden an der Aller, zu ihrem künftigen Aufenthalte bestimmt sey. Sie wurde daselbst von lauter fremden Dienstboten bedient. Die Konsistorien von Hannover und Celle, welche über das Verhalten der Prinzessin zu Rathe gezogen wurden, erkannten auf Ehescheidung, und diese wurde am acht und zwanzigsten December 1694. förmlich ausgesprochen.

Nach dem Tode des Churfürsten Ernst August, der im Jahr 1690 erfolgte, und dessen Groll

nur mit seinem Tode endete, erhielt die unglückliche Sophie zwar mehr Freiheit in ihrer Gefangenschaft, aber ihre Abgeschiedenheit von der Welt dauerte fort bis an ihren Tod. Sie endete ihr trauriges Leben, nach einer zwei und dreissigjährigen Gefangenschaft, auf dem Schlosse zu Ahlen, an dreizehnten November 1726., in einem Alter von ein und sechzig Jahren. Sieben Monate nach ihrem Tode starb auch ihr Gemahl, den sie zum Erben von Lüneburg und Celle gemacht hatte, und der seit 1714. als König Georg der Erste auf dem Throne von Großbritannien saß. Hätte sie den Tod ihres Gemahls erlebt, so wäre sie in Freiheit gesetzt, und als verwittwete Königin von Großbritannien anerkannt worden. Denn ihr Sohn, der nun als Georg der Zweite den großbritanischen Thron bestieg, liebte seine Mutter auf's zärtlichste, und war von ihrer Unschuld auf's vollkommenste überzeugt. Er machte einst den Versuch, sie zu sehen, und schwamm zu Pferd über die Aller zu dem Schlosse, das sie bewohnte. Da aber der Aufseher des Schlosses, ein Herr von Bülow, sich Verantwortung zuzuziehen befürchten mußte, so verhinderte er die Zusammenkunft, und der Prinz mußte zurück kehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Das Andenken an seine Mutter war ihm fortwährend so heilig, daß er ihr Bildniß heimlich bei sich trug. Sein Vater war zu Osnabrück, auf einer Reise in seine

teutschen Staaten, gestorben. Als die Nachricht von dem Tode desselben nach London kam, fand man in den Kleidern des Prinzen das Miniaturgemählde seiner Mutter.

Während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft hatte sich die Prinzessin mit eben so viel Milde als Würde betragen. So oft sie das heilige Abendmahl nahm, welches jede Woche einmal geschah, betheuerte sie jedesmal bei dieser feierlichen Gelegenheit, daß sie des ihr angedichteten Verbrechens nicht schuldig sey. Man erzählt auch, daß sie bei einem Versöhnungsantrage von Seiten ihres Gemahls, im stolzen Bewußtseyn ihrer fleckenlosen Tugend, geantwortet habe: Ist das wahr, dessen ich beschuldigt ward, so bin ich seines Bettes und Thrones unwerth; ist es aber nicht wahr, so ist er meiner nicht würdig. Ich nehme sein Erbieten nicht an."

Nach Verlauf eines so langen Zeitraums ist es unmöglich, die Umstände dieser geheimnißvollen Begebenheit, worüber damals niemand am hannövrischen Hofe seine Meinung sagen durfte, zu durchschauen. Allein der plötzliche Meuchelmord Königsmarks scheint für die Unschuld der Prinzessin zu zeugen. Wäre sein Verbrechen des Beweises fähig gewesen, so würde man ihn verhaftet und zum Verhör geschleppt haben, um ihn mit der unglücklichen Sophie zusammen zu stellen, und von beiden ein Geständniß zu erpressen. Viele angesehene Personen

haben nach Ernst August's und Georgs des Ersten Tode, zu Hannover offen erklärt, daß sie den auf die Prinzessin geworfenen Verdacht für falsch und ungerecht halten.

Cartouche,

Ein berüchtigter Räuber.

Als das größte Diebsgenie seiner, und vielleicht aller Zeiten, ist Cartouche allgemein bekannt geworden, und in unrühmlichem Andenken geblieben. In der französischen Sprache bezeichnet sein Name jeden Dieb und Strassenräuber. „Ein zweiter Cartouche!" ruft man, wenn von einem recht schlauen Gauner die Rede ist.

In Paris wurde der Bösewicht gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts geboren, und in der Taufe erhielt er den Namen Louis Dominique. Schon als Knabe verrieth er einen entschiedenen Hang zu Diebereyen, und da kein Zuchtmittel anschlagen wollte, so wurde er zuerst aus der Schule, und endlich auch aus dem väterlichen Hause gejagt. Dieß brachte ihn in keine Verlegenheit, vielmehr trat er sogleich unter eine Räuberbande, welche die Normandie in Schrecken setzte. Da ihm indessen Paris einen größern Spielraum für seine ehrlosen

Künſte darbot, ſo kehrte er dahin zurück, und ward bald das Oberhaupt einer Bande von Banditen, die ihm ergeben waren. Er gab ſeiner Geſellſchaft eine förmliche Organiſation, entwarf Geſetze, verband die Glieder durch feierliche Eide, und ſeine deſpotiſche Gewalt erſtreckte ſich ſogar über Lebe nund Tod der Verbündeten, deren Zahl faſt täglich zunahm.

An der Spitze dieſer Geſellſchaft gefährdete Cartouche die öffentliche Sicherheit und das Privateigenthum auf eine vorher ganz unbekannte Weiſe. Eine lange Zeit hörte man in Paris täglich von neuen Diebſtählen, Plünderungen, Raub und mancherlei feinem Betrug. Von der letztrn Art ein Beiſpiel zur Prebe.

Cartouche begegnete einſt auf dem Wege zwiſchen Paris und Verſailles gegen Abend einem armen Beſenbinder. Er betrachtete den Mann mit Aufmerkſamkeit, und fand, daß ſeine Phyſiognomie ſich trefflich geſchickt haben würde, einen ehrwürdigen Biſchof vorzuſtellen. Dieß denken, und einen Diebsplan entwerfen, war eins. Er ritt auf den Menſchen zu, hielt ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und ſchrie: „Kerl, du mußt ſterben! ich bin Cartouche.“ Der arme Mann fiel auf die Erde, und jammerte: „Mein Gott, was wollen Sie von mir? Ich habe keinen Heller Geld, kann Ihnen nichts geben, als den alten Rock, den ich auf dem Leibe trage.“ — „Ich verlange deinen Rock nicht

antwortete Cartouche, aber du mußt mir verspre-chen, alles zu thun, was ich von dir verlangen werde.“ Der Besenbinder gelobte dieß, und Car-touche fuhr fort: „Du mußt sogleich mit mir gehen; ich werde dich diese Nacht beherbergen, und dir gut zu essen, zu trinken, und noch obenderin Geld geben. Morgen frühe leg' ich dir prächtige Kleider an, und fahre in einer Kutsche mit dir aus — das Weitere wirst du schon erfahren. Aber das verlang' ich von dir, daß von jetzt an, bis Morgen Nachmittag um vier Uhr keine andere Sylbe aus deinem Munde komme, man frage dich um was man wolle, als die beiden Worte: Oui Monsieur. Entwischt deinen Lippen ein einziger anderer Laut, so bist du des Todes.“

Der Besenbinder war froh, so wohlfeil davon zu kommen, und versprach alles. Cartouche nahm ihn mit sich, und verpflegte ihn bis zum andern Morgen köstlich. Darauf kleidete er ihn wie einen auswärtigen Bischof, er selbst aber wählte den An-zug eines Domherrn; ein anderer Dieb stellte einen Weltgeistlichen von niederer Ordnung vor; noch zwei Schelme von der Bande wurden als Livreebediente ausstaffirt. Man nimmt eine Miethkutsche, der Bi-schof wird hineingepackt, die beiden geistlichen Her-ren setzen sich ihm gegen über, die Lakaien steigen hinten auf, und so fährt man zu einem Kaufmann, der mit prächtigen reichen Stoffen handelt.

Cartouche, nachdem er den Besenbinder aus dem Wagen gehoben hat, und mit seinem Gefolge in den Laden getreten ist, nimmt das Wort, und erzählt dem Kaufmann: „Monseigneur, der Bischof, wolle bei ihm die besten Gold- und Silberstoffe sehen, um für eine neu erbaute Kapelle, Ornate und Meßgewänder von allen Farben, zu den verschiedenen Festen zu kaufen.“ Dem Handelsmanne giebt die Aussicht zu so reichem Gewinne hundert Beine; alle Ladendiener werden in Bewegung gesetzt; man stellt einen Sessel in den Vorraum, auf welcher Monseigneur, dem Besenbinder, sich ziemlich tölpelhaft hinwirft. Man holt die besten Stücke Stoff her, und Cartouche zeigt sie einzeln dem vermeinten Bischofe: „Fänden es Monseigneur nicht gut, daß wir von diesem Stücke nähmen? — Glauben Monseigneur nicht, daß wir von jenem für das Jubiläum kaufen sollten?“ — Der Besenbinder antwortete befohlnermassen immer: „Oui, Monsieur.“

Es wurden ohngefähr für zwanzigtausend Livres ausgenommen; die Rechnung wird gemacht, und der Kaufmann gefragt: ob er lieber Silbermünze oder Gold haben wolle? Dieser versicherte mit großen Reverenzen, daß er das der Willkühr Seiner Hochwürden Gnaden lediglich überlassen wolle. Nun wendet sich Cartouche an den Bischof mit den Worten: „Da wir zu Hause noch so viel Silbergeld liegen haben, so fänden Monseigneur es viel-

nicht hinreichte, sich genugsam mit Kerzen zu versehen, so schrieb er manches Stück von einem alten Autor vor der Oeffnung des Ofens ab.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam, der sich den größten Theil seines Lebens in Basel aufhielt, wollte Platern einem großen Herrn zur Unterstützung empfehlen, damit er sich ganz den Wissenschaften widmen könnte. Aber Plater verbat es sich, denn er liebte seine Profession, und wollte sie mit gelehrten Arbeiten verbinden. Er zog in sein Vaterland, fieng mit geborgten fünfzehn Batzen eine eigene Haushaltung an, trieb das Seilerhandwerk, verkaufte Obst, schenkte Wein aus, und hielt daneben Schule. Zuletzt begab er sich doch ganz nach Basel, und hielt Schulen mit einer Besoldung von achtzig Gulden. Einige Zeit hernach verband er sich mit dem Buchdrucker Oporin, seinem ehemaligen Schüler, und erst nachdem er mit allen Arten von Schwierigkeiten gekämpft hatte, genoß er noch zuletzt die Früchte seines nicht zu ermüdenden Fleisses. Er wurde Professor der griechischen Sprache am Pädagogium zu Basel, errichtete nachher eine Druckerei, hielt Kostgänger, und widmete sich zuletzt von neuem dem Schulunterrichte. Sein Leben endigte er den sechs und zwanzigsten Januar 1582., in einem Alter von drei und achtzig Jahren.

Hugo Grotius,

Schwedischer Gesandter am französischen Hofe.

Als im Jahr 1583. am zehnten April, das Osterfest gefeiert wurde, da ward Hugo Grotius zu Delft in Holland geboren. Er entstammte einem alten adelichen Geschlechte, das, bekannt unter dem Namen de Cornets, in der Grafschaft Burgund seinen Ursprung genommen hatte. Aber sein Urgroßvater, Corneille de Cornets, heurathete im Anfange des Jahrhunderts Ermengarde, Tochter des Bürgermeisters in Delft, Diedrichs de Groot. Die Vorfahren des letztern hatten, wie man sagte, durch große Verdienste den Beinamen de Groot, der Großen, erworben, wenigstens hatten sie ihn, wie man wußte, eine lange Zeit hindurch mit Ruhm geführt. Söhne hatte Diedrich nicht, die seinen Namen bei der Nachwelt hätten erhalten können, und es schien ihm traurig, daß von ihm die Kette des angesehenen Geschlechts zerrissen werden sollte. Darum gab er seine einzige Tochter dem Corneille de Cornets nur unter der Bedingung, daß er seinen Nachkommen mit dem Namen de Groot den Adel seines Stammes übertragen möchte. Corneille's und Ermengarde's Sohn wurde daher Hugo de Groot genannt. Dieser Hugo aber

hatte zwei Söhne, von welchen der junge Vater des Hugo war, von dem hier die Rede ist. Johann de Groot, so nannte er sich, war Doctor beider Rechte, Bürgermeister in Delft und Kurator der Universität zu Leiden. In dieser letzten Würde hatte er einen großen Theil des Schicksals dieser Hochschule in Händen. Er bewies redlichen Eifer für die Wissenschaften, und zeigte sich überhaupt seines Postens würdig.

Von einem solchen Vater und einer edlen Mutter, Alida von Overschie, wurde Hugo Grotius erzeugt. Die Natur hatte den Knaben, so sehr als irgend einen ihrer Lieblinge, mit ihren schönsten und seltensten Gaben geschmückt. Seine schöne Gestalt, seine einnehmende Gesichtsbildung und die Anmuth, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, entsprachen vollkommen der innern Schönheit seiner Seele, so wie sein sanftes treffliches Herz mit seinem großen, alles umfassenden Verstande, stets in dem schönsten harmonischen Einklang stand. Eine sehr zweckmäßige Erziehung förderte die schnelle Entwicklung seiner ausserordentlichen Talente. Zu einer Zeit, da Andere kaum mit den Anfangsgründen von einer oder ein Paar verwandten Wissenschaften bekannt zu seyn pflegen, lagen schon die meisten vor ihm ganz offen. Verstand, Witz, Scharfsinn — alles gelangte bei ihm zu einer frühen Stärke. Gedächtniß und Einbil-

dungskraft, gewöhnlich bei Kindern besonders lebhaft und vorherrschend, wußte er schon im Kindesalter den höhern Kräften unterzuordnen. Er war noch nicht neun Jahre alt, als er schon in lateinischer Sprache Verse machte, die seinem Vater lieb waren, und nicht ohne den Beifall der Kenner blieben. Besonders zeigte er eine bewundernswürdige Fertigkeit in Sinngedichten.

In seinem zwölften Jahre hatte Grotius schon so gründliche Religionskenntnisse erlangt, daß er seine Mutter, die sich zur römischen Kirche hielt, von dem Ungrund mancher Lehrsätze in ihrem Glauben überzeugte, und sie geneigt machte, sich zur protestantischen Kirche zu bekennen. Noch in demselben Jahre begann er zu Leiden seine akademische Laufbahn, und machte unter der Leitung der berühmtesten Lehrer bewundernswürdige Fortschritte in den höheren Wissenschaften. In seinem vierzehnten Jahre disputirte er öffentlich über verschiedene Gegenstände der Mathematik, Philosophie und Jurisprudenz, und erhielt den Beifall, den er sich schon oft durch Umgang, Gedichte und Aufsätze erworben hatte. Man hielt ihn jetzt schon für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, denn man vergaß, daß ihm wegen seines Alters der Name eines Jünglings, oder vielmehr eines Knaben, gebührte.

Als Grotius Leiden verlassen hatte, begleitete er den holländischen Gesandten Oldenbarneveld

an den Hof König Heinrichs des Vierten nach Frankreich. Die Gelehrten nahmen den siebenzehnjährigen Jüngling, dem der Ruf seiner Gelehrsamkeit vorangegangen war, mit Achtung auf, und vom Könige empfieng er, als Zeichen der Gewogenheit, eine goldene Kette und eine Münze mit dem königlichen Bilde.

Nach der Rückkehr von dieser Reise, während welcher Grotius die Würde eines Doctors der Rechte erhalten hatte, trat er als Sachwalter auf. Allein die juristische Praxis gefiel ihm nicht, weil „das bloße Geschäft des Rechtsgelehrten keinen grossen Mann machen kann, woferne nicht die Beredsamkeit dabei angewandt werden muß," und weil sie ihn an den Fortschritten in der Gelehrsamkeit hinderte. Indessen waren es doch wohl diese Beschäftigungen, welche ihm den nicht unbedeutenden Posten eines Generaladvokaten von Holland, Seeland und Westfriesland verschafften, und im Jahr 1613. seine Ernennung zum Syndikus von Rotterdam und Beisitzer im holländischen Staatsrathe bewirkten. Schon einige Jahre zuvor hatte er zu Gunsten der Holländer eine lateinische Schrift über die Freiheit des Meeres, und eine andere über die niederländischen Alterthümer herausgegeben. Bei den damaligen Streitigkeiten zwischen England und Holland, wegen der indischen Schiffahrt, vertheidigte er, als holländischer Gesandter am Hofe König Ja-

lobs des Ersten, die Handelsfreiheit seiner Nation mit dem besten Erfolge.

Zu eben der Zeit ward der holländische Staat und die Kirche durch eine theologische Streitigkeit zerrüttet, die zu Leiden ausbrach, und sich über die ganze Republick verbreitete. Zwei Professoren daselbst, Jakob Arminius und Franz Gomarus waren über die Lehre von den göttlichen Rathschlüssen verschiedener Meinungen. Das machte grosses Aufsehen; auf allen Kanzeln hörte man vom Rathschlusse Gottes predigen; und in allen Bierhäusern darüber disputiren. Aus den Disputen wurden Prügeleyen, und aus den theologischen Streitigkeiten bürgerliche Factionen. Moriz, Prinz von Oranien, ermunterte die Gomaristen, und suchte diese Unruhen zur Unterdrückung seines Vaterlandes zu nutzen, dessen Rechte er vorher patriotisch vertheidiget hatte. Oldenbarneveld, seit der Rückkehr von der französischen Gesandschaft, Advokat von Holland, ein erlauchter Bürger, der sich durch jede Art der Tugenden und der Vaterlandsverdienste auszeichnete, nahm die Arminianer in Schutz, und wachte über die Freiheit des Staats. Die Folge davon war, daß er verhaftet, und im Jahr 1619. durch einen ungerechten Urtheilsspruch enthauptet, sein Anhänger Grotius aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurde.

Umsonst widersetzten sich dieser Gewaltthätigkeit

die Staaten von Holland und der französische Gesandte. Grotius wurde als Staatsgefangener auf das Schloß Löwenstein gebracht, und zugleich aller seiner Güter verlustig erklärt. Seinen Verhaft erleichterte er sich im Umgange mit den Musen, und besonders auch durch religiöse Betrachtungen. Damals entwarf er den Plan zu seinem unsterblichen Werke über die Wahrheit der christlichen Religion. Zum Gebrauche der ostindischen Seefahrer schrieb er es zuerst in niederländischen Versen, später in lateinischen Versen, und endlich in Prosa mit gelehrten Anmerkungen. Es ist mit möglichster Klarheit und Popularität, in zweckmäßiger Kürze, in kurzen Abschnitten, in wohlüberlegter Ordnung und mit Eleganz geschrieben, die Noten aber verrathen tiefe Gelehrsamkeit.

Schon einige Jahre hatte der edle Patriot im Gefängniß geschmachtet, als ihm die List seiner Gemahlin, Maria Reigersberg, die Freiheit verschaffte. Oefters schon hatte ihm diese große Kisten, mit Büchern angefüllt, in das Gefängniß geschickt, gegen welche Grotius gewöhnlich wieder eben so viele zurücksandte. Sehr genau durchsuchten jedesmal die Wachen diese Kisten; da sie aber stets nichts als Bücher, und abermal Bücher, darin fanden, so wurden sie des zwecklosen Durchsuchens endlich müde, und ließen nun die ihnen schon bekannten Kisten undurchsucht hin und her passiren.

Jetzt schloß sich der Gefangene in eine solche, leer gemachte Kiste ein, und entkam auf diese Art glücklich den Händen seiner Feinde. Anfänglich durchreiste er die spanischen Niederlande, und gieng hierauf nach Paris. Wo er hinkam fand er Gönner, Freunde und Verehrer, und der König von Frankreich setzte ihm ein ansehnliches Jahrgehalt aus. Er lebte zufrieden unter gelehrten Arbeiten, und zwar unter solchen von denen er sich zugleich politischen gemeinnützigen Einfluß versprach. Unter andern schrieb er sein großes Werk vom Rechte des Krieges und des Friedens, in welchem er das ganze allgemeine Naturrecht, das Völker- und Staatsrecht umfaßte. Es wurde allgemein bewundert, öfters gedruckt, in mehrere Sprachen übersetzt, und gilt noch jetzt für ein klassisches Werk.

Die jeder schönen Seele eigene Anhänglichkeit an den heimischen Boden machte, daß er sein, obschon undankbares Vaterland, nicht vergessen konnte. Er sehnte sich nach demselben zurück, und als Prinz Moritz 1625. gestorben war, machte er eine Reise dahin. Aber mit dem Tode der Prinzen war der politische und religiöse Factionsgeist, welcher die Gemüther der Niederländer Jahre lang gegen einander erbittert hatte, noch nicht erloschen. Auch schon halb erstickte Leidenschaften werden durch Rückerinnerung nicht selten auf's neue wieder entflammt, und Grotius, fand bald für rathsam, sein Vater-

land auf's neue wieder zu verlassen. Sobald es bekannt wurde, daß er von seinem Vaterlande abermals ausgestossen sey, versuchten mehrere Könige und Fürsten, voll Achtung für seine umfassenden Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, ihn sich zu verbinden, und machten ihm Vorschläge, die der Annahme würdig schienen.

Des großen Gustav Adolphs Tochter, die Königin Christine, faß damals auf dem schwedischen Thron. Liebe zu soliden Wissenschaften und hohe Werthschätzung des verdienstvollen, wirklichen Gelehrten, waren hervorstechende Züge in dem Charakter dieser Fürstin. Sie nahm den edlen Verbannten in ihren Schutz, ernannte ihn zum geheimen Rath, und bald darauf zu ihrem bevollmächtigten Minister in Paris. Eilf Jahre bekleidete er diese Würde auf eine Art, welche das große Zutrauen der Monarchin zu ihm vollkommen rechtfertigte. Aber für Grotius waren Würden und Ehrenstellen nicht das höchste Gut; sein Geist sehnte sich nach etwas Höherem. „Für mich ist, schrieb er von Paris an seinen Vater, ein stilles, ruhiges Leben weit anziehender, als das Geräusch der Höfe und das Getümmel der Welt. Mein sehnlichster Wunsch ist, von Geschäften entfesselt, mich blos mit Gott zu beschäftigen, und dann der Nachwelt noch einige nützliche Werke hinterlassen zu können.“ Um diesen heissen Wunsch seines Herzens zu befriedigen, gieng

er endlich nach Stockholm, und bat die Königin um seine Entlassung. Ungerne willigte Christine in sein Verlangen, gab jedoch seinen wiederholten Bitten nach, und entließ ihn, überhäuft mit allen Merkmalen ihrer Gnade und innigsten Hochachtung.

Grotius gieng zu Schiffe, um sich nach Lübeck zu begeben: wohin er weiter wollte? ist nicht zuverläßig bekannt, denn er hat das Ziel seines Weges nicht erreicht. Ein heftiger Sturm wüthete; das Schiff, auf welchem Grotius sich befand, wurde weit von der Richtung seines Laufs getrieben, und gegen Pommerns Küste geworfen. Er war gezwungen, in einem offenen Wagen den Weg nach Lübeck zu nehmen, und kam krank in Rostock an. Ein Arzt, den er rufen ließ, verbarg ihm nicht, daß sein Zustand bedenklich sey, und daß der Gedanke nicht unheilsam seyn würde, er stehe an der dunkeln Schwelle der Ewigkeit. Der Kranke ließ darauf einen Geistlichen lutherischer Konfession bitten, ihm in den schwachen Augenblicken des schwindenden Lebens das Heilige gegenwärtig zu erhalten. Es geschah, und unter erbaulichen Gesprächen nahete sich der Kranke seinem Ende. Zuletzt betete der Geistliche mit ihm, und fragte, ob er es verstünde? Er antwortete: „die Worte verstehe ich wohl, aber kaum fasse ich den Sinn.“ Als er dieß mit Ruhe gesagt, und sich mit Anstrengung zusammen gefaßt hatte: da verließ ihn sanft und leise die Seele in

der Stunde der Mitternacht des acht und zwanzigsten Auguſt 1645.; zwar im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters, aber dennoch viel zu früh für die Wissenschaften, für seine Zeitgenossen und die Nachwelt. Seine entseelte Hülle ward nach Delft, seiner Vaterstadt, gebracht, welche ihm ungefähr hundert Jahre nachher ein prächtiges Denkmahl errichteten, und Medaillen prägen ließ, mit der Inschrift: „Hugo Grotius, dem Phönix seines Vaterlandes, dem Orakel von Delft, dem großen Geist, dessen Licht die ganze Welt erleuchtete.“

Es ist menschlich und daher verzeihlich, wenn eine Stadt, stolz auf das große, allgemein anerkannte Verdienst eines ihrer Söhne, bei den Beweisen ihrer Liebe und Verehrung, in den Fehler der Uebertreibung verfällt. Indessen war dieser ausgezeichnete Mann, der die seltenste Ueberlegenheit des Geistes, veredelt durch die seltenste Reinheit des Gemüths, in allen Verhältnissen seines Lebens entfaltete, unstreitig eine der größten Zierden des siebenzehnten Jahrhunderts. Er war nicht nur ein, alle Zweige des Rechts, so wie das ganze Gebiet der Politik, umfassender Jurist und vollendeter Diplomatiker, sondern er war auch ein gründlicher Theolog, glücklicher Dichter und trefflicher Geschichtschreiber. Das Natur- und Völkerrecht existirte vor ihm nicht als Wissenschaft, und erst seit Erscheinung seines Meisterwerks vom Rechte des Krie-

ges und Friedens wurden allmählich auf den europäischen Hochschulen eigene Lehrstühle für das Naturrecht eröffnet. Sein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion, und sein Kommentar über die Bibel, werden bis diesen Tag von den ersten Theologen als klassische Werke verehrt und benutzt. Seine niederländische Geschichte athmet ganz den Geist eines Sallust und Tacitus, und verbindet tiefe Gelehrsamkeit und Sachkenntniß mit Welt- und Menschenkunde, ausgebildeten Geschmack und klassische Eleganz mit großer Gesinnung und altrömischem Patriotismus. Bei seinem thätigen, oft wechselnden, und nicht selten stürmischen Leben ist es zu bewundern, wie er die Welt mit so vielen kostbaren Produkten seines Geistes bereichern konnte. Von allen seinen Werken hat man Uebersetzungen in mehreren Sprachen, und sein Werk von der Wahrheit der christlichen Religion wurde nicht allein in das Französische, Deutsche und Englische, sondern sogar in das Neugriechische, Arabische und Persische übersetzt.

Bei einem wahrhaft genialischen Kopfe, bei ausserordentlichen, ganz ungewöhnlichen intellectuellen Kräften, und bei einem ungeheuren Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen, blieben Verstand und Herz bei ihm stets unverdorben, und von jeder Anwandlung des Stolzes, von jedem Eigendünkel unendlich weit entfernt. Aber eben so

unwillig trug auch sein stets freier Geist die Fesseln des blos Hergebrachten, und sein tiefer, mit dem reinsten Willen unzertrennlich geparter Sinn wußte das Gute und Schöne zu schätzen, wo er es fand. Verehrung seinem Andenken.

Aldringer,

Kaiserlicher General.

Der dreissigjährige Krieg stellt mehrere Beispiele auf, daß Männer von Kopf und Tapferkeit sich aus niedrigem Stande in die Höhe schwungen. Einer derselben ist Aldringer.

Johann Aldringer, der Sohn dürftiger Eltern, die sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit nährten, war aus dem Luxemburgischen gebürtig. Um sein Brod zu verdienen, vermiethete er sich als Bedienter bei zwei jungen französischen Edelleuten, und begleitete sie nach Paris, wo sie den Studien obliegen sollten. Später bereiste er in ihrer Gesellschaft Italien, und da er einen natürlich guten Verstand hatte, so benutzte er jede Gelegenheit, etwas zu lernen, so gut, daß er, als ihn seine Reise nach Trient führte, eine nicht unbeträchtliche Stelle in der Kanzley des dortigen Bischofs erhielt.

Gewöhnlich hat ein Ausländer, wenn er Andern vorgezogen wird, doppelt die Verfolgungen des Neides und der Eifersucht zu erwarten. Dieß war Aldringers Fall. Seine Kollegen machten ihm so viel böse Stunden, daß er den Entschluß faßte, seine Stelle zu verlassen, und jede Lebensart zu ergreifen, die sich ihm zuerst darbieten würde. Mit dieser trotzigen Stimmung gieng er auf's Gerathewohl von Trient weg, und wanderte auf Inspruck zu, entschlossen, sich an die anzuschließen, die ihm auf dem Wege begegnen würden. Es waren Werber, auf die er zuerst stieß, und Aldringer bot sich ihnen als gemeiner Lanzenknecht an. Als ein Mann von Kopf und Herz fand er sich leicht in die Pflichten seines neuen Berufs, den er liebgewann; sein Wohlverhalten aber, und mehr noch seine Brauchbarkeit mit der Feder und mit dem Degen machten ihn früh bekannt. Den letztern mit Auszeichnung zu führen hatte er schon als Lieutenant, in der Vertheidigung eines Postens, glücklicher Weise Gelegenheit gefunden. So stieg er von einer Stufe des Dienstes zur andern schnell empor, ward 1622. Oberster, und wurde 1625. vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben.

Als kaiserlicher Bevollmächtigter nahm Aldringer für Wallenstein, zu dessen Günstlingen er gehörte, Mecklenburg in Besitz, und durchzog verwüstend einen großen Theil von Nordteutschland.

Auch in Italien kämpfte er 1630. siegreich, nahm Belforte und Gazzola ein, und legte bei der Eroberung von Mantua den Grund zu seinem großen Reichthume. Mit den aus Italien zurück geführten Truppen stand er bei Erfurt, als die Schlacht bei Leipzig verloren gieng. Er zog sich nach Böhmen, und stellte sich darauf den Schweden am Lech entgegen. Bei dem Gefecht, wodurch der Feind seinen Uebergang über den Fluß erkämpfte, streckte ihn eine dicht am Kopf vorbei fliegende Kugel sinnlos nieder. Nur in etwas wieder hergestellt, eilte er nach Böhmen, und von da nach Sachsen; allein die Unternehmungen der Schweden in Oberteutschland riefen ihn bald nach Baiern zurück. Es gelang ihm aber nicht, die Schweden von Landshut abzutreiben. Da er bei Räumung dieser Stadt über die, von der Menge der Flüchtenden verlegte Brücke nicht mehr durchdringen konnte, suchte er durch Schwimmen über die Isar zu setzen. Hier traf ihn aber (am 12. Julius 1634.) eine tödtliche Kugel, man weiß nicht ob vom Feinde oder von seinen eigenen Leuten; denn Härte gegen den Soldaten und gegen den Feind, verbunden mit unersättlicher Habsucht, befleckten seinen Waffenruhm. Er hinterließ ansehnliche Besitzungen, die mit seinem Namen an das Haus Clary übergiengen.

Paulus Gerhard,

Oberprediger zu Lübben in der Niederlausitz.

Seit Luthers Zeiten hat sich um den teutschen Kirchengesang niemand größere Verdienste erworben als Paulus Gerhard, dessen Lieder noch immer eine Zierde unserer Gesangbücher sind, die edelsten Empfindungen wecken, und dem traurenden Herzen himmlische Beruhigung schenken. Der fromme Gellert, selbst ein vorzüglicher geistlicher Sänger, äußerte oft: er möchte lieber ein zweiter Paul Gerhard, als der erste Fabeldichter seyn. An Kraft und Feuer kam er zwar Luthern nicht gleich; aber er verband doch Faßlichkeit mit dem Gedankenvollen, und viele seiner Lieder sind Ausbrüche eines wahrhaft frommen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeisterung gerührt ward, und in solchem Drange der Empfindung in Gesang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, eine gewisse Breite und Ungleichheit des Ausdrucks, und eine ängstliche Sprache fällt mehr dem Zeitalter als dem Dichter zur Last. Wenn einige seiner Lieder aus diesem Grunde uns nicht mehr gefallen können, so enthalten dagegen andere eine solche Fülle von Wärme und Licht, von reinen herzerhebenden und beruhigenden Vorstellungen und

weder Nahrung noch Arzneien für den Körper, weder Priester noch Sakramente für meine Seele habe. Meine Leute haben sich empört, mein Bruder, mein Sohn und alle meine treu gebliebenen Freunde sind krank, ausgehungert, und dem Tode nahe. O heilige Mutter Gottes, die du der Elenden und Unterdrückten dich erbarmest, warum mußte mich Bovadilla nicht tödten, als er mich und meinen Bruder des Goldes beraubte, das uns so viel gekostet hatte, und uns ohne Urtheil, ohne Verbrechen, ohne Schein von Verbrechen, in Ketten nach Spanien schickte. Ach! diese Ketten machen den Schatz aus, den ich jetzt besitze, und sollen mit mir begraben werden, wenn ich ja einen Sarg oder ein Grab haben sollte; denn ich wünschte, daß das Andenken einer so ungerechten und tragischen Handlung mit mir ausstürbe, und zur Ehre des spanischen Namens auf ewig vergessen würde. Wäre es so gewesen, o heilige Jungfrau, so würde der Statthalter auf Hispaniola uns nicht zehn bis zwölf Monate lang, durch Bosheit, so groß als unser Unglück war, dem äussersten Elende überlassen haben. O, daß es doch keine fernere Schande auf den castilianischen Namen bringen, noch künftige Zeiten es erfahren mögen, daß es zu unsern Zeiten solche niederträchtige Böswichter gegeben habe, die sich Don Ferdinanden durch Vernichtung des unglücklichen und elen-

den Christoph Colombus, nicht wegen seiner

Bemühung eine neue Welt für Spanien zu entdecken, zu empfehlen meintn. Du warst es, o Himmel, der es mir eingab, und mich dahin führte; weine du also über mich, und zeige mir Mitleiden. Und ihr, o verherrlichte Heilige Gottes, die ihr meine Unschuld kennt, verzeiht dem gegenwärtigen Zeitalter, welches zu neidisch und zu verhärtet ist, um über mich zu weinen! Gewiß diejenigen, die noch ungebohren sind, werden über mich weinen, wenn sie hören werden, daß Christoph Columbus mit Gefahr seines Lebens und des Lebens seiner Brüder, mit seinem eigenen Vermögen und wenigen oder gar keinen Kosten für die spanische Krone, in zwanzig Jahren und vier Reisen größere Dienste that, als je ein Mensch einem Fürsten oder Königreiche, und daß er dennoch, ohne des geringsten Verbrechens schuldig befunden zu seyn, arm und elend umkommen mußte, nachdem ihm alles, ausser seine Ketten, genommen war; so daß der, der Spanien eine neue Welt gab, weder in dieser noch in der alten Welt für sich und seine unglückliche Familie eine Hütte fand. Sollte aber der Himmel mich ferner verfolgen, und über das, was ich gethan habe, unzufrieden scheinen, als ob die Entdeckung dieser neuen Welt für die alte unglücklich seyn könnte: so bringet doch, o ihr guten Engel, die ihr den Unterdrückten und Unschuldigen zu Hülfe kommt, dieses Papier zu meiner hohen Gönnerin. Ihr ist es be-

kannt, wie viel ich für ihren Dienst und ihren Ruhm gelitten habe; und sie wird so gerecht und gottesfürchtig seyn, die Söhne und Bruder desjenigen, der dem Königreiche Spanien unermeßliche Reichthümer verschafft, und dessen Besitzungen mit weitläuftigen unbekannten Reichen vermehrt hat, nicht Mangel an Brod leiden, oder von Almosen leben zu lassen. Sie wird, wenn sie noch lebt, beherzigen, daß Grausamkeit und Undankbarkeit den Himmel erbittert. Die Reichthümer, die ich entdeckt habe, werden das ganze menschliche Geschlecht zum Raube herbei rufen, und mir Rächer erwecken; und die Nation wird vielleicht dereinst für das leiden, was jetzt ein neidisches, bösartiges und undankbares Volk begeht."

So schrieb Colombus, und wer wird es ihm übel deuten, daß er seinem gepreßten Herzen auf diese Art Luft machte. Indem er allmählig anfieng, an aller Hülfe zu verzweifeln, und kaum etwas anderes erwartete, als daß er sein Leben auf Jamaika würde beschließen müssen, schlug ganz unvermuthet die Stunde der Erlösung.

Die beiden Spanier, welche es gewagt hatten, auf einem ausgehöhlten Baumstamme, nach Hispaniola zu segeln, waren nach zehn gefahrvollen Tagen glücklich daselbst angelangt. Ihr erstes Geschäft war es gewesen, dem spanischen Statthalter das Unglück des Colombus zu melden, und ihn um

schleunige Hülfe zu bitten. Aber der Grausame achtete wenig auf ihre Vorstellungen, und wußte die Absendung eines Fahrzeuges, unter allerlei nichtigen Vorwänden, zu verweigern. So verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß die beiden Abgeordneten ihren Zweck erreichen konnten. Endlich gelang es einem derselben, ein Schiff für den Admiral zu kaufen, das denn auch zu seiner und seiner Gefährten Rettung glücklich auf Jamaika anlangte.

Wer mag die Gefühle schildern, mit denen diese Unglücklichen, nach einem hoffnungslosen Aufenthalte von mehr als einem Jahr, am acht und zwanzigsten Junius 1504., die Insel verließen! Bei ihrer Ankunft auf Hispaniola empfieng der Statthalter den Admiral, den er recht absichtlich zu Grunde zu richten getrachtet hatte, mit erheuchelter Höflichkeit, und erwies ihm jede Art äußerer Ehrenbezeugung. Colombus duldete, was er nicht ändern konnte, sehnte sich aber nach Spanien zurück. Nachdem er sein Schiff ausgebessert und noch ein zweites dazu gekauft hatte, trat er am zweiten September die Rückreise an. Die Unglücksfälle, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hatten, verfolgten ihn bis an das Ende seines Laufs. Das eine von seinen Schiffen wurde zur Reise untüchtig, und mußte bald wieder nach Hispaniola zurückkehren. Das andere wurde durch heftige Stürme zerschmettert, segelte 700 Seemeilen weit mit Nothmasten, und erreichte

mit genauer Noth gegen Ende des Jahrs die spanische Küste. Kaum ans Land gestiegen, erhielt Colombus die beugende Nachricht, daß seine Gönnerin Isabelle vor wenigen Wochen gestorben sey. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf sie hatte er noch immer seine letzten Hoffnungen gesetzt. Jetzt war niemand mehr übrig, der geneigt gewesen wäre, seinen Leiden abzuhelfen, oder ihn für seine geleisteten Dienste und erlittenen Drangsale zu belohnen. Er wendete sich zwar an Ferdinand, allein dieser hatte keine Lust, die Verträge zu halten, die er unterzeichnet hatte.

Colombus war krank nach Spanien gekommen, und die Ungerechtigkeiten, die er jetzt erfahren mußte, verzehrten vollends den Rest seiner Kräfte. Seine Dienste waren zu groß, als daß er sich hätte demüthigen können: sein stolzes Herz hielt es unter seiner Würde zu bitten, und sein emporstrebender Geist konnte sich unmöglich unter Zurücksetzung beugen. Er gieng nach Valladolid, wo man ihn einen Märtyrer der Undankbarkeit eines Monarchen werden ließ, dem er Westindien gegeben, und dem er den Weg zu einem reichern und ausgedehnteren Lande geöffnet hatte, als je eines durch die Waffen der Römer erobert worden war. Vom Gram verzehrt, schloß er sein Leben am zwanzigsten May 1506., in einem Alter von neun und fünfzig Jahren. Sein Bruder ließ den Leichnam des Verstorbenen zu His-

vaniola in die Kirche begraben, und ihm, seinem Verlangen gemäß, die Ketten mit ins Grab geben. Jetzt ruhen seine Gebeine in der neuen Hauptkirche der heiligen Jungfrau zu Havannah, wohin sie bei der Abtretung von Hispaniola oder St. Domingo an Frankreich, durch den Baseler Frieden, im Jahr 1796. gebracht wurden.

Von Person war Colombus groß und wohlgebildet. Er hatte ein länglichtes Gesicht, eine Habichtsnase, blaue lebhafte Augen und eine weiße Gesichtsfarbe; seine Haltung hatte etwas Majestätisches. In seiner Jugend hatte er ein röthliches Haar, welches bei seinen schweren Arbeiten und den steten Sorgen und Bedrängnissen, die ihn durch den größten Theil seines Lebens begleiteten, frühzeitig weiß wurde. Uebrigens war seine Leibesbeschaffenheit dauerhaft, er besaß viel Stärke und große Behendigkeit. In einem solchen Körper wohnte eine schöne Seele. An Großmuth, Verstand, Unerschrockenheit, Geduld und Standhaftigkeit hatte er Wenige seines Gleichen. Er lebte mäßig, kleidete sich einfach und war der erste, der freiwillig auf Vorzüge und Bequemlichkeiten Verzicht that, sobald Umstände eintraten, welche seinen Gefährten Entbehrungen und Einschränkungen nothwendig machten.

So war der Mann, den seine Zeitgenossen häufig verkannten, den sein Monarch, welchem er so

große Vortheile verschafft hatte, mit dem schnödesten Undank lohnte. Erst sein Sohn Diego erhielt die Statthalterschaft über die neuentdeckten Länden — weil er die Nichte des vielvermögenden Herzogs von Alva geheurathet hatte!

Thomas Plater,

Handwerker und Gelehrter in einer Person.

Wie die Vorsehung oft aus der Niedrigkeit und Armuth Personen hervorzieht, sie zu den wichtigsten erhabensten Absichten gebraucht, und zu angesehenen Ehrenstellen emporhebt: davon enthält die Geschichte jedes Volkes schöne Beispiele. Hier eines aus der Schweitz, und zwar aus jener merkwürdigen Zeit, da mit der Reformation für die Menschheit ein neuer schöner Tag begann.

Plater wurde am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts in den Alpthälern des Walliserlandes von armen Eltern geboren, die wenig oder nichts zu seiner Geistesbildung beitragen konnten. Sein Familienname ist von einer steinernen Platte abzuleiten, worauf das Haus seiner Eltern, oder vielmehr ihre dürftige Hütte, gebaut war. Frühzeitig verlor er seinen Vater, ohne ihn gekannt zu haben, und da die Mutter wieder eine andere eheliche Ver-

bindung eingieng, so wurde der Knabe den väterlichen Verwandten zur Erziehung übergeben. Man stellte ihn hier an die Spitze einer Heerde Geisen, und mit Pünktlichkeit und Sorgfalt verwaltete er sein Hirtenamt, oft unter den größten Lebensgefahren, weshalb man ihn aber auch wieder von dieser Beschäftigung entfernte, und der Schule übergab. Der Pfarrer des Orts, sein Verwandter, übernahm selbst den Unterricht bei dem kleinen Thomas, dem aber die ersten Buchstabenkenntnisse weniger behagen wollten, als die freie ungebundene Lebensart bei seinen Geisen. Der wunderliche und ungeduldige Lehrer gab nicht viel gute Worte, sondern suchte bald durch Strafen und harte Peinigungen zu erzwingen, was er gewiß mit Liebe und Nachsicht besser hätte erreichen können.

Etwas lernen, sah also der kleine Thomas für die größte Plage an, weil er bei seinem Lehrer mehr Schläge als Brod erhielt. Und doch sollte er sich einmal dem geistlichen Stande widmen, um die Weissagung des Bischofs Schimmer bei seiner Firmung zu erfüllen. Dieser hatte nemlich bei jener Feierlichkeit geäussert: „Aus dem Knaben kann einmal etwas Großes werden.“ Die Verwandten gaben dieser Meinung um so lebhafter ihren Beifall, da sie völlig zu dem Umstande paßte, daß das Knäblein — an einem Sonntag, während der Frühmesse, geboren worden war.

Ein günstiger Zufall erlöste den kleinen Thomas von der Tyranney des harten Pfarrers. Einer seiner Vettern, der sich auch den Wissenschaften gewidmet, und in Ermanglung an vaterländischen Schulen, sich auf teutsche Schulanstalten begeben hatte, kam eben von Ulm und München zurück, als Thomas den Unterricht seines Pfarrers genoß. Dieser erbot sich, den jungen Vetter mit nach Teutschland zu nehmen um ihn in den ältern Sprachen unterrichten zu lassen.

Keine Nachricht konnte für den armen Thomas erwünschter seyn als diese, denn nun sah er sich von seinem tyrannischen Lehrer befreit, und zugleich in den Stand gesetzt, ein freies unabhängiges Leben zu führen. Denn schon früher hatte er gewünscht nach Teutschland (so nannte man damals in Wallis die Schweiz) fliegen zu können, wenn er in seinen hohen Alpen die großen Lämmergeyer, gegen über seine Geißheerde dahin fliegen sah. Kaum mochte er vor Freude den Tag seiner Abreise erwarten. Die Verwandten gaben ihm einen Gulden mit, den er viele Tage lang in den Händen trug, und vor sich hin mit großer Freude betrachtete, denn nie war er noch Eigenthümer einer so großen Summe Geldes gewesen. Dem unerfahrnen Wanderer stießen eine Menge wunderbarer Erscheinungen auf, und eine Heerde Gänse, die er zum erstenmal erblickte, setzte ihn anfänglich in so großes Erstaunen, daß er nicht anders glaubte,

als eine Menge böser Geister zu erblicken, da sie schnatternd auf ihn zukamen. Paul Sommermatter, so hieß sein Mentor, bewährte aber das Zutrauen ganz und gar nicht, welches Platers Freunde in ihn gesetzt hatten, da sie ihm den Knaben zur Leitung übergaben. Nicht zur Schule, sondern zum Betteln und zum Stehlen hielt er den jungen Vetter an, und in Gesellschaft anderer Vaganten zogen sie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und erbettelten den täglichen Unterhalt, ohne die Schule zu besuchen. Sie durchreisten Baiern und Schwaben, und bettelten sich bis Nürnberg, schlugen den Weg nach Breslau ein, und hielten sich, ohne aber etwas zu lernen, eine Zeitlang daselbst auf. In Dresden raubten sie Gänse und aßen sie in Gesellschaft eines ihrer Lehrer, nahmen den Weg über Leipzig, und besuchten auf eine kurze Zeit die Schule in Halle. So wanderten sie bald links bald rechts, hielten sich nirgends lange auf, und der junge Plater lernte nichts als betteln und stehlen. Denn das war der Unterricht, den ihm sein Mentor gab, und der arme Jüngling folgte blindlings, wozu ihm sein schlechter Vetter Anleitung gab.

Endlich kam er doch zum Nachdenken. Er sah ein, daß eine solche Lebensweise unerlaubt sey, und daß es doch zuletzt ein schlechtes Ende nehmen müßte. Deswegen lief er eines Tages heimlich davon, nnd

wanderte nach Schletstadt in Elsas zu dem dortigen Schullehrer, der Johannes Sapidus hieß. „Das war, sagt er selbst in seiner Lebensbeschreibung, die erste Schule, wo es, wie es mir vorkam, recht zugieng. Als ich in dieselbe kam, wußte ich noch nichts, und war doch schon achtzehn Jahre alt; ich setzte mich unter die kleinen Kinder, war aber wie eine Gluckhenne unter den Hühnchen.“ Erst nachdem er von da wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, fand er Gelegenheit, schreiben zu lernen. Bald nachher reisete er nach Zürich. Seine Lernbegierde, statt unter den bisherigen Hindernissen und Schwierigkeiten sich zu verlieren, erwachte immer stärker in ihm. Er kam in die Schule zu Frauenmünster, und setzte sich da in einem Winkel hin mit dem Entschlusse, wie er selbst sagt: In diesem Winkel willst du studiren oder sterben. Myconius, ein Beförderer der Religions- und Kirchenverbesserung, die eben damals ihren Anfang nahm, gab in dieser Schule Unterricht. Platers Absicht war, sich dem geistlichen Stande zu widmen; eine sehr nachdrückliche Predigt aber von Zwingli, dem Urheber der Reformation in der Schweiz, über die Wichtigkeit dieses Amtes und die damit verbundene Verantwortung, bewog ihn, diesen Entschluß aufzugeben. Sein Studieren setzte er indessen, des Hungers und der Dürftigkeit ungeachtet, womit er unabläßig zu kämpfen hatte, standhaft fort. Er

hatte oft mehrere Tage nicht einen Mund voll Brod zu essen, stillte oft seinen Hunger mit einer Brühe von Wasser und Salz, oder er half blos für's Essen Holz tragen. Auch ließ er sich brauchen, für einen geringen Lohn als Bote über Feld zu gehen. Vorzüglich diente er dem Zwingli und Myconius, oft nicht ohne Lebensgefahr, zu ihrem Briefwechsel, welcher die Ausbreitung der Wahrheit zur Absicht hatte. Die Nächte durchwachte er größtentheils beim Studieren. Im Lateinischen übte er sich vorzüglich in der Schule; für sich aber las er, mit Hülfe einer Uebersetzung, den Lucian und Homer, und bekam Lust, das Hebräische zu lernen. Nachdem er es lesen gelernt hatte, schrieb er eine Gramatik dieser Sprache, während er des Myconius Zimmer heizte, allmählig vor dem Ofen ab. Eine Krone, die er von seinem väterlichen Erbgute übrig hatte, wandte er auf eine hebräische Bibel.

Um jene Zeit war der Zulauf von jungen Leuten, die sich den Wissenschaften, und besonders dem geistlichen Stande widmeten, sehr groß. Nach Zürich zogen sich eine große Menge Studierende, um die Vorlesungen und religiösen Vorträge der dortigen berühmten Lehrer zu benutzen. Zwingli aber gab es Manchem zu verstehen, daß er besser thäte, ein Handwerk zu wählen, als in den geistlichen Stand zu treten, da es ohnedieß der müßigen Geistlichen so viele gebe. Er brachte Manchen, der

sich dem Studieren widmen wollte, auf andere Gedanken. Dieß war auch der Fall mit Rudolph Collin, einem gelehrten jungen Manne, aus Luzern, der nach Constanz zu gehen Willens war, um dort die Priesterweihe zu empfangen. Bei seiner Reise durch Zürich 1524. beredeten ihn Zwingli und Myconius, seinen Vorsatz aufzugeben, und von dem Gelde, das er zur Reise bestimmt hatte, lieber das Seilerhandwerk zu lernen. Er folgte ihrem Rathe, gieng in die Lehre, und wurde in der Folge noch Meister.

Eines Tages hörte Plater eine Predigt über den Spruch: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Jetzt fielen ihm Zwingli's Worte wieder ein: „Man sollte die Buben zur Arbeit ziehen, es gebe sonst zu viele Pfaffen.“ Dadurch bewogen, beschloß er nun ernstlich, sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Er hielt dieß für das beste Mittel, sich für die Zukunft der drükkendsten Nahrungssorgen zu erwehren. Um einen ordentlichen Beruf zu haben, wandte er sich an Rudolph Collin, den gelehrten Seiler, und bat ihn, daß er ihm sein Handwerk lehren möchte. Gern hätte Colin, der auch neben seiner Profession noch die Wissenschaften liebte und trieb, und in der Folge sogar noch Professor der griechischen Sprache in Zürich wurde, den fähigen Jüngling zum Lehrburschen angenommen, wenn es ihm nicht an Hanf

gefehlt hätte. Allein Plater war nicht gewohnt, sich von jeder Schwierigkeit sogleich abschrecken zu lassen. Da ihm nun gerade damals ein kleines Erbe von seiner verstorbenen Mutter zugefallen war, so kaufte er seinem Meister einen Centner Hanf, und fieng diese neue Beschäftigung mit Freuden an. Dabei behielt er immer aber seine Neigung zu den Wissenschaften bei, die er auch weder ganz unterdrücken konnte noch wollte. Denn da er bei seinem Meister mehrere griechische und römische Schriftsteller, und andere wissenschaftliche Werke fand, so gab ihm diese herrliche Entdekkung nur neuen Stoff, seine Studien fortzusetzen, und sie mit seinen Arbeiten zu verbinden. Wenn daher sein Meister wähnte, der Lehrbursch läge schon im tiefsten Schlafe, stand dieser wieder heimlich auf, schlug ein Licht, und las in seinem Homer, wobei er des Meisters Uebersetzung benutzte. Der alte Grieche war ihm so lieb, daß er ihn, wo er gieng und stand, mit an die Arbeit nahm.

Der Aufmerksamkeit des Meisters konnte Platers wissenschaftlicher Eifer nicht lange verborgen bleiben. Oefters sprach er mit ihm davon, und sagte, er würde besser thun, wenn er sich entweder dem Studieren oder seinem Handwerke widmen wollte, denn ausserdem würd' er es in keinem weit bringen. Das half aber nichts: Plater blieb bei seiner Weise.

Der Meister hatte keinen großen Verdienst, und beide mußten sich oft mit schmalen Bissen begnügen. Indessen lebten sie doch auf einem vergnügten Fusse zusammen. Durch mancherlei Unterhaltungen über wissenschaftliche Gegenstände versüßten sie einander ihre Lebenstage. Als sie einst bei ihrer frugalen Abendkost frohes Muthes waren, und eben ein großer Wasserkrug auf den Tisch kam, wandte sich der Meister an seinen gelehrten Lehrburschen: „Sag Thomas, wie fängt Pindar an?" — ἄριστον μεν ὕδωρ (das Wasser ist das Beste) „antwortete dieser." Brav, erwiederte jener, so wollen wir jetzt Pindarn folgen, und in Ermanglung des Weins mit einander Wasser trinken."

Nachdem Plater seinen Centner Hanf verarbeitet, und damit seine Lehrzeit beendigt hatte, nahm er von seinem Meister Abschied, und wollte nun nach Gesellenbrauch seine Wanderschaft antreten. In Basel, wohin er sich zuerst begab, kam er bei einem sehr rohen und unfreundlichen Meister in Arbeit, von dem alle Gesellen sagten: er sey ohne Zweifel der gröbste und wildeste Seiler am ganzen Rheinstrome, daher auch keiner gern und lange bei ihm in Arbeit stund. Aber gerade dieß hielt Plater für den Weg, um desto eher bei ihm Arbeit zu erhalten. „Ich hab' wenig gelernt, sagte er zu dem Seiler, das läugne ich gar nicht; mein Lehrmeister hat den Mehrtheil keinen Hanf gehabt." Er wurde

angenommen, wöchentlich für einen Batzen; für diesen kaufte er Lichter, und studierte des Nachts dabei. Doch ließ er sich gerne alles gefallen, nur daß er bleiben und das Handwerk lernen möchte.

Um diese Zeit kam Plater, obwohl als Seilergeselle, mit mehreren Gelehrten in nähere Verbindung. Vorzüglich nützlich aber war ihm der Umgang mit dem berühmten Buchdrucker Andreas Cratander. Dieser beschenkte ihn mit einem Plautus aus seiner Presse, worüber er eine unaussprechliche Freude hatte. Denn ein solches Geschenk hatte bei ihm mehr als Goldeswerth, und er ruhte nun nicht eher, bis er den Dichter durchlesen hatte. Aus Mangel an Zeit und Gelegenheit aber fiel er auf folgende Methode: er befestigte mit einem hölzernen Gäbelchen Bogen für Bogen in den Hanfbüschel, den er zu Seilen verarbeiten sollte, und las auf diese Weise im Hin- und Hergehen darinn. Wenn er nun den Meister kommen sah, warf er den Hanf darüber, damit er nicht ertappt würde. Einst aber überfiel ihn dieser, polterte und fluchte entsetzlich, daß Plater angst und bange ward. „Potz tausend, polterte der Meister, willst du studiren, so magst's, willst du aber ein Seiler werden, so treib das Handwerk." Doch Plater blieb bei seiner Weise, durchwachte ganze Nächte, und nahm kaltes Wasser, Sand oder rothe Rüben in den Mund, um sich den Schlaf zu vertreiben. Da sein Lohn

leicht gut, wenn wir uns auf diese Art davon los-machten?

Der Besenbinder. Oui, Monsieur.

Cartouche. Wenn es Monseigneur befehlen, so können wir hinfahren und die Summe holen, wenn indeß Monseigneur hier verweilen wollen.

Der Besenbinder. Oui, Monsieur.

Die beiden Geistlichen setzen sich also in die Kutsche, und nehmen die Waaren mit; ein Bedienter steigt hinten auf, der Andere geht vor der Hausthür ispatzieren, verliert sich aber unmerklich. Der Bischof allein blieb still und stumm auf seinem Stuhle sizen. Der Kaufmann thut dem Bischof allerlei Vorschläge: ob er nicht in das Zimmer treten wolle, ob ihm nicht Erfrischungen gefällig seyen u. dergl. kann aber nie eine andere Antwort erhalten, als oui, Monsieur! Das Ding dauert indeß lange; die Herren kommen gar nicht zurück; der Kaufmann wird unruhig, er fängt an den Besenbinder ernstlicher anzureden, aber, was dieser erwiedert ist — oui, Monsieur! Drei Stunden verstreichen auf diese Art, da denn der Kaufmann nicht länger mehr zweifelt, daß er betrogen worden sey. Er faßt den falschen Bischof bei den Ohren, und nöthigt ihn zu einem Geständniß, das der Arme auf den Knieen ablegt, indem er alles erzählt, was man mit ihm vorgenommen hat. —

Dergleichen Gaunereyen nicht nur, sondern auch gewaltsame Einbrüche und Mordthaten, fielen so häufig vor, daß die Policey einen ansehnlichen Preis auf Cartouche's Kopf setzte, und ihm überall nachspürte. Erst nach vielen fruchtlosen Versuchen fiel er endlich am vierzehnten October 1721. in ihre Hände. Man steckte ihn in ein tiefes unterirdisches Gefängniß, demohngeachtet grub er sich unter der Erde einen Ausweg, allein auf den Lärm der Leute, zu denen er flüchtete, wurde er abermals ergriffen. Alle Qualen der Folter waren nicht im Stande ihn zu bewegen, seine Spießgesellen zu verrathen, und deswegen wurde das Urtheil über ihn ausgesprochen, daß er lebendig gerädert werden sollte. Als er auf den Gerichtsplatz geführt wurde, hoffte er noch immer, durch seine Kameraden der Justiz entrissen zu werden. Da er aber nur Soldaten und Henkersknechte sah, ließ er sich noch einmal in sein Gefängniß zurück führen, bekannte nun alle seine Verbrechen, nannte seine Genossen, und starb am acht und zwanzigsten November 1721. unter den Händen des Scharfrichters mit bewundernswürdigem Gleichmuthe.

Johann Junker,

Professor der Medicin in Halle.

Ein Arzt, welcher sich um die leidende Menschheit viele Verdienste erwarb, und der Wissenschaft selbst durch Schriften und mündlichen Unterricht nützte. Er war zu Landorf, unweit Gießen, am 23sten December 1679. von unbemittelten Eltern geboren. Indessen besuchte er doch das fürstliche Pädagogium in Gießen, und studirte zu Marburg und Halle Theologie, wurde auch bald am königlichen Pädagogium in Halle als Lehrer angestellt. Es ist unbekannt, warum er die ehrenvoll betretene Laufbahn verließ, und sich in Erfurt auf die Arzneiwissenschaft legte. Auch über seiner ehelichen Verbindung mit der Aebtissin von Schacken, einem protestantischen Fräuleinstift im Waldeckischen, wo er eine Zeitlang als Hauslehrer stand, hängt ein Schleier. Er zog mit ihr nach Schwarzenau, in der Grafschaft Witgenstein, fieng an die medicinische Praxis zu treiben, und begab sich darauf nach Halle, wo er 1716. ordentlicher Physikus des königlichen Pädagogiums und des Waisenhauses wurde. Seine Geschicklichkeit verschaffte ihm 1729. ein ordentliches Lehramt der Medicin, welches er bis an seinen Tod, den 25sten October 1759., bekleidete.

Aus dem Leben dieses, auch wegen seines menschenfreundlichen Charakters sehr geschätzten Arztes, ist ein Ereigniß bekannt geworden, das zu den seltsamsten gezählt werden muß. Er bekam einmal die Leichname zweier Gehenkten, um sie bei den anatomischen Demonstrationen zu gebrauchen. Ohne sie genauer zu betrachten, befahl er, die Leichname in eine Kammer zu legen, die zunächst an seine Studierstube stieß.

Junker saß, in seine gelehrten Beschäftigungen vertieft, bis gegen Mitternacht an seinem Schreibtische, als sich unvermuthet in der anstossenden Kammer ein starkes Geräusch erhob, das seine Aufmerksamkeit rege machte. Um nachzusehen, was es da gebe, faßte er sein Licht, gieng in die Kammer, und staunte ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedeckte, zerrissen fand. Noch mehr aber staunte er, als er das Tuch aufdeckte, und nun gar einer dieser Körper ihm fehlte. Die Fenster waren zu, die Thüren verschlossen gewesen; ein Diebstahl war gar nicht wahrscheinlich, und erschien beinahe als eine Unmöglichkeit. Junker blickt voll Verwunderung überall umher, und siehe da, in einem Winkel kauerte ganz zusammen geduckt der vermißte Leichnam.

Ein gewöhnlicher Mensch wäre vielleicht jetzt davon gelaufen; doch Junker gieng näher, und was er gleich gemuthmaßt hatte, befand er ge-

gründet. Dieser Unglückliche war lebendig geworden, und bat inbrünstig und mit dem Zittern einer neuen Todesangst, ihm, der einer allzuharten Strafe so sonderbar wieder entronnen sey, nun auch sein Leben zu fristen. Natürlich, daß dieser Anblick und diese Bitte den ohnedem menschenfreundlichen Gelehrten rührten. Er fragte seinen Gefangenen: was er verbrochen habe, und wer er sey. Mit beklommenem Herzen erzählte dieser, er sey ein Ausländer, Soldat und Deserteur. Von rechtlichen Eltern geboren und erzogen, habe er sich in einer unglücklichen Minute, im Rausch anwerben lassen; in einer noch unglücklicheru Minute aber habe er versucht, sich heimlich in Freiheit zu setzen. Er sey bald ergriffen, und, Andern zum abschreckenden Beispiele, zum Strange verurtheilt worden: eine Strafe die ungesäumt vollzogen worden wäre. Wie er wieder ins Leben zurück gekehrt sey, wisse er selbst nicht anzugeben; vermuthlich habe er in einer langen Ohnmacht gelegen, in der man ihn für todt gehalten hätte.

Junker's Mitleiden ward durch diese Erzählung ganz gewonnen; wie er aber den Unglücklichen retten sollte, wußte er nicht sofort. Doch bald fiel es ihm ein; er gab dem Armen nothdürftige Kleidung, befahl ihm einen Mantel umzuwerfen, eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen sie an's Thor. Der Vorwand,

daß Junker zu einem tödlichen Kranken gerufen werde, öffnete die Pforte ohne alle Schwierigkeit. Der angebliche Bediente kam auf diese Weise glücklich heraus, wollte noch fußfällig seinem Erretter danken, bekam aber die Ermahnung, sich um keinen Augenblick zu verspäten, und entfloh. Den Mangel des Leichnams wußte Junker, unter irgend einem Vorwande, so zu verbergen, daß niemand Verdacht schöpfte. Es vergiengen Jahre, und niemand wußte um die ganze Geschichte, die weiter keine Folgen zu haben schien. Doch unvermuthet folgte eine höchst sonderbare Entwicklung.

Zehn bis zwölf Jahre waren seit dem Vorfalle verflossen, als Junker in Geschäften nach Amsterdam reiste. Eines Tages, als er daselbst die Börse besah, nahte sich ihm, in dem Getümmel von Menschen, ein artig gekleideter Mann von mittlerem Alter, der, wie er hörte, für einen der wohlhabendsten Kaufleute galt, und fragte ihn: Ob er nicht das Vergnügen habe, den Herrn Professor Junker aus Halle zu sehen? Nach Bejahung dieser Frage spann sich ein freundschaftliches Gespräch an, und der Kaufmann lud den Gelehrten zum Mittagessen ein. Dieser nahm es an, fand ein vortreffliches Haus, ein gutes Mahl, an seinem Wirth einen angenehmen Gesellschafter, den Gatten einer mehr als gewöhnlich liebenswürdigen Holländerin, und den Vater von einigen hoffnungsvollen Kindern. Jun-

ker gefiel sich in dieser unverhofft erworbenen Bekanntschaft recht wohl. Nach Tische ward er im ganzen Hause herumgeführt, und endlich nahm ihn der Herr des Hauses auch in sein Schreibkabinet mit. Hier fragte er ihn, da sie beide ganz allein waren: ob er ihn nicht mehr kenne? Junker verneinte es. „Das glaub ich selbst, fuhr der Kaufmann fort, und doch kenn' ich Sie desto besser; werd' auch hoffentlich den Mann nie verkennen lernen, dem ich die Fristung meines Lebens schuldig bin. Erinnern Sie sich jenes Deserteurs, der in Ihrer Kammer vom Tode wieder erwachte, und den Sie so menschenfreundlich retten halfen? der bin ich."

Junker staunte nicht wenig, denn diese Veränderung schien ihm allzu groß. Doch sein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen: wie er sich bis nach Amsterdam mühselig fortgeholfen; wie sein Rechnen und Schreiben ihn hier bei einem der reichsten Kaufleute untergebracht; wie er sich das Wohlwollen seines Herrn, die Kenntniß des Handels und die Liebe seiner jetzigen Gattin, der Tochter vom Hause, zu erwerben gewußt habe; wie er endlich seines Prinzipals Schwiegersohn, auch bald darauf sein einziger Erbe geworden sey, und nun ein Leben in Glück, Zufriedenheit und Ueberfluß führe. — Wahrhaft freute sich Junker über dieß alles. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was sein Haus

vermochte, und als sie sich trennten, ruhte er nicht eher, bis er seinem ehemaligen Wolkhäter ein Geschenk von einigen hundert Dukaten aufgedrungen hatte.

Helvetius,

Philosoph und Menschenfreund.

Wenige Menschen wurden von Natur und Glück so gut ausgestattet, als der berühmte französische Philosoph Claudius Adrian Helvetius; dessen Schriften vom Geist und vom Menschen, bei einer Menge unhaltbarer Meinungen, doch auch sehr viel Wahres und Treffliches enthalten, und ihm unter den kühnen Bestreitern verjährter Vorurtheile auf immer eine ehrenvolle Stelle sichern. Sein Vater und Großvater waren berühmte Aerzte zu Paris, wo er 1715. geboren wurde. Unter der Leitung einsichtsvoller Lehrer machte er in den Wissenschaften, von seltenen Talenten unterstützt, schnelle Fortschritte, und gewann zugleich durch seine gefälligen Sitten und sein wohlwollendes Gemüth Aller Herzen. Schon im drei und zwanzigsten Jahre erhielt er durch die Gunst der Königin, bei der seine Eltern in großer Gnade standen, die Stelle eines

Generalpächters, mit einem Einkommen von hundert tausend französischen Thalern.

So war also Helvetius in einem Alter, in welchem die Meisten zu ihrem zeitlichen Glücke kaum den ersten Grundstein gelegt haben, im Besitze eines der einträglichsten Aemter. Der Neid aber selbst mußte gestehen, daß er dieses Glückes werth war. Bei weitem den größten Theil seiner Einkünfte widmete er der Unterstützung des Verdienstes, der Armuth und der leidenden Menschheit. Mit Anstrengung und Aufopferung verwandte er sich zum Besten der gedrückten Unterthanen, und hemmte die Habsucht der Subalternen, deren nichtswürdige Denk- und Handlungsweise ihm aber allmählig so zuwider wurde, daß er seine Stelle niederlegte, und als Haushofmeister in die Dienste der Königin trat.

Durch die Verheurathung mit einer Frau aus einem der ersten Häuser in Lothringen wurde Helvetius in Stand gesetzt, ansehnliche Güter zu kaufen, und den größten Theil seines Lebens, in einer glücklichen Unabhängigkeit, auf dem Lande zuzubringen, da sein Dienst bei der Königin wenig Zeit foderte. Die Wissenschaften liehen seiner Einsamkeit täglich neue Reitze, und er war der Beglükker Aller, die im Kreise seines Wirkens lagen. Alle Edelleute seiner Umgebung nahmen zu ihm ihre Zuflucht, wenn sie in Verlegenheit waren, und oft kam er ihren Bedürfnissen zuvor. Seinen Unter-

thanen, Pächtern und Dienstleuten war er der wohlwollendste, uneigennützigste Herr. Wenn sie Verlust erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr einfiel, gab er ihnen Nachlaß, und unterstützte sie mit Geld. Er bestellte auf seine Kosten einen geschickten Arzt, errichtete eine reichlich versehene Apotheke, und ließ allen Bedürftigen die Arznei unentgeldlich reichen. Wenn einer seiner Unterthanen erkrankte, versah er ihn mit Fleisch, Wein und allen übrigen Nothwendigkeiten; oft fand er sich selbst in den Wohnungen des Elends ein, tröstete und sorgte für eine angemessene Abhülfe. Der Armuth suchte er vornämlich dadurch zu steuren, daß er die Industrie weckte, und für Beschäftigung der Arbeitlosen sorgte. Kurz Helvetius war mehr der Vater, als der Gebieter seiner Unterthanen. Viele derselben erkannten dieß mit gebührendem Danke; doch nicht alle. Verschiedene mißbrauchten sogar seine Güte, und hauptsächlich war dieß der Fall mit den sogenannten Wildschützen.

Helvetius hatte ein paar schöne Waldungen; doch im ganzen Königreiche wurden, nach Maaß der Möglichkeit, nicht so viel Wild-Diebstäle begangen, als hier. Kein Wunder auch! Denn so oft ein Verbrecher dieser Art ertappt und vor den Gutsherrn gebracht wurde, machte ihm dieser ein paar gelinde Vorwürfe, und — schenkte ihm die Strafe. Einmal jagte ein Bauer vor seinem Schloßfenster.

Das verdroß doch den Gutsherrn dermaßen, daß er Befehl gab, den Frevler in Verhaft zu nehmen. Des andern Tages wurde der Wildschütz vrgeführot; Helvetius stand zornig auf, doch da er den Mann ein wenig ins Gesicht gefaßt hatte, sagte er mitleidig: „Mein Freund, du hast Unrecht gethan; wenn du Wild nöthig hattest, warum begehrst du's nicht von mir? Ich hätte dir's nicht abgeschlagen?" Er ließ ihn darauf frei, und hieß ihm Wildpret geben.

Eine solche Milde war nicht geeignet, den Wildfreveln Einhalt zu thun. Da der Unfug, trotz wiederholter Vorbote, eher zu als abnahm, so mischte sich endlich Frau von Helvetius in die Sache. Obgleich von Natur eben so mitleidig und menschenfreundlich als ihr Gatte, hörte sie doch so oft von wiederholten Wild-Diebstählen, daß es ihr endlich vorkam, ihr Gemahl handle in diesem Punkte doch gar zu glimpflich. Sie redete ihm zu, einmal ein Beispiel zu geben, woran die Uebrigen sich spiegelten, und er versprach es. An seine Beamte ergieng gemessener Befehl, das nächstemal mit aller Strenge zu verfahren. Dieses Nächstemal blieb nicht lange aus, denn schon am zweiten oder dritten Tage ertappte man einen Bauer, als er ein Reh schoß. Das Gewehr ward ihm abgenommen, er selbst mußte in's Gefängniß wandern, und kam nicht eher auf freien Fuß, bis er eine, für seinen Stand ziemlich beträchtliche, Geldsumme erlegt hatte.

Helvetius, sofort von diesen Maaßregeln benachrichtigt, fand, daß man unverbesserlich gehandelt habe, und unterließ nicht, seiner Gemahlin ebenfalls Bericht davon bei der nächsten Mittagstafel abzustatten. Aber nach derselben schlich er ganz allein und unbemerkt zu der Hütte des Bestraften, sprach freundlich mit ihm, und erkundigte sich: wie hoch er seinen Verlust an Gewehr und baarem Gelde rechne? zog seine Börse, und sprach: „Was geschehen ist, geschah, um deine Mitbrüder zu schrekken, nicht um dich arm zu machen! Versprichst du mir Verschwiegenheit gegen jedermann, und ganz vorzüglich gegen meine Gemahlin, so ist hier die verlorne Summe. Nimm sie und sündige nicht wieder; beim zweitenmale und beim Schwatzen wird' ich unerbittlich seyn." — Mit tausend Freuden nahm der Bauer das Geld, und versprach alles mögliche. Helvetius schlich wieder nach Hause.

Am andern Morgen gieng Frau von Helvetius mit ihren Töchtern und deren Hofmeisterin in einem nahen Busche spazieren. „Wißt ihr wohl, hob sie auf dem Heimwege an, daß mich diese ganze Nacht Gewissensvorwürfe um den Schlaf gebracht haben? Ich bin an dem Unglück eines armen Mannes Schuld. Ich habe euren Vater zur Strenge gegen die Wildschützen gereitzt; der Besitzer jenes Häuschens am Walde ist davon ein Opfer geworden. Er mag seine Strafe verdienen; aber ich möchte sie

doch nicht gerne verursacht haben. Laßt uns bei ihm einsprechen!“ — Es geschah; der unbefugte Jäger, abermals befragt: wie hoch sich seine Einbuße vor Gericht belaufen habe? gab sie pünktlich, wie gestern, an, und erhielt sie pünktlich — zum zweitenmale wieder. Aber mit Hand und Mund mußte er vorher versprechen, ja niemanden, und am wenigsten seinem Herrn, ein Wort davon zu sagen. Mit vieler Bereitwilligkeit that er dieses Versprechen, und mit vieler Ehrlichkeit hielt er es. Erst nach fünf oder sechs Jahren wurde beiden Gatten bekannt — wie hart der Wildschütze gestraft worden sey.

Zuweilen vertauschte Helvetius das Land mit Paris, um den Umgang denkender Männer und seiner Freunde zu genießen. Dann war sein Haus ein Sammelplatz der edelsten Menschen. Dieses frohe Leben wurde durch eine Reise nach England und Teutschland, in den Jahren 1764. und 1765. unterbrochen, wo er überall mit hoher Achtung aufgenommen wurde. Er kehrte in seine Einsamkeit zurück, und starb daselbst im December 1771.

Immanuel Kant,

Professor der Philosophie zu Königsberg.

Zu den ausgezeichneten Männern, die mit unvergänglichem Ruhme ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichten, gehört Immanuel Kant, geboren zu Königsberg in Preussen den 22sten April 1724. Seine Eltern waren nicht reich, aber durchaus auch nicht so arm, daß sie Mangel leiden durften; vielweniger, daß Noth und Nahrungssorgen sie hätten drücken sollen. Sie verdienten so viel als sie für ihr Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder nöthig hatten. Der Vater, Johann Georg Kant, dessen Vorfahren aus Schottland stammten, war ein Bürger und Sattlermeister in Königsberg. Er soll ein arbeitsamer, redlicher Mann, ein treuer Bürger, ein guter Gatte und Vater gewesen seyn. Die Mutter hieß Regina Dorothea, geborne Reuter; ihr Vater stammte aus Nürnberg. Sie war eine Frau von großem natürlichem Verstande, einem edeln Herzen und vieler Religiosität. Mit der innigsten Erkenntlichkeit verdankte der Sohn ihr ganz die erste Bildung seines Charakters und zum Theil die ersten Grundlagen zu dem, was er später wurde. Sie hatte ihre Anlagen selbst nicht vernachläßiget, und besaß eine Art von Bildung, die sie

wahrscheinlich sich selbst gegeben hatte. Sie schrieb ziemlich ortographisch; für ihren Stand und ihr Zeitalter war das viel und selten. Da sie eine durchaus rechtliche Frau, ihr Gatte ein redlicher Mann, und beide Freunde der Wahrheit waren; da aus ihrem Munde keine einzige Lüge gieng, kein Mißverständniß die häusliche Eintracht stöhrte; da endlich keine gegenseitige Vorwürfe, in Gegenwart der Kinder, die Achtung derselben für ihre gutgesinnten Eltern schwächten, so wirkte dieß gute Beispiel sehr vortheilhaft auf Kants Charakter. Seine Mutter nahm frühe ihre Pflicht wahr: sie wußte bei ihrem Erziehungsgeschäfte Annehmlichkeit mit Nutzen zu verbinden, gieng mit ihrem Manelchen (so verstümmelte mütterliche Zärtlichkeit der Namen Immanuel) oft ins Freie; sie machte ihn auf die Gegenstände der Natur und manche Erscheinungen in derselben aufmerksam, lehrte ihn manche nützliche Kräuter kennen, sagte ihm sogar vom Bau des Himmels so viel, als sie selbst wußte, und bewunderte seinen Scharfsinn und seine Fassungskraft.

Kant verlor diese zärtliche Mutter in seinem dreizehnten Jahre; immer aber sprach er von ihr mit der größten Achtung und Rührung. Er hatte vier Schwestern, von denen eine frühe starb, die andern aber an redliche Bürger in Königsberg verheurathet waren. Sein jüngerer Bruder, mit dem

er einen beständigen Briefwechsel unterhielt, starb als Prediger in Curland, und hat Kinder hinterlassen. Auch von seinen Schwestern leben noch Kinder und Enkel.

In den Jahren, da Kant heranwuchs, herrschte in Königsberg der Pietismus — eine gutmüthige Schwärmerey, die auf regelmäßige tägliche Betstunden, auf äussern Schein der Demuth einen hohen Werth legt, erlaubte Freuden des Lebens oft verschmäht, viel über Dinge spricht, von denen wir nichts wissen, und auf die Charaktere seiner Verehrer einen sehr verschiedenen Einfluß äussert. Die meisten Pietisten ehren nicht Frömmigkeit, sondern nur Frömmeley, und werden durch diese oft zu einer geheuchelten Demuth, oder auch zu einem unleidlichen Stolze verleitet, mit dem sie auf Andere herabblicken. Es ist aber nicht zu läugnen, daß auch manche bessere Menschen diesem Boden gesunde Nahrungssäfte für ihre edlere Natur verdanken, daß warme religiöse Gefühle sie begeistern, und zu Erhaltung eines reinen, vor Gott und der Welt unbefleckten Wandels und Gewissens sie ermuntern.

Solche wohlthätige Wirkungen äusserte der Pietismus auf Kants Eltern, und auf ihn selbst. So leicht durch eine pietistische Erziehung der Grund zur Heucheley gelegt werden kann, so war dieß doch bei ihm nicht der Fall. Sein reines Herz nahm nur das Gute auf. Streng waren die sittlichen

Foderungen der Seinigen an ihn; streng wurden auch seine eigenen Foderungen an sich und Andere. Sein gutes sittliches Betragen erwarb ihm die Gunst der verdienstvollen Franz Albert Schulz, Doctors der Theologie, Pfarrers in der Altstadt und Directors des Friedericianischen Kollegiums. Da dieser zugleich die großen und seltenen Anlagen des heranwachsenden Knaben entdeckte, so beredete er dessen Eltern, ihn studieren zu lassen. Um ihnen die Kosten zu erleichtern, unterstützte er sie auf eine Weise, die mit Kants und seiner Eltern Ehrgefühl bestehen konnte, da sie einer baaren Unterstüzzung auswichen. Er versorgte sie mit Holz, das er ihnen gewöhnlich unverhoft und unentgeldlich anfahren ließ.

Auf der Friedrichsschule, welcher Kant seine erste wissenschaftliche Ausbildung verdankte, widmete er sich mit vorzüglichem Eifer dem Studium der Griechen und Römer. Er übte sein Gedächtniß, aber auch sein Urtheil, durch die Lectüre derselben. Noch im hohen Alter konnte er ganze Stellen aus den Klassikern, die er in der Jugend gelernt hatte, auswendig hersagen. Mehrere seiner Schriften sind lateinisch geschrieben; er sprach ein elegantes und kraftvolles Latein mit großer, oft bewunderter Fertigkeit. Zugleich mit ihm besuchten die Schule zwei treffliche Jünglinge, Kunde und Ruhnken, mit denen er den Bund inniger Freundschaft schloß. In

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dem Enthusiasmus, womit sie die alten Römer lasen, besprachen sie sich oft darüber, daß sie sich auf ihren künftigen Werken, nach alter Sitte der Gelehrten, die ihrem Namen lateinische Endungen gaben, Kantius, Cundeus und Ruhnkenius nennen würden. Kunde starb frühzeitig als Rector der Schule zu Rastenburg, geliebt und gesegnet von seinen Schülern. Ruhnken änderte wirklich seinen Namen in Ruhnkenius; es ist der geschmackvolle Erklärer der Alten, der 1797. als Professor der Beredsamkeit, Geschichte und Alterthümer in Leiden starb.

Nach reifer Vorbereitung verließ Kant im Jahr 1740. die Schule, und besuchte nun die öffentlichen Vorlesungen auf der Hochschule seiner Vaterstadt. Er widmete sich vorzüglich dem Studium der Theologie, Philosophie und Mathematik; doch beschränkte er sich nie auf irgend etwas ausschließend, vielmehr war alles Wissenswürdige seiner Aufmerksamkeit gewiß. Sein verehrtester Lehrer war Martin Kunze, ein Mann, der einige wackere Schriften geschrieben hat, der aber als akademischer Lehrer ein ausgezeichnet trefflicher Mann gewesen ist. Kant selbst, der seine philosophischen und mathematischen Lehrstunden besuchte, urtheilte von ihm, daß er seine Schüler zu Selbstdenkern gebildet, daß er sie gewöhnt habe, eine neue Bahn in der Philosophie zu suchen. Dieser verdiente Mann, der mit dem stillen

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Bewußtseyn seines Wirkens zufrieden war, erhielt vom Staate keine seinen Verdiensten angemessene Besoldung, denn er starb 1751. im 38sten Jahre als ausserordentlicher Professor der Philosophie.

Als Kant seine akademischen Studien geendigt hatte, war er neun Jahre lang Hofmeister auf dem Lande; zuerst bei einem Prediger, wo er auch zuweilen predigte, dann war er Führer eines jungen von Hülsen und Grafen von Kaiserling. Er erklärte selbst, daß er seinem langen Aufenthalte auf dem Lande, weil er da mit sich selbst umgieng und Muße hatte, vieles für seine Bildung verdanke. Im höchsten Greisenalter dachte er noch mit Zufriedenheit und Freude an jenen ländlichen Aufenthalt. Während seines Hofmeisterlebens hatte er sich zwanzig Friedrichsd'or gesammelt, die er nie angriff, um bei einer etwanigen Krankheit vor gänzlichem Mangel gesichert zu seyn. Um diesen Schatz nicht anzugreifen, sah er sich genöthigt, als Magister seine damals ansehnliche und auserlesene Bibliothek nach und nach zu veräußern, weil er einige Jahre hindurch seine dringendsten Bedürfnisse von seiner geringen Einnahme nicht bestreiten konnte.

In der Zeit, da Kant Hofmeister war, ereignete sich ein für ihn unangenehmer Vorfall. Er bewarb sich um die unterste Schulkollegenstelle bei der Domschule in Königsberg, allein er erhielt sie nicht, und ward einem weit weniger fähigen Mit-

bewerber nachgesetzt. Dieß schlug indessen seinen Muth so wenig nieder, daß er sich vielmehr bald darauf entschloß, in derselben Stadt, in der man ihm eine niedere Stelle nicht hatte anvertrauen wollen, öffentlich als akademischer Lehrer aufzutreten. Er that es, nachdem sein dreissigstes Jahr vorüber war, nach der weisesten Vorbereitung. Als er am zwölften Junius 1755. Magister wurde, gab ihm, da er der philosophischen Fakultät seine Probeschrift von der Elasticität eingereicht hatte, der Professor Teske das rühmliche Zeugniß, daß er selbst vieles aus diesem Specimen gelernt hätte. In demselben Jahre ließ er seine unsterbliche Schrift drucken: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels; ein Werk, in welchem er viele Ideen aufhellt, deren Wahrheit nach vierzig bis fünfzig Jahren durch Beobachtung gefunden wurde, z. B. der Gedanke, daß es noch jenseit des Saturn und zwischen Mars und Jupiter Planeten gebe. Er eröffnete auch, sobald er die Magisterwürde erhalten hatte, seine Vorlesungen über Philosophie und Mathematik, und gleich im ersten Jahre faßte ein sehr geräumiger Hörsaal die Menge der ihm zuströmenden Jünglinge nicht. Gleichwohl erhielt er erst 1766., ohne sein Ansuchen, die zweite Aufseherstelle bei der königlichen Bibliothek in Königsberg, mit einem ganz geringen Gehalt, allein nach einigen Jahren entsagte er dieser Function, weil sie ihm zu zerstreuend war.

Als König Friedrich der Zweite auf Kants Verdienste aufmerksam gemacht wurde, ließ er ihm wiederholt eine Professur in Halle, endlich mit dem Charakter eines geheimen Raths, antragen. Allein Kant, der genug hatte, weil er zufrieden war, blieb in seinem väterlichen Königsberg, und wendete oft auf sich den Homerischen Vers an:

„Nirgends ist's süßer zu seyn, als im lieben Lande der Väter."

Der König trug aber dem Universitäts-Curator in Königsberg auf, bei der ersten erledigten Professur der philosophischen Fakultät in Königsberg keinen andern als Kant in Vorschlag zu bringen. Die Professur der Dichtkunst, welche zuerst erledigt wurde, nahm Kant nicht an, indem er erklärte, dieß sey nicht sein eigentliches Fach. An Kenntnissen, um diese Stelle ehrenvoll zu bekleiden, fehlte es ihm keineswegs. Er schrieb, wie seine Schrift über das Schöne und Erhabene zeigt, einen trefflichen Styl, er kannte die Kunst, verstand die Klassiker, und hat in seinen Schriften selbst der Dichtkunst, durch aufgestellte Regeln, vieles genützt; dennoch schlug er jene Stelle aus, weil sie nicht sein eigentliches Fach begriff, weil er sich seinem Fache, der Philosophie, aufbewahren wollte. Erst im März 1770., da die ordentliche Professur der Mathematik erledigt wurde, nahm er dieselbe an, vertauschte sie aber gegen Logik und Metaphysik, deren Lehrer er nun bis an seinen Tod blieb.

Sein väterliches Königsberg liebte er so, daß er verschiedene Lehrstellen nach Halle, Jena, Mitau und Erlangen ausschlug. Er ward 1750. Mitglied des akademischen Senats, und 1787. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Sommerhalbjahre 1786. verwaltete er zum erstenmale das Rectorat der Universität mit Würde und allgemeinem Beifalle. Bei der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten bewillkommte ihn Kant als Rector, und der König beantwortete ihm seine Anrede auf eine Art, die dem Philosophen sowohl, als ihm selbst Ehre machte. Bald darauf erhielt Kant auch eine Besoldungszulage von 220 Reichsthaler. Sein Gestirn trübte sich nur in der Zeit, als der König, mit seinem bigotten und betrügerischen Minister Wöllner, geleitet von Betrügern und Betrogenen, durch Religionsedicte und Glaubenszwang die Fortschritte des menschlichen Geistes hemmen wollte. Er betrug sich aber dabei mit Klugheit und männlicher Festigkeit, hoffte eine bessere Zeit, und erlebte sie auch wirklich.

Bei einer höchst einfachen, ruhigen und einförmigen, durch keine heftigen Leidenschaften erschütterten Lebensweise, bei einer harmonischen Ausbildung seiner ganzen Natur, und einer großen Macht seines Gemüths, seinen eigenen Körper zu beherrschen, brachte Kant sein Leben bis zum höchsten Greisenalter. Erst in den letzten Jahren zeigten sich die

Schwächen des Alters; die Aufserungen seiner Kraft waren durch die Kraftlosigkeit seiner Organe gehemmt. Zum letztenmal feierte er seinen Geburtstag, bei einem Mittagsmahle am 22sten April 1803., in Gesellschaft von achtzehn bis zwanzig Freunden. Als der Tag kam und die Gesellschaft versammelt war, wollte er ganz froh seyn, alleiu er hatte keinen wahren Genuß an derselben. Das Geräusch bei der Unterhaltung einer zahlreichen Gesellschaft, der er entwöhnt war, schien ihn zu betäuben, und man merkte wohl, daß es die letzte Versammlung in der Art und zu diesem Zwecke seyn würde. Er kam nur erst recht zu sich selbst, als er ausgekleidet in seiner Studierstube mit einem Vertrauten allein war, und mit ihm über die seinen Domestiken zu gebenden Geschenke gesprochen hatte. Denn nie konnte Kant froh seyn, wenn er nicht Andere um sich her zufrieden sah. Jemehr er selbst das Absterben aller Kräfte seines großen Geistes und seines Körpers gewahr wurde, um so mehr war der Tod ein Gegenstand seiner Sehnsucht. Schon im Jahr 1799., da seine Schwäche kaum noch bemerkbar wurde, sagte er einst zu einigen seiner Freunde: „Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich wie ein Kind betrachten.“ Der Resignation auf das Leben und der ruhigen Erwartung des Todes blieb er stets fähig. „Meine Herren, sagte er, ich fürchte nicht den Tod, ich werde zu sterben wissen. Ich versichere es

Ihnen vor Gott, daß, wenn ich's in dieser Nacht fühlte, daß ich sterben würde, so wollte ich meine Hände aufheben, falten und sagen: Gott sey gelobt! Ja, wenn ein böser Dämon mir im Nacken säße, und mir zuflüsterte: du hast Menschen unglücklich gemacht! dann wär es etwas anderes." Obgleich Menschenfreund in hohem Grade, hatte er doch immer das Leben als ein im Ganzen verächtliches Spiel und Getriebe von Leidenschaften und Thorheiten angesehen, das kein Vernünftiger noch einmal von vorn durchzuspielen wünschen könne, und so mußte ihm die Versetzung „von diesem niedern Globen in die Unsterblichkeit," in einen bessern Stern, wünschenswerth seyn, wohin, wie er ahndete, diejenigen entrückt werden dürften, die hier ihre Rolle nicht schlecht gespielt hätten. Dieser Wunsch gieng am zwölften Februar 1804., Mittags um eilf Uhr, in Erfüllung, denn in dieser Stunde gieng der große Denker, in einem Alter von achtzig Jahren, zu einem höhern Daseyn über.

Kant war ein Universalgelehrter, dessen Geist das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse umfaßte, und der überall bis in's genaueste Detail eindrang. Bewundernswürdig waren nicht nur die umfassenden Kräfte seines Genies, sondern auch die gehaltvolle Anwendung, die er davon machte. In ihm vereinigten sich Tiefsinn, Gründlichkeit, reiche Kenntnisse, Scharfsinn, Witz, Originalität, Hoheit, Stärke,

Feinheit. Die hervorstechendste Kraft seines Geistes aber war, Begriffe zu zergliedern, und sie in ihre einfachsten Bestandtheile und Merkmale zu zerlegen; sie blieb auch am längsten, und noch da, als seine übrigen Erkenntnißkräfte, besonders die Combinationsgabe der Begriffe, die seiner Sagacität nie gleich gewesen war, merklich dahin schwanden, ein Eigenthum seines Geistes.

War Kant gleich schon seit 1755., da er zuerst als Schriftsteller auftrat, als gesunder, tiefer Denker geachtet, und waren auch manche seiner Grundansichten über philosophische Gegenstände durch Schüler und Freunde in Umlauf gekommen, so wurde sein großes Vorhaben, die Philosophie zu reformiren, doch erst durch die Kritik der reinen Vernunft bekannt, die er 1781. drucken ließ, und an die sich eine lange Reihe sorgsam vorbereiteter, wichtiger philosophischer Werke anschloß. Was ehedem die Griechen von Socrates sagten, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt, das konnte man gewissermassen auch von Kant sagen. Seine Philosophie hatte die Absicht, mit philosophischer Bestimmtheit darzuthun, daß der Mensch mit Spekulationen nichts ende, und daß die Gewißheit des Gebotes der Pflicht das höchste, das unmittelbar Gewisse im menschlichen Wissen sey, daß darauf sich unsere Ueberzeugung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit unwandelbar gründe. Wie er

überall in die philosophische Spekulation, statt leichter, oberflächlicher Deklamation, Gründlichkeit und Strenge der Beweise einführte, so hat er insonderheit in der praktischen Philosophie durch sein Anstreben gegen den Geist einer laxen Zeitmoral eine der Wissenschaft nothwendige und selbst den Sitten wohlthätige Revolution hervorgebracht. Seine Philosophie enthielt die reinste Moral, und lehrte tugendhaft seyn um der Tugend willen. Es war Verdienst, dieß zu lehren, und das Urtheil zu berichtigen, ob es gleich gewiß ist, daß die Redlichen aller Zeiten nach diesen Grundsätzen, von ihren richtigen moralischen Gefühlen geleitet, gehandelt haben. Gewiß aber haben Kants Schriften unendlich viel dazu beitragen, um in Tausenden jenen himmlischen Funken zu entzünden, der in Thaten zur erleuchtenden und erwärmenden Flamme worden ist. Kurz Kant lehrte als Philosoph, was so viele andere von reinem Herzen geleitet, gelehrt und geübt hatten.

Kants sämmtliche Schriften, und ihrer ist eine große Zahl, verkündigen einen so reichen, vielseitig gebildeten, auch mit einem so großen Schatze empirischer Wissenschaften ausgerüsteten Geist, wie nach Leibnitz keiner gewesen ist. Alle seine Schriften zeigen, daß er die Werke der griechischen und römischer Klassiker gelesen hatte und verstand, und daß er aus jenen reichen Quellen der Humanität schöpfte. Sein Geschmack war gebildet, und er war

vertraut mit den Kunstwerken vieler Nationen und Jahrhunderte; aber auch mit dem Geiste der Nationen in geographischer und politischer Hinsicht, wie mit der Weltgeschichte. Die Religionslehre verdankt ihm vieles, und die Rechtswissenschaft ehrt die Grundsätze, die er ihr aufstellte. Seine eigene Ideenfülle und die Leichtigkeit und Gewohnheit, alle philosophischen Begriffe aus der unerschöpflichen Quelle seiner eigenen Vernunft herauszuschöpfen, machte, daß Kant am Ende fast keinen Andern, als sich selbst verstand. Selbst die Schriften seiner Gegner konnte er nur mit der äussersten Mühe fassen, weil es ihm unmöglich war, sich auch nur auf einige Zeit aus seinem originellen Gedankensystem herauszusezzen. Er gestand dieß selbst und gab gewöhnlich seinen Freunden den Auftrag für ihn zu lesen, ihm den Inhalt fremder Systeme in Vergleichung mit dem seinigen nach den Hauptresultaten mitzutheilen, und überließ es seinen Schülern und Freunden, seine Philosophie gegen die Anfechtungen seiner Gegner zu schützen. Nur zweimal suchte er gegen Angriffe, die seiner Meinung nach aus dem Nichtkennenwollen seiner Philosophie, und aus dem Hange, gegen ihn einen vornehmen Ton anzunehmen, entstanden waren, durch Gegenschriften sich zu schützen. Aber auch hierzu ward er mehr durch Andere gereizt, auch zum Theil von Männern, deren Willen zu befolgen er für Pflicht hielt, dringend aufgefo-

dert worden. Sein unpolemisches Herz hätte es ihm nicht eingegeben.

Kant besaß ein seltenes Sach- und Wortgedächtniß, auch eine bewundernswürdige innere Anschauungs- und Vorstellungskraft. Er schilderte z. B. eines Tages in Gegenwart eines gebornen Londners die Westmünsterbrücke, nach ihrer Gestalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe und den Maaßbestimmungen aller einzelnen Theile so genau, daß der Engländer ihn fragte, wie viele Jahre er in London gelebt, und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe? Eben so genau sprach er mit einem Reisenden, der aus Italien gekommen war, über dieses Land, so daß derselbe sich ebenfalls erkundigte, wie lange er in Italien gewesen sey? Er hatte sein sechzigstes Jahr schon zurückgelegt, als er die Chemie besonders lieb gewann, und die neuen chemischen Systeme mit dem größten Eifer studierte. Obgleich er nie ein einziges chemisches Experiment gesehen hatte, so hatte er doch nicht allein die ganze chemische Nomenklatur vollkommen inne, sondern er wußte auch den ganzen Proceß aller chemischer Experimente so genau und umständlich anzugeben, daß einst an seinem Tische, in einem Gespräche über Chemie, der große Chemiker, Doctor Hagen, voll Verwunderung erklärte: es sey ihm unbegreiflich, wie man durch bloße Lectüre,

ohne Hülfe anschaulicher Experimente, die ganze Experimentalchemie so vollkommen wissen könne.

Auf Beredsamkeit setzte Kant nur einen geringen Werth; sie war ihm weiter nichts, als die Kunst, Andere zu überreden und zu beschwatzen. Aber Wohlredenheit schätzte er, und sprach selbst, wenn er Reden zu halten hatte, sehr gut. Dagegen liebte er Sprachuntersuchungen und Etymologie. Auch ächte Satyren der Altern und Neuern galten bei ihm sehr viel. Vom Erasmus von Rotterdam sagte er mehrmals, daß dessen Satyren der Welt mehr genutzt hatten, als die Speculationen der Metaphysiker zusammen genommen. Liscov galt ihm mehr als Rabener, aber in den letzten Jahren gieng ihm Lichtenberg weit über beide. Poesie schätzte er sehr hoch. Ausser den klassischen Dichtern des Alterthums waren ihm Milton und Pope vorzüglich lieb. Das verlohrne Paradies des ersten hielt er für wahre, ganz eigentliche Poesie, und setzte dabei unsern Klopstock weit unter Milton. Dieser schien ihm in Erfindung seiner Bilder, Pope im Lehrgedicht unübertrefflich. Unter den teutschen Dichtern befriedigte ihn Haller vorzüglich; er wußte ihn größtentheils auswendig. Späterhin las er gerne einige der Meisterwerke Wielands, auch Bürgers Gedichte. Seine Hauptlectüre waren indessen immer die Meisterwerke, die in seinem Hauptfache, der Philosophie und Mathematik, er-

scheinen; in früheren Jahren Hutcheson und Hume, die er zum bedachtsamen Studium empfahl. Ausserdem interessirten ihn schon damals und immer gute Reisebeschreibungen. Rousseau's Werke kannte er alle, und dessen Emil hielt ihn bei seiner ersten Erscheinung einige Tage von seinen gewöhnlichen Spaziergängen zurück. Ueberhaupt ließ Kant nichts von dem, was zum Umfange des menschlichen Wissens durch gute Schriftsteller beigetragen wurde, ungekostet und geprüft. Nur theologische Untersuchungen, welcher Art sie auch waren, berührte er nie. Hingegen zog das Studium der Kirchengeschichte ihn in spätern Jahren sehr an; Planks dahin gehörige Werke befriedigten ihn vorzüglich.

Für Musik hatte Kant wenig Empfänglichkeit, er hielt sie für unschuldige Sinnenlust, an Trauermusiken fand er gar kein Behagen. Auf Gemählde und Kupferstiche, auch von vorzüglicher Art, schien er ebenfalls nicht viel zu achten. Ausser dem in Kupfer gestochenen Bildnisse Rousseau's, das ihm ein Freund geschenkt hatte, befand sich nichts von dieser Art in seinem Hause. In frühern Jahren besuchte er das Schauspiel gerne, weiter hin gar nicht. Sonst schätzte er überhaupt ein Künstlergenie sehr.

In seinem Hörsaale erschien Kant mit der anspruchlosesten Bescheidenheit. In seinem Vortrage bewies er Gründlichkeit, und gesellte dieser noch

Anmuth und interessante Darstellung bei. Höchst anziehend waren seine Vorlesungen über die Moral; hier war er nicht blos spekulativer Philosoph, er war auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl eben so mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. „Es gewährte himmlisches Entzücken, sagt einer seiner Schüler, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudämonismus zu dem hohen Bewußtseyn der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung.“

Kant wurde von seinen Zuhörern fast vergöttert, und es wurde von ihnen jede Gelegenheit ergriffen, ihm dieß zu beweisen. Aber er war auch gegenseitig ein warmer Freund der Jugend, und nahm an allem, was zur Sittenverfeinerung und Bildung der Studierenden beitrug, lebhaften Antheil. Diese schienen schon aus Achtung für den Mann sich grober Vergehungen zu enthalten, und er selbst behandelte verzeihliche Vergehungen mit väterlicher Milde. Ein nicht geringer Beweis der Achtung, in welcher Kant bei den Studierenden

stand, ist es, daß sie, wenn er Rector war, sorgfältig alles vermieden, was ihm hätte unangenehm seyn können. Aus Liebe zu ihm war ihr Betragen während seines Rectoramts exemplarisch.

Die hohe Achtung, in der Kant nicht nur bei seinen Schülern, sondern überhaupt bei seinen Zeitgenossen stand, konnte ihn nie zu Stolz oder Anmaßung verleiten. Bei allen seinen Verdiensten zeigte er immer eine edle Bescheidenheit; nie ruhte er, immer suchte er seine Kenntnisse zu vermehren. Er selbst hat nie seine Philosophie für das Höchste gehalten, sondern sah wohl ein, daß er nur die Bahn zu einer neuen Form des Denkens gebrochen habe. Als ein Schriftsteller die Moral Christi und Kants neben einander stellte, mißfiel ihm diese Stellung. Der Gegensatz, meinte er, sollte heißen: die Moral eines Geheiligten, und die eines armen Stümpers, der die erste nach seinem Vermögen auslegt.

Der Weise von Königsberg war nicht blos ein Weiser für die Schule, er war es auch für das Leben. Er lebte wie er lehrte. Herrschaft des guten Willens, Güte gegen Andere, Urbanität im Umgange, das bezeichnete kurz den ächten Weisen. Seine Tugend war religiös; er war vom Glauben an Gott und Unsterblichkeit durchdrungen; das zeigen nicht nur seine Werke, das zeigt sein tugendhaftes Leben, selbst manche kleine Vorfälle. Sein

Gemüth war von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt; er blieb sich fast immer gleich, und wurde nur bisweilen durch fortgesetzten Widerspruch in Hitze gebracht, die sich aber sogleich wieder legte. Bei einem der Berufspflicht und Wissenschaft geweihten Leben, verschmähte er nicht die feinen Lebensgenüsse, im täglichen Umgange mit Menschen nach seinem Herzen und bei sokratischen Mahlen. Seine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe hatte ihn zum Lieblinge aller Gesellschaften gemacht, und da er sehr viel Witz besaß, so wurde es ihm nicht schwer, alles um sich her zu erheitern. Sein Witz war leicht, launigt und sinnreich. Es waren Blitze, die am heitern Himmel spielten, und er würzte durch ihn nicht allein seine gesellschaftlichen Gespräche, sondern auch seine Vorlesungen. Sein Geist glich der hellleuchtenden Sonne, die alles um sich her erleuchtete und erwärmte. Die herrschenden Neigungen seines Herzens waren menschenfreundlich und wohlwollend, und die tiefsinnigen metaphysischen Speculationen seines Geistes vermochten es nicht, sein Herz auszutrocknen, und der theilnehmenden Gefühle zu berauben. Bei höchst mäßigen Einkünften machten es ihm seine Wirthschaftlichkeit und seine mäßigen Bedürfnisse möglich, dürftige Glieder seiner Familie reichlich zu unterstützen, zu gemeinnützigen Anstalten theilnehmend beizutragen, und die edelste Gastfreundschaft zu üben. Obgleich die Verschiedenheit der Be-

schäfftigungen und so manche unbescheidene Ansprüche an ihn, vielleicht auch Verhältnisse die wir nicht kennen, ihn eine zeitlang von dem nächsten Umgange mit seinen Verwandten zurückgezogen hatten, so war er doch höchst wohlthätig gegen seine Familie, unterstützte seine Schwestern und ihre Kinder oft mit beträchtlichen Summen, ließ sie im Alter verpflegen, vermied es aber sorgfältig, sie über den Kreis zu erheben, in dem sie lebten. Das Talent durfte immer darauf rechnen, von ihm nicht nur anerkannt, sondern auch unterstützt zu werden. Bettlern gab er, wenn sie ihm in den Weg kamen, durchaus nichts, an wahre Arme hingegen spendete er gerne aus. Zu den jährlichen freiwilligen Beiträgen zur General-Armenkasse in Königsberg zahlte er verhältnißmäßig eine beträchtliche Summe, und nach seinem Tode erfuhr man, daß er jedes Jahr unter seine armen Verwandten und nothleidende Familien 1123 Gulden zu vertheilen gewohnt war, ungerechnet manche besondere Unterstützung der Bedrängten. Sonst hatte er den Grundsatz, daß jede Generation ihre Armen versorgen müsse; daß folglich nicht für die Zukunft Kapitalien gesammelt, und Armenfonds, für die Nachkommen etablirt werden sollten, während dem die Gegenwärtigen leiden; daß wir's unsern Kindern und Kindeskindern zutrauen müßten, daß auch sie sich der Armen ihrer Zeit schon annehmen würden.

Unter andern Beispielen von Kants äusserster Thätigkeit, mit welcher er sich besonders ng: Männer annahm, denen er geneigt zu seyn Ursache gefunden hatte, oder gefunden zu haben glaubte, verdient seine thätige Verwendung für Fichte angeführt zu werden. Dieser war im Jahr 1791. nach Königsberg gekommen. Er hatte eine Hauslehrerstelle in Pommern verlassen, und bei seinem Aufenthalte in Danzig die bekannte Kritik aller Offenbarung ausgearbeitet, die ihm in der gelehrten Welt zuerst Namen und Ruf erwarb. Eines Morgens brachte er jene Handschrift zu Kant, empfahl sich ihm durch Bescheidenheit, erbat sich dessen Censur, und wenn er das Geschriebene des Druckes würdig fände, seine Mitwirkung, um in Königsberg, wo er unbekannt war, einen Verleger zu finden. Kant versprach ihm, gerne zu thun was möglich wäre. Desselben Tages in der Abendstunde begegnete Kant auf einem Spaziergange dem Kirchenrathe Borowski. Das erste Wort an ihn war: „Sie müßen mir helfen, geschwind helfen, um einem jungen brodlosen Manne, Namen und auch Geld zu verschaffen. Ihr Schwager (der Buchhändler Hartung) muß disponirt werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handschrift, die ich Ihnen noch heute zuschicke, durchgelesen haben, daß er sie verlege.“ Da alles nach Wunsche gieng, so empfand er darüber eine Freude, die auf's deut-

lichste zeigte, wie wohlwollend und warmthätig er für junge Leute war, die etwas von sich hoffen ließen.

Zu Kants Freunden gehörte unter andern ein gewisser Kaufmann Green, ein geborner Engländer. Sonderbar ist die Art, wie beide einander kennen lernten. Zur Zeit des englisch-nordamerikanischen Krieges gieng Kant an einem Nachmittage in dem Dänhoffschen Garten spatzieren, und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannten Männer entdeckte. Er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein, an welchem auch die übrigen Theil nahmen. Bald fiel die Unterredung auf die merkwürdige Zeitgeschichte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache, und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer heraus. Auf einmal springt ganz voll Wuth ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt hin vor Kant, sagt, daß er ein Engländer sey, erklärt seine ganze Nation und sich selbst durch seine Aeusserungen für beleidigt, und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch einen Zweikampf.

Kant ließ sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzte sein Gespräch fort, und fieng an, seine politischen Grundsätze und Meinungen und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Welt-

bürger, seinem Patriotismus unbeschadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurtheilen müsse, daß Green (dieß war der Engländer) voll Erstaunen ihm freundlich die Hand reichte, den höheren Ansichten Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, auf dem Rückwege bis an seine Wohnung begleitete, und zu einem freundschaftlichen Besuche einlud. Kant nahm die Einladung an, und fand in Green einen Mann von vielen Kenntnissen und von so großem Verstande, daß er selbst versicherte, er habe in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor seinem Freunde Green vorgetragen, und von dessen hellem Verstande hätte beurtheilen lassen. Beide hatten einen Freundschaftsbund geschlossen, den nur der Tod löste.

Bis zum Entzücken liebenswürdig erschien der große Mann noch in seinem Greisenalter, durch sein liebreiches Betragen gegen Kinder. Er hegte Achtung gegen jeden Menschen als solchen, wes Standes und Alters er auch seyn mochte, und ließ den Vorzügen und Verdiensten Anderer gerne Gerechtigkeit widerfahren. Ganz besonders zeichnete er sich durch Festigkeit des Charakters, durch Selbstbeherrschung und Seelenstärke aus. Sie waren ein Werk der Kunst, und gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit seines Herzens veranlaßt. Sein ganzes Leben war eine Kette von Maximen

geworden, die ein festes System seines Charakters bildeten. Was er sich einmal zur Pflicht gemacht hatte, dabei blieb er standhaft, „und ließ sich durch die Versuche Anderer davon schlechterdings nicht abbringen. Die Maximen, von denen er ausgieng und auf die er immer wieder zurückkam, hatten sich allmählich so innig mit seinem Selbst verflochten, daß, er mochte sich ihrer eben deutlich bewußt seyn oder nicht, doch darnach gehandelt wurde.

Ein fester Grundsatz bei ihm in Ansehung des Körpers war, daß man ihn nicht verweichlichen, aber doch so mit ihm sich einrichten müsse, daß man möglichst leidenlos und lebenswierig thätig bleiben könne. Er schlief auf einer Madratze und unter einer Decke, in die er sich mit besonderer Geschicklichkeit einzuwickeln wußte. Oft pflegte er seinen Freunden zu sagen: „Wenn ich mich so in's Bette gelegt habe, so frag' ich mich selbst: kann ein Mensch gesunder seyn als ich?" Seine Gesundheit war nicht blos eine gänzliche Abwesenheit alles Schmerzens; sie war die wirkliche Empfindung und der wahre Genuß des höchsten Wohlbefindens; er schlief daher auch sogleich ein. Keine Leidenschaft machte ihn munter, kein Kummer hielt seinen Schlaf auf, kein Schmerz weckte ihn. Er war ein Feind von allem, was man sich pflegen und zu gut thun nennt. Er hatte seine Natur so gewöhnt, daß er weder in der Nacht noch am Tage transpirirte. Doch konnte

er in seinem Zimmer eine beträchtliche Wärme ertragen, und fühlte sich unbehaglich, wenn nur ein Grad daran fehlte; 75 Grad nach Fahrenheit mußte der unverrückte Stand des Thermometers in diesem Zimmer seyn, und fehlte dieser im Julius und August, so ließ er es bis zu diesem Standpunkte des Thermometers erwärmen. Fünf Minuten vor fünf Uhr Morgens, es mochte Sommer oder Winter seyn, trat sein Diener Lampe in die Stube mit dem ernsten militärischen Ausrufe: „Es ist Zeit!“ Unter keiner Bedingung, nicht einmal dem seltenen Falle einer schlaflosen Nacht, zögerte Kant nur einen Augenblick, dem strengen Kommando den schnellsten Gehorsam zu leisten. Oft that er bei Tische, mit einer Art von Stolz, an seinen Diener die Frage: „Lampe, hat er mich in dreissig Jahren nur an Einem Morgen je zweimal wecken müssen?“ — „Nein, hochedler Herr Professor,“ war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Mit dem Schlage Fünf saß Kant an seinem Theetische, wobei er die einzige Pfeife für den ganzen Tag, mit einem zu diesem Behufe längst gebrauchten Hut auf dem Kopfe, und zwar mit solcher Schnelligkeit rauchte, daß ein glühender Aschkegel, den er mit dem gewöhnlichen Namen eines Holländers belegte, zurückbleiben mußte. Bei dieser Pfeife überdachte er abermals, wie Abends vorher am Ofen,

 Dispositionen, und gieng gewöhnlich um sieben

Uhr zu seinen Vorlesungen und von diesen an seinen Schreibtisch. Den Mittagsschlaf erlaubte er sich nicht. In früheren Jahren gieng er vor dem Mittagsessen, nach Endigung seiner Vorlesungen, auf ein Kaffeehaus, trank da eine Tasse Thee, unterhielt sich über Ereignisse des Tages, oder spielte eine Partie Billard. Damals liebte er auch in Abendgesellschaften das L'hombrespiel, weil er glaubte, daß es den Geist in Thätigkeit setze; er soll sehr fertig darin gewesen seyn.

In Ansehung der Kleidertracht war Kant der Meinung, und prägte es auch seinen Zuhörern oft ein, ein Mensch müsse nie darin ganz aus der Mode seyn wollen. Er kleidete sich auch immer anständig und gewählt. Nur seinen Hut unterwarf er dem Gesetz der Mode nicht; dieser blieb bei allen Umwandlungen sich immer gleich. Einer von diesen war seit länger als zwanzig Jahren von ihm gebraucht. Die eine niedergeschlagene Krempe desselben diente ihm beim Schreiben und Lesen statt eines Augenschirms. Dieser Hut ward bei der Versteigerung seines Nachlasses mit einer sehr beträchtlichen Summe Geldes (fünf und zwanzig Gulden) von einem Engländer, als Reliquie, bezahlt.

Kant aß nur einmal des Tages; vom Bier war er ein abgesagter Feind. Wenn jemand in den besten Jahren seines Lebens gestorben war, so pflegte zu sagen: „Vermuthlich hat er Bier getrunken."

Wurde von der Unpäßlichkeit eines Andern gesprochen, so war die Frage nicht fern: „Trinkt er Abends Bier?“ Er erklärte das Bier für ein langsam tödtendes Gift, und behauptete, daß Wegschwemmung der Verdauungssäfte, Verschleimung des Bluts und Erschlaffung der Wassergefäße, Folgen des häufigen Genusses dieses Getränkes wären, deren Wirkungen durch eine bequeme Lebensart noch mehr beschleunigt wurden.

Obgleich Kant den größten Theil des Tages in seiner Studierstube, unter tiefsinnigen Forschungen hinbrachte, so wurde er doch dem gesellschaftlichen Umgange niemals abhold, selbst im höchsten Alter nicht. Er war ein sehr guter, höflicher Gesellschafter, immer bedacht, Andere auf eine angenehme Art zu unterhalten. Die Grazie, die man Grazie des gesellschaftlichen Umgangs nennen könnte, hatte ihn gesegnet. In seinen letzten Jahren gieng er, um Andern nicht zur Last zu fallen, nicht mehr in Gesellschaft, speiste nicht mehr, wie früher, an einer Table d'hote, sondern zu Hause, und lud jedesmal einige Gäste aus seinem Bekanntschaftskreise zu sich. Sobald er sich an den Tisch gesetzt hatte, sah man es ihm ganz deutlich an, daß er sich nach der vielen Arbeit und Anstrengung auf Speisen und Unterhaltung freue. Das: „Nun meine Herren!“ wenn er sich auf den Stuhl setzte und die Serviette nahm, zeigte unverkennbar, wie Arbeit die Speisen

würze. Sein Tisch war mit drei Schüsseln, einem kleinen Nachtisch und Wein besetzt. Jeder legte sich seine Speisen selbst vor, und das sogenannte Komplimentiren dabei war ihm so unangenehm, daß er es fast jedesmal, wiewohl mit Bescheidenhert, rügte. Er empfand es unangenehm, wenn man wenig aß, und hielt es für Ziererey. Der erste in der Schüssel war ihm der angenehmste Gast, denn desto eher kam die Reihe an ihn zum Zulangen. Er wußte stets allgemeine Unterhaltung zu schaffen, jedem seine Liebhaberey abzumerken, und mit Theilnahme davon zu sprechen. Fast nie hatte das Gespräch auf Gegenstände der kritischen Philosophie Bezug. Seine Unterhaltung war so populair, daß ein Fremder, der seine Schriften studiert hätte, dem er aber von Person unbekannt geblieben wäre, aus seinem Gespräche wohl schwerlich hätte schließen können, daß der Erzählende K a n t sey. Seine Tischfreunde wählte er aus verschiedenen Ständen; sie waren alle jünger, oft sehr viel jünger als er. Er schien dabei die doppelte Absicht zu haben, mehr Jovialität und heitere Laune in die Gesellschaft zu bringen, und dann, so viel als möglich, sich den Gram über den frühen Tod derer, an die er sich einmal gewöhnt hatte, zu ersparen. Bei gefährlichen Krankheiten seiner Freunde war er äusserst besorgt, und gieng in dieser Aengstlichkeit so weit, daß man hätte glauben sollen, er würde ihren Tod nicht mit Fassung

ertragen. Oft ließ er sich nach ihrem Zustande erkundigen, erwartete mit Ungeduld die Krisis der Krankheit, und wurde sogar in seiner Arbeit darüber gestört. Sobald sie aber gestorben waren, zeigte er sich gefaßt, beinahe möchte man sagen gleichgültig. Er betrachtete das Leben überhaupt, besonders die Krankheit, als einen steten Wechsel, von dem Nachricht einzuholen es der Mühe verlohnte; den Tod aber als einen permanenten Zustand, von dem Eine Nachricht statt aller hinlänglich sey, wobei sich nun nichts mehr ändern ließe.

Kant disputirte sehr gerne, und man sah es ihm an, mit welcher Lust er sich auf polemische Art mit seiner Philosophie an Andern zu reiben, und dadurch manchen Funken der Wahrheit hervorzuschlagen suchte. Aber die Streitigkeiten, wobei es nicht eigentlich um die Wahrheit, sondern um den Beifall der Menge zu thun war, waren ihm frühzeitig zuwider. Daher nahm er auch an den in späteren Zeiten oft mit vieler Galle geführten akademischen Streitigkeiten nur so viel Antheil, als seine Lage mit sich brachte. Vorzüglich vermied er theologische Streitigkeiten. So wenig er der Religion abgeneigt war, so hielt er doch, wenn man ihn im Disputiren auf dieses Kapitel brachte, mit seinem Widersprechen und überhaupt mit seinen Urtheilen zurück. Am liebsten ließ er sich mit aufgeklärten Katholiken ein, bei welchen er einen vorzüglich reinen, für die

Wahrheit empfänglichen Sinn zu finden glaubte. Doch waren ihm Erörterungen über politische Gegenstände die liebsten. Seine genaue Kenntniß unsers Planeten und der neuesten Veränderungen auf demselben, die er sich durch tägliches Lesen der Zeitungen und Journale gegenwärtig zu halten suchte, gaben ihm hierzu den reichhaltigsten Stoff. Sein weitreichender Scharfsinn in der Politik drang sehr tief in's Innere der Ereignisse, so, daß man oft eine, mit den Geheimnissen der Kabinette bekannte diplomatische Person reden zu hören glaubte. Zur Zeit des französischen Revolutionskrieges warf er manche Vermuthungen und Paradoxen hin, besonders in Absicht auf militairische Operationen, die so pünktlich eintrafen, wie seine große Vermuthung, daß es zwischen dem Mars und Jupiter eine Lücke im Planetensystem gäbe, deren volle Bestätigung er noch erlebte.

Kant nahm zur Zeit seiner Meditationen gewöhnlich im Sommer und Winter seine Stellung am Ofen, von welchem er durchs Fenster den Löbenichtschen Thurm sehen konnte, auf welchem sein Auge ruhte. Er konnte sich nicht lebhaft genug ausdrücken, wie wohlthätig seinen Augen der für dieselben passende Abstand dieses Objekts sey. In der Folge wuchsen einige Pappeln in dem Garten seines Nachbars so hoch empor, daß sie den Thurm bedeckten. Kant wurde darüber unruhig und in sei-

nem Nachdenken gestört; aber aus Liebe und Achtung für ihn ließ der gutdenkende Nachbar die Pappeln kappen, und da durch die freie Aussicht auf den Thurm wieder herstellen.

Kant hatte auch in jüngern Jahren nie eine starke Stimme; je älter er wurde, um so mehr nahm die geringe Stärke derselben ab. Es mußte das seinen Zuhörern bald bemerkbar werden, nnd sie strebten darnach, ihn so viel möglich nahe zu sitzen, denn in einer Entfernung von fünf Schritten mußte man schon alle Aufmerksamkeit anwenden, um ihn zu hören, und in einer Entfernung von acht Schritten war es fast unmöglich ihn zu verstehen. Die Studenten welche etwas nachschreiben wollten, nahmen fast immer die ersten Bänke ein. Kant aber hatte die Gewohnheit sie anzusehen, und gewöhnlich heftete er insbesondere seinen Blick auf Einen von ihnen, welchem ein Knopf an seinem Rocke fehlte, und der diesem Mangel aus Nachläßigkeit nicht abhalf. Kant blickte mit unverwandten Augen auf ihn und auf die Stelle an seinem Rocke hin, wo der Knopf fehlte, und so blieb er ungestört. Kurze Zeit nachher ließ sich der Student einen neuen Knopf annähen, und so erschien er wieder au seinem gewöhnlichen Platze. Jetzt war Kant während der ganzeu Stunden zerstreut, verlor oft den Faden seines Vortrags, und in seinen Beweisgründen herrschte weniger Zusammenhang. Nach geendigter Vorlesung

ließ Kant den Studenten zu sich kommen, und sagte zu ihm: er habe seit geraumer Zeit bemerkt, daß ihm ein Knopf an seinem Rocke fehlte. Der junge Mann fiel ihm hier in die Rede, und bat ihn um Vergebung, daß er so lange nachläßig genug gewesen sey, sich den Knopf nicht wieder annähen zu lassen. „Nein, nein! erwiederte der Philosoph, das meine ich nicht; ich wünschte vielmehr, daß Sie den Knopf wieder wegnehmen ließen, denn er stört mich.“

Aus seiner Provinz ist Kant nie gekommen; seine weiteste Reise war zum General von Lessow, der ihn auf sein Gut eingeladen hatte. Am öftesten und liebsten hielt er sich in dem Forsthause Moditten, eine Meile von Königsberg, bei dem Oberförster Wobser, auf, den er wegen seines ungekünstelten Wesens, guten natürlichen Verstandes und edlen Herzens sehr schätzte. Im Hause dieses Mannes schrieb er sein Buch über das Schöne und Erhabene, und Wobser mußte ihm zu dem Bilde sitzen, das er in dieser Schrift vom Charakter des teutschen Mannes entwarf. So viel Sinn er für das häusliche Familienleben hatte, und so angenehm ihm der Umgang mit gebildeten Frauenzimmern war, so blieb er doch unverheurathet. „Da ich eine Frau brauchen konnte, pflegte er zu sagen, konnt' ich keine ernähren; und da ich eine ernähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen.“ Im strengsten Sinne war aber sein ganzes Leben züchtig.

Der Kapellmeister Wolf in Weimar.

Bei den Freunden der Tonkunst ist der Name Ernst Wilhelm Wolf in freundlicher Erinnerung. Verschiedene seiner Tonstücke, besonders seine Opern, sind zwar antiquirt und längst von unsern Theatern verschwunden. Aber zur Zeit ihrer Erscheinung wetteiferten sie mit den Hillerschen, fanden lauten Beifall, und trugen das ihrige dazu bei, die Liebe zu Gesang und Musik zu verbreiten. Gewiß leben noch jetzt Freunde der Tonkunst, die sich mit Vergnügen der Zeit erinnern, da die Dorfdeputirten, die treuen Köhler, das Gärtnermädchen, der Abend im Walde, das große Loos, und andere Wolfische Operetten auf unsern Theatern gegeben wurden. Wolf war überhaupt ein ächtes musikalisches Genie, und in allen seinen Kompositionen herrscht wahre Laune und Originalität. In seinen ersten Arbeiten zeichnete er sich als einen der besten Nachahmer der Bachischen Klaviermanier aus; bald aber fieng er an davon abzuweichen, folgte seinem eigenen Genius, und ward mit Recht unsern besten Komponisten für's Klavier beigezählt. Alles, was er für dieses Instrument schrieb, trägt den Stempel seines Genies, und zeichnet sich durch ächten

Geschmack, durch Erfindung, Witz und Neuheit in der Darstellung auf's vortheilhafteste aus. Weit leichter wurde es übrigens seinem Genie, für jede Gattung des musikalischen Styls vortreffliche Muster aufzustellen, als die Regeln der Kunst selbst gründlich und deutlich zu entwickeln. Seine theoretischen Schriften sind vergessen, aber seine praktischen Werke verdienen im Andenken zu bleiben.

Die Laufbahn welche Wolf durchlief, und das Charakteristische seiner Denk- und Sinnesart, sind bemerkenswerth. Er war auf dem Wangenheimischen Gute zu Großen-Behringen, unfern Gotha, wo sein Vater als Förster in Diensten stand, im Jahr 1735. geboren. Seine ausgezeichnete Anlage zur Musik äusserte sich — doch von nun an soll uns Wolf selber erzählen, was ihm auf der Wallfahrt durch's Leben begegnete.

Da ich — erzählt er in einem Aufsatze, den er nicht lange vor seinem Tode niederschrieb — ohngefähr vier Jahre alt war, stand in meiner Stube ein Klavier. Mein Vater fragte mich: „Du, willst du das Klavier lernen?" — „Ja, wenn mein Bruder *)

---

*) Er heißt Ernst Friedrich Wolf, und starb 1772. als Stadtorganist zu Kahla. Zwei Jahre lang hatte er unter dem Kapellmeister Stölzel die Komposition, und unter dem Koncertmeister Hühn in Gotha die Violin studiert.

von Gotha kommt." — Mein Bruder war in Gotha, und hielt sich beim Kapellmeister Stölzel auf, um die Komposition zu lernen. Nun kam mein Bruder zum heiligen Christ zu Hause. — „Weißt du was? Ernst Wilhelm will das Klavier von dir lernen." — „Nun gut, den Tag nach dem Feste wollen wir anfangen." Da setzte er sich an das Klavier, lehrte mich die Claves und die Noten, und eine Menuet, die ich im sechs und funfzigsten Jahre noch gespielt habe. Das verursachte Wunder bei meinem Bruder, daß ich in einer Stunde es so weit gebracht hatte. Er erzählte mir dieses noch in seinen letzten Tagen so, daß ich mich darüber freuen mußte. Nun gieng mein Bruder wieder fort nach Gotha, setzte mir aber einige Stücke auf, die ich, ohne Zuthun eines Meisters lernte. Ostern kam er wieder, und freute sich, daß ich die Stücke so gut gelernt hatte. Nun kam er alle große Festtage nach Hause, lehrte mich etwas, und ließ mir Musikalien zurück.

Da ich das siebente Jahr erreicht hatte, mußte ich in die teutsche Schule gehen. Als ich nun da ein halbes Jahr gewesen war, mußte ich singen lernen.

Schon im neunten Jahre seines Alters war er so weit gekommen, daß er Kirchenstücke mit Doppelfugen komponiren konnte. Auf der Orgel war er Meister.

Der Schulmeister hatte eine große schwarze Tafel, mit rothen Linien bezogen, in die Schule hingehängt, und das c d e etc. darauf geschrieben. Es währete nicht lange so konnte ich das. Im achten Jahre fragte mich der Schulmeister: ob ich nicht einmal auf der Orgel spielen wollte? „Allein Gott in der Höh sey Ehr, das will ich wohl spielen, aber weiter nichts.“ — Nun, ich möcht es doch thun!

Den folgenden Sonntag spielte ich: Allein Gott in der Höh sey Ehre! Froh war der Schulmeister. Es gieng nun immer weiter; ich lernte so geschwind, daß ich in kurzer Zeit die Orgel ganz und gar spielen konnte. Endlich fehlte es noch am Generalbasse. Mein älterer Bruder, der ein Jäger war, sagte zu mir: „Den Generalbaß will ich dich lehren. Du weißt doch was eine Terz, eine Sext ist?“ — „O ja, das weiß ich.“ — „Wenn das nun so auf dem Papiere steht, so greifst du das, und dann das u. s. w.“ — „So, ist's so recht?“ — „Ja, so ist's recht.“ — Den Sonntag darauf sagte ich dem Schulmeister, daß ich den Generalbaß spielen wollte. — „O ja, den sollst du spielen.“ — Sechs Tage hatte ich mich nun geübt, das war genug; ich spielte den Generalbaß, und nun spielte ich fort bis ins zwölfte Jahr. Unterdessen hörte ich viel von Komposition: ich probirte es, mir aus eigenem Talent etwas vorzusingen und aufzuschreiben. Ich trieb es etliche

Wochen fort, und siehe da, sie sagten, das wäre komponirt.

Im dreizehnten Jahr kam mein Bruder von Kahla nach Behringen zum Besuch. Ich mußte mich vor ihm hören lassen. Er freute sich über mein Klavierspielen so, daß er mich bat nach Kahla zu kommen, und bei ihm zu bleiben. Vier Wochen nachher reisete ich mit meinem Vater hin, und weil mein Bruder eine Orgel auf der Stube hatte, so orgelte ich da prächtig. Im Rechnen übte ich mich auch inzwischen. Mein Vater gieng dann wieder zurück, und ich blieb in Kahla. Nachdem ich mich so vier Wochen im Rechnen und in der Musik geübt hatte, kam mein Vater wider alles Vermuthen, brachte ein Kompliment vom geheimen Rath von Wangenheim, der mein Pathe war, und meines Vaters Herr, und fragte mich: ob ich Lust hätte, bei dem in Diensten zu gehen, er wollte mich reiten lernen lassen, und dann sollte ich ein Bereuter werden. Das war ganz gut gemeint, und da ich nicht wußte, was aus mir werden sollte, so sagte ich, ja. Und nun reisten wir wieder nach Behringen hin. Ich zog gleich an auf dem Schlosse. Das Haus bestand aus einem Justiziario, Herrn List, einem Verwalter, einer alten Köchin und einem alten Reitknecht: der Herr und die übrigen Bedienten hielten sich in Gotha auf. Mit Pferden wußte ich noch nicht umzugehen. Durch den Justi-

ziarium wurde mir angedeutet, ich sollte beim Reitknecht schlafen, und thun, was er haben wollte: der Herr käme bald heraus, dann würde er selbst befehlen, was ich thun sollte. Ich gieng also zum Reitknecht, und befragte mich, was ich thun sollte? „Da sind sechs junge Pferde, auf die sollen Sie Acht geben, und dabei thun, was ich bei den meinigen thue.“ Nun, ich striegelte die Pferde, und that alles, was er that. Nachmittags ritten wir aus, auch mußte ich manchmal allein ausreiten. Der Herr kam heraus, und ich mußte mich sehen lassen. Da noch mehr Herren mit da waren, so mußte ich auch etwas auf dem Klavier spielen. Ich spielte ein Grauniſches Koncert, und fand Beifall. Nachher spielte auch einer von den Herren, aber es wollte nicht recht fort. Nun fragten sie wie alt ich sey? — Dreizehn Jahr.

Ich gieng wieder fort, und that, was im Stalle zu thun war. Der Herr gieng wieder nach Gotha. Nun hieß es, mir würden Kleider gemacht, ich würde bald in die Stadt müssen. Ich lebte vierzehn Tage in dieser Hoffnung. Dann dankte ich aber ab, gieng nach Hause, und wartete die Krätze ab, welche mir die ungewöhnliche Lebensart zugezogen hatte.

Gegen Ostern kam mein Bruder, der wunderte sich sehr, daß ich von meiner Bereuterey nichts weiter, als die Krätze, gewonnen hatte, und beredete

meinen Vater, mich auf die Schule nach Eisenach zu thun. Wollte mein Bruder ihn begleiten, so wollte mein Vater nach Eisenach gehen. Folglich giengen sie nach Eisenach zum Director und zum Cantor, kamen wieder zurück, und mein Vater zeigte mir an, daß ich nach Eisenach auf die Schule sollte. Das war mir sehr lieb. Denn Latein und Griechisch hatte ich beim Informator schon gelernt, und ich sollte mit in's Chor gehen: das war ganz meine Sache. Zu Ostern war ich wieder ganz geheilt, und gieng mit meinem Vater nach Eisenach.

Der Cantor examinirte mich fürs erste im Singen. Ich war nur vierzehn Jahre alt, und sang den Baß. Er holte ein Kirchenstück von Telemann, und gab mir daraus eine Arie zum Singen, die ich gerade weg sang. „Vortrefflich, sagte der Cantor. Kann er denn auch Recitativ singen?" — „Ja!" — „Nun, da sing er das Recitativ." — Ich sang es eben so ab, wie die Arie. „Seine Stimme klingt noch so jung." — „Ja, ich habe in den letzten Jahren den Diskant gesungen; zuletzt wurde ich heiser, und blieb es vierzehn Tage; hernach, als ich wieder singen konnte, sang ich den Baß." — Nun gieng ich mit in's Chor, sang in der Kirche, hörte einen Bach die Orgel spielen, und komponirte Arien, Motetten, und was man sonst wollte.

Als ich drei Jahre da zugebracht hatte, kam die Krätze wieder: ich mußte also nach Hause, und

wieder ein halbes Jahr mediciniren. Weil ich ein Gothaner war, sollte ich auch nach Gotha auf die Schule gehen. Nach einem halben Jahre gieng mein Vater mit mir nach Gotha zum Director. Er legte mir den Horaz vor, woraus ich exponiren mußte, und darauf sagte er: es würde nicht zu viel seyn, wenn er mich in Selecta setzte. Dort sang in auch im Chor. Welcher Unterschied vom Chor zu Eisenach! In Eisenach hielt der Cantor die Woche vier Stunden Probe, und am Freitage wurde allemal mit dem ganzen Chor probirt, was am Sonntage in der Kirche musicirt werden sollte, so daß nichts daran fehlen durfte. In Gotha hielt der Cantor wöchentlich nur Eine Probe mit dem ganzen Chore, mit tausend Fehlern, die auch so blieben, und in der Kirche mitgesungen wurden. So schlecht nun die Stadtkirchenmusik war, so schön war hingegen die Musik in der Hofkirche. Herr Benda war Kapellmeister, und Madame Hattasch, seine Schwester, die Hauptsängerin. Da hörte ich, was Accompagnement und was Singen sey. Die Chöre waren nicht so stark besetzt, als in Eisenach, und also thaten sie nicht die volle Wirkung; denn in Eisenach waren 62 Schüler, die das Chor sangen, und in Gotha in der Kapelle nur sieben. Der Präsident vom Konsistorium sollte einst eine Abendmusik von den Gymnasiasten bekommen, und mir wurde aufgetragen, diese Musik zu komponiren. Ich über-

nahm es. Just zu der Zeit war der Berliner Bach in Gotha, um sich bei Hofe hören zu lassen. Das war mir sehr lieb: denn da er so logirte, daß die Musik halb vor seiner Thüre gemacht wurde, so dacht' ich wird er sie doch wohl hören, und ein Wort darüber sagen. Wie gedacht, so geschehen! Er hatte gesagt, für einen Schüler wäre das genug. Dieß gieng mir über alles andere Lob.

Nun wurde ich Oberpräfectus im Chor; unter mir hatte ich noch sieben Präfecten. Gleich von unten so hinaufzusteigen, das wollte etwas sagen. Kurz, ich war auf der Schule, und hörte täglich meine Lection. Der Tod Jesu, von Ramler und Graun, war die erste große Musik, die ich in der Schloßkirche hörte. Sie gefiel mir so wohl, daß ich sie gleich auswendig lernte, und jedem, der sie hören wollte, auf dem Klaviere vorspielte. Fugen und Arien sang ich mit ab. In der Woche war auch dreimal Musik bei Hofe. Da hört' ich, wie die Arien mußten gesungen werden. Von Graun und Hasse hört' ich da viele: al suon di dolee; mi paventi; al Figlio indegno; und andere, wurden mir dadurch so bekannt, daß ich sie auf dem Klaviere wieder hören lassen konnte. So gieng es dann fort bis zur Zeit, da ich auf Universitäten ziehen wollte. Ich hatte unter den Gymnasiasten viele Freunde, die mich alle mitnehmen, nnd mir freie Wohnung in Jena geben wollten.

Nun reiste ich erst nach Behringen, und nahm Abschied von meinem Vater, den ich zum letztenmal sprach. Die Mutter starb, als ich noch in Eisenach auf der Schule war. Ich hatte niemanden als meinen Vater, der mir ein langes Lebewohl wünschte, aber keinen Heller Geld mitgeben konnte. Ich gieng wieder nach Gotha, und nahm von meinen Bekannten Abschied. Dann gieng es nach Jena. Ich logirte mich dort bei einem Bekannten, Namens Oschmann, ein. Inscribiren ließ ich mich gleich. Hernach ließ ich mich von Herrn Professor Tympke examiniren. Mein Bruder von Kahla kam auch, und ließ sich inscribiren und examiniren; denn es gieng da unter einander. Es waren Verschiedene, die sich zugleich examiniren ließen, und damit waren wir Studenten.

Nun gieng ich in die Kollegia. Von Michael bis Ostern besuchte ich vier Kollegia. Ich erhielt ein Stipendium, wovon ich lebte; da aber Ostern herbeikam, starb mein Vater. Nun hatte ich gar nichts mehr; das Stipendium war in einem halben Jahre darauf gegangen. Ich sah mich nun nach Schülern in der Musik um. Es meldeten sich verschiedene Bursche, und eine Demoiselle, so daß ich davon leben konnte. Aber die Kollegia wurden versäumt; die philosophische Moral war noch das einzige, was ich hörte. Nun wurde ich in der Stadt bekannt. Der Director des Collegii musici, Herr Aghte, wollte aber mit acht andern nach Liefland gehen.

Da ich nun schon ein halbes Jahr mit auf's Collegium musicum gegangen war, und er mich hatte kennen lernen, so schlug er mich zum Musikdirector vor. Die Studenten waren es zufrieden, und ich wurde Musikdirector. Nun hätte ich bei den Herren Professoren herum gehen, mich als Musikdirector zeigen, und um ihre Gütigkeit bei vorfallender Gelegenheit bitten sollen: allein daran dacht' ich nicht, auch erinnerte mich keiner der Studenten daran. Ich hielt einmal Collegium musicum, zweimal, dreimal ꝛc. ꝛc., ohne daß einem Professor eingefallen wäre, hineinzukommen. Es blieb immer so, ich hielt Collegium musicum ohne Professoren. Das that mir Schaden an der Einnahme; denn wären die Professoren mit beigetreten, so hätte das Collegium musicum ein anderes Ansehen bekommen. Ich machte indeß fleißig neue Musiken, und führte sie in dem Collegio musico auf. Das trug noch etwas ein. Von Gellert komponirte ich eine Cantate, dann die Jenaische Fidelität von Göckingk; den Bäckertumult von Göckingk u. a. m. das waren Stücke, die den Studenten gefielen, und mir zu den andern Kompositionen verhalfen. Wenn einer Doctor wurde, bekam er eine Abendmusik: wenn einer Prorector wurde, so ließen ihm seine Landsmannschaft oder seine Zuhörer eine Abendmusik machen. Das trug mir so viel ein, daß ich davon leben konnte. Auch lebte ich zur Zeit des Jubiläums

in Jena. Da wurden verschiedene Musiken gemacht. Erst eine lateinische Ode, die in der Kirche aufgeführt wurde. Dann eine Doctoratsmusik. Der andern Musiken erinnere ich mich nicht mehr. Diese Musiken trugen mir 125 Rthlr. ein; davon konnt' ich schon ein Weilchen leben.

Ich wohnte so in's fünfte Jahr in Jena, und endlich gieng ich nach Leipzig. Von da gieng ich auch bald wieder fort, weil ich dort nicht bestehen konnte. Ich mußte Geld haben, gieng also nach Naumburg zurück, wo ich schon von Jena aus bekannt war. Ich schrieb unterdessen an meinen Bruder, und stellte ihm meine Verlegenheit vor. Ohngefähr 14 Tage darauf bekam ich 12 Rthlr. Geld und auch Hembden. Als ich einmal spatzieren gieng, begegnete mir ein sehr guter Freund aus Gotha, Namens Seebach; der war Hofmeister bei des Herrn von Stein Bruders Kindern, die er bei sich hatte. Dieser Herr von Stein war Domherr in Naumburg, und residirte eben daselbst. Der Hofmeister wollte, daß ich mit nach Hause gehen sollte. „Was würde der Herr von Stein sagen, wenn ich mitkäme?" — „Eben der Herr von Stein wird eine große Freude haben! du wirst dich zu erinnern wissen, daß er in Gotha wöchentlich einmal Koncert hielt, und dich dazu hat bitten lassen, du aber nicht gekommen bist." — „Das wird er mir nicht übel nehmen, indem ich nicht wußte, wer der

Herr von Stein sey, und derjenige, der mir es sagte, mir es so vortrug, als wär' es einerlei, ich käme oder nicht." — „Nein, das hat er nicht übel genommen, sondern manchmal davon erzählt, wie leid es ihm gethan, daß du nicht gekommen bist: er wird sich gewiß freuen, dich hier kennen zu lernen." — „Nun, wenn du es verantworten willst, so gehe ich mit."

Als wir hinkamen, freute sich der Herr von Stein, mich zu sehen, und sagte, er hätte schon in Gotha viel Rühmens von meinem Klavierspielen gehört: da nun eben da ein Klavier stünde, so möcht' ich so gut seyn und spielen. Ich spielte, hab' aber wieder vergessen was, sang auch eine Arie. Als ich fertig war, fragte er mich, wo ich logirte, und sagte, wenn ich bei ihm logiren wollte, so würd' es ihm angenehm seyn. Wenn ich auch nach Leipzig wollte, so wollte er mich dahin rekommandiren. Ehe dieses aber geschähe, könnte ich so lange bei ihm wohnen und essen, als ich wollte. Das war mir recht, ich dankte sehr, und nahm es an. Nun war es den Preussen wieder eingefallen nach Leipzig zu gehen: ich blieb also in Naumburg. Der Herr von Stein führte mich bei den übrigen Domherren herum, absonderlich bei Herrn von Ponikau, dessen Gemahlin in Dresden erzogen war, und das Klavier spielte. Ich gieng öfters dahin und spielte, mußte auch da speisen. So gut hatte ich noch nie gegessen. Endlich rückten

auch Preussen in Naumburg ein. Der Herr von Stein reiste nach Gotha, logirte mich aber vorher bei dem Herrn von Ponikau ein. Ich wohnte, aß und trank daselbst, gab dem gnädigen Fräulein Unterricht auf dem Klavier, und wenn Preussen in's Haus kamen, spielte ich etwas. Dieß gieng nun so fort, bis Herr von Ponikau einmal des Nachts vor mein Bett kam und mich fragte: ob ich mit nach Weimar wollte? Er gieng dahin, weil er einen Bruder daselbst hatte, der Kammerjunker war. Meine Antwort war, ja! — „So stehen Sie auf, denn wir fahren gleich fort!" — Ich fuhr sogleich aus dem Bette, und, nachdem ich meine Sachen zusammen genommen hatte, fuhren wir fort.

Unterwegs war die Rede ganz anders. In Auerstädt kehrten wir ein, und brachten dort die Nacht zu. Da fieng der Herr von Ponikau an: ob ich wohl Lust hätte, nach Italien zu reisen? — „Warum nicht?" — „Wenn's uns in Weimar nicht gefällt, so reisen wir weiter. Ich muß Ihnen doch meine Schatulle weisen, damit Sie's glauben." — Das war ein viereckigtes Kästchen, ganz voll Louis d'or. Wenn die alle sind, weiß ich schon durch Wechsel andere zu kriegen! — Nun sagte er mir noch mehr schöne Sachen, die mich beschämten.

Wir fuhren dann nach Weimar, es war am neuen Jahrstage 1761., wie die Glocke früh sieben schlug, zum Thore hinein. Als wir gefragt wurden,

wer wir wären, sagte der Herr von Ponikau: „Ich bin der Domherr von Ponikau aus Naumburg." Dann: wer ich sey? dann sagte der Herr von Ponikau: „dieß ist mein Secretaire." Das hatte vermuthlich ein Bedienter gehört; nun war ich im Gasthofe der Herr Secretaire. Der Herr von Ponikau speisete bei Hofe und ich zu Hause. Ohngefähr vierzehn Tage nachher fragte mich der Herr von Ponikau: ob ich noch Geld hätte? Dann gab er mir etwas, doch stets so wenig, daß es nicht reichen wollte. Ich hoffte immer, er sollte wieder von Italien sprechen, allein er dachte nicht wieder daran. Wir blieben nun beisammen; bis mir's einfiel, mich einmal bei Hofe hören zu lassen. Ich hatte mich noch bei keinem Hofe hören lassen, das war also was neues. Ich komponirte daher ein Klavierkoncert, und wie es fertig war, sagte ich's dem Herrn von Ponikau, und bat ihm, mich bei Hofe zu rekommandiren. „Das ist schon geschehen, sagte der Herr von Ponikau, ich will es aber nochmals thun!" Dann kam er bald und sagte, ich müßte selbst zum Chef gehen und mich melden, der würde mir sagen, was ich dabei zu thun hätte. Ich gieng alsdann selbst hin, bei dem Herrn Geheimenrath von Wißleben und meldete mich. Der Mann war sehr gnädig, und sagte mir er wollte es der Herzogin vortragen. Ich gieng also wieder nach Hause, und acht Tage darauf kam der Hoffourier

zu mir, und sagte, ich sollte morgen nach Hofe kommen, und ein Koncert spielen. Ich folgte also, und gieng den andern Tag hin. Da ich gespielt hatte, ließ mich die Herzogin fragen, ob ich länger in Weimar bleibe? — Wenn Ihro Durchlaucht es befehlen, so lange Dieselben wollten.

Ich blieb also in Weimar. Bald wurde ich auch bekannt mit dem Herrn Geheimenrath von Greiner, der mir seine beiden Demoiselen Töchter zum Unterrichte übergab. Nun hatte ich schon so viel, daß ich davon leben konnte. Wer war froher als ich!

Jetzt gieng's gegen die Fasten. Ich hatte noch ein Passionsoratorium von Jena bei mir, und sprach davon, daß ich es wohl aufführen möchte. Dieses wurde der Herzogin gesagt, und den andern Tag bekam ich Befehl, das Oratorium aufzuführen. Es war damals ein Tanzmeister in Weimar, der einen ganz hübscheu Tenor sang, der mußte die Diskantarien singen; den Baß sang ein alter Geleitsmann; die Chöre sangen die Schüler; und so war es fertig. Nun führte ich's auf. Es war Charfreitag. Die Herzogin, die Prinzen und der ganze Hof kamen zusammen. Ich erhielt den Beifall Ihrer Durchlaucht, und blieb in Weimar. Dennoch war ich immer bei Herrn von Ponikau. Einmal, als ich von Tisch nach Hause kam, war er fortgefahren, ohne mir vorher etwas zu sagen, mein Koffer stand

vor der Stubenthüre. Dann machte ich ernstliche Anstalten für mich, in Weimar zu bleiben. In Jena war ich noch etwas schuldig geblieben, das bezahlte ich.

Im Monate Mai kam Herr Benda von Potsdam nach Weimar, und besuchte die Herzogin. Er brachte eine Tochter mit, die sehr gut sang. Von Weimar reiste er nach Gotha, und ließ sich nebst seiner Tochter hören. Die Gothaische Herrschaft war sehr großmüthig gegen ihn, und schenkte ihm tausend Thaler. Damit kam er wieder nach Weimar; seine Tochter blieb daselbst, und wurde Kammerfrau bei der Herzogin. Ich wünschte sie zu sehen. Endlich war Musik im Belvedere Ich gieng hinauf, und lernte den alten Herrn Benda kennen, hörte ihn etliche Solo's auf der Violine, und seine Tochter etliche Koncerts auf dem Flügel spielen, mit besonderm Vergnügen aber einige Arien von Hasse und Graun singen. Nun war alle Sonnabend Koncert, und Mademoiselle Benda ließ sich allemal darin hören. Die Musik bestand damals aus acht Hautboisten, zwei vom Regimente bliesen die Hautbois, zwei Hofhautboisten die Flöte zwei die Waldhörner. Ich lief so nebenher. Einmal kam der Chef nach dem Koncert zu mir, und sagte, die Herzogin wäre Willens mich zu engagiren. Sie wollte mir aus ihrer Schattulle hundert Thaler geben, wenn ich Sonnabends hinauf kommen wollte, und

den Flügel spielen, so lange, bis der Hoforganist abgienge, alsdann sollte ich Hoforganist werden.

Ich nahm dieß Anerbieten mit Dank an, denn, dacht' ich, wer weiß was daneben noch passirt? Ich gieng also hin, und spielte den Flügel. Die Mademoiselle Benda bezeugte sich fröhlich dabei. Es währte nicht lange, als die zwei Prinzen auch Lection auf dem Klavier nehmen wollten. Ich ward dazu aufgefodert, und nahm es mit fünfzig Thaler jährlichen Gehalt an. Das war das erste, was sich dabei zutrug. Nicht lange nachher verlangte die Herzogin auch Unterricht auf dem Klavier. Dieselbe hatte vorhero schon gelernt, also brauchte ich nicht von vorn anzufangen. Ich bekam dafür keinen gewissen Gehalt, aber öfters Geschenke von sechs Thalern, von zwei Louisd'or, oder ein neues Kleid, auch Wäsche und dergleichen. Das war das zweite, was sich dabei zutrug. Als ich nun zwei Jahre in Weimar gewesen war, starb der Hoforganist Vogler, und ich bekam seinen Dienst, der trug 250 Thaler baar Geld, zwölf Scheffel Korn und acht Scheffel Gerste, acht Thaler für die Wilhelmstage, und von jeder Orgel auf dem Lande hundert Thaler.

Ich komponirte nun geistliche Kantaten zu den Geburtstagen der Herzogin und der Prinzen. Der Hofkantor glaubte ein Recht zu haben, mit zu singen. Ich ließ mir dieß gefallen, und machte ihm allemal eine Arie, die er so prächtig absang, daß

man ihm Komplimente darüber machte. Endlich hatte ich dieß Komponiren satt, ich wollte nicht mehr. „Was, fieng der Hofkantor ängstlich an, Sie wollen nicht mehr?“ — „Ach, sagte ich, ich merke was an Ihnen, ich will Ihnen Ihre Accidentien nicht nehmen.“ — Ich konnte wohl denken, daß er nicht umsonst singen würde, und ohne mein Wissen war er hingegangen, und hatte sich beim Hofmarschallamte gemeldet, woselbst er für jede Arie, die er in der Kirche sang, einen Dukaten bekam. Ich komponirte immer fort. Es währte nicht lange, so war ich Kapellmeister; vorher hatte ich Koncertmeister geheißen. Die Kapelle hatte sich vermehrt. Es war damals von Leipzig der berühmte Violonist Herr Göpfert gekommen; auch der Flötenist Herr Rechenberg von Braunschweig; der Fagottist Herr Werner; der Hautboist Herr Hofmann von Kassel; Herr Wagner von Dresden u a. m. Nun gieng das Orchester besser. Es kamen auch Komödianten. Die Herrschaft wollte Operetten haben. Ich hatte in meinem Leben keine gehört, machte aber Operetten und ließ sie drucken. Einige fanden in verschiedenen Städten Beifall.

Ich war endlich in dem Alter, wo mir das Heurathen ankam, und versuchte mein Glück bei der Demoiselle Benda. Sie gab mir zur Antwort: ich müßte deswegen an ihren Vater schreiben. Ich schrieb an ihren Herrn Vater, und bekam seine

Einwilligung. In Zeit von einem halben Jahre machten wir Hochzeit. Die Herzogin Mutter richtete dieselbe aus, und wir waren recht vergnügt. Nun gieng erst das Musiciren los. Ich komponirte Kirchenstücke, Theaterstücke, Klavierkoncerte und Sinfonien, für das Koncert bei Hofe. Wenn mich ein Anderer bat, so komponirte ich auch Koncerte für das Hautbois, die Flöte, Fagott und dergleichen, auch Operetten, und so gieng es zehn Jahre fort. Die Prinzen wurden majoren und giengen nach Paris, um die Welt zu sehen. Nicht lange dauerte es, so heurathete der Erbprinz. Ich und der Koncertmeister Göpfert, wir wurden der jungen Frau Herzogin, einer gebornen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, im Koncert vorgestellt. Sie hörte darnach gern meine Sachen, besuchte auch meine Singspiele, wovon die Poesie immer von hohem Adel war. Ich hatte Händels Alexanderfest, und hernach — — —

So weit reicht Wolfs eigenhändiger Aufsatz über sein Leben. Der naive, absichtslose Ton, der in dieser Erzählung herrscht, bildet einen auffallenden Kontrast mit dem gesuchten und anmaßenden Vortrage, der in einigen Schriften des stolzen Mannes herrschte. Zur Ergänzung seines Aufsatzes dient Folgendes.

Wolfs Kompositionen, besonders die von der ernsten und feierlichen Gattung und nicht weniger

seine Klaviersonaten, machten seinen Namen in ganz Teutschland berühmt. Er hatte Gelegenheit nach Berlin, und nach Bach's Tode nach Hamburg zu kommen, allein Weimar war ihm einmal so lieb geworden, daß er sich nicht entschließen konnte, es zu verlassen. Er wäre wirklich einer der glücklichsten Menschen gewesen, wenn er das Gute seiner Lage recht zu schätzen und zu benutzen gewußt hätte. Von der Herzogin Amalie, einer gründlichen Kennerin und gefühlvollen Freundin der Musik, wie jeder schönen Kunst, ward er geschätzt und mit jedem Beifalle belohnt. Ein geniales Hoftheater bot ihm die verschiedensten Formen der, um sein Talent daran zu üben, und das Orchester war lange Zeit eines dar besten in Teutschland. Allein ein unglücklicher Hang zur Unzufriedenheit ließ ihn das Gute seiner Lage nicht so schätzen, wie er sollte. Und da er gern wohl lebte, und gern mehr guten Wein trank, als er bezahlen konnte, so war er selten in einer recht behaglichen Lage. Als vollends ein anderer Operngeschmack an die Tagesordnung kam, und Wolf sich vernachläßigt sah, kränkte es ihn dergestalt, daß ein unvertilgbarer Unmuth in seinem Herzen Raum gewann. Der Genuß geistiger Getränke, dem er sich jetzt mit größerer Unmäßigkeit hingab, zerrüttete allmählich sein Nervensystem, und machte seine Lage immer unbehaglicher. Indessen gelang es doch seiner vortrefflichen Gattin, jenem

unglücklichen Hang zu steuren, und ihn durch ihre musterhafte Behandlung auf bessere Wege zu bringen.

Etwa vier Jahre vor seinem Tode bekam Wolf ein geistliches Stück zu komponiren, das ihm überaus viel Mühe machte, weil ihm der Text mißfiel. Kaum war er damit fertig, so klagte er öfters über Kopfweh, bekam zugleich einen starken Schnupfen, und endlich erfolgte ein Schlagfluß, der ihm theils die Sprachwerkzeuge lähmte, theils der Gedanken und des Bewußtseyns beraubte. Gegen allen bösen Anschein erholte er sich wieder so weit, daß er an dem, was in seiner Gegenwart gesprochen wurde, Antheil nahm, und den ganzen Tag Geschichte und Reisebeschreibungen lesen konnte. Bei dem Anschein von vollkommener Gesundheit und körperlicher Stärke, fiel er allmählich in eine solche Abspannung, daß er zuletzt in allem körperlich = moralischen wie ein Kind gehandhabt und behandelt werden mußte. Endlich machte ein böser Hals von der schlimmsten Art, am achten December 1792., seinem Leben vollends ein Ende. Er war 57 Jahre alt.

Der Natur verdankte Wolf eine ansehnliche Gestalt, und er galt für einen schönen Mann. Seiner Größe war die Stärke angemessen, auch hatte er ein volles rundes Gesicht. Eine etwas stark gebogene Nase und feingewölbte Stirn gaben ihm ein fast edles Ansehen. Lebhafte braune Augen, und hellrothe Farbe auf reiner weißer Haut, belebten

das Ganze. Eine fein gebildete weiße Hand, die er sehr zu pflegen schien, verriethen den praktischen Künstler. Er war wirklich ein großer Virtuos in der Bachischen Manier. Seinen Körper trug er sehr gerade, und sein Gang zeigte den auf seine äussere Gestalt eitlen Mannn. Auch hielt er viel auf elegante Kleidung, und stets sah man ihn, selbst in seinem Arbeitszimmer, sehr zierlich frisirt und völlig angekleidet. In seinem äußern Betragen gegen Andere war er meistens kalt und anfordernd. Immer mehr mit sich selbst beschäftigt, und auf das äussere Benehmen zu ihm ängstlich aufmerksam, vergaß er oft, denen die um ihn waren, die gefällige Höflichkeit zu bezeigen, welche allein die gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen sichert, und die er oft verfehlte, weil er sie suchte. Die wohlwollende Neigung, den nächst Umgebenden es möglichst wohl zu machen, schien ihm so fremd, wie der freie Weltton, der jene für's alltägliche Leben oft ersetzt. Er war ein Beweis dafür, daß die Eindrücke und Gewohnheiten einer in Niedrigkeit verlebten Jugend selten durch nachherige bessere Lagen ganz getilgt werden.

Gleim und Seume.

Der Dichter Gleim in Halberstadt besaß noch in einem Alter von achtzig Jahren die Munterkeit und den heitern Sinn eines Jünglings, und sang manches fröhliche Lied. Mit Innigkeit schloß er sich an junge, talentvolle Männer an, war ihnen Freund und Berather, und kam ihnen mit Unterstützung entgegen. Unter denen, welche er mit dem herzlichsten Wohlwollen behandelte, war auch der geniale Seume in Leipzig, durch seine Gedichte, seinen Spaziergang nach Syrakus und andere Schriften, so wie durch seine Schicksale und seinen geraden, festen Charakter allgemein gekannt und geschätzt. Oefters lud Gleim den ehrenfesten und in allem wahrhaften Mann zu sich ein, den er lange nur aus seinen Briefen und Schriften kannte. Seume selbst erzählt über seine Bekanntschaft mit dem halberstädtischen Dichter Folgendes:

Als ich noch ein sehr junger Mann war, überredeten mich einige Freunde, Gleimen einige meiner damaligen Arbeiten zur Beurtheilung zu schicken. Der Spruch war nicht so günstig, als wohl vielleicht ein junger Mensch von etwas mehr Phantasie gewünscht hätte. „Es fehlt Ihnen, antwortete er mir, bei Ihren Arbeiten an einem kritischen

Freunde, der frei und offenherzig mit Ihnen spricht; und dieser will ich gerne seyn.“ Nun gieng er die Kleinigkeiten gründlich und strenge durch, und da wurden sie denn noch weniger als Kleinigkeiten. Er brauchte überdieß Horazens Aeusserungen über mittelmäßige Dichter so wenig aufmunternd, daß seine ganze Beurtheilung einer Verurtheilung ziemlich ähnlich sah. —

Nach vielen Jahren, als ich meine Nachrichten über die letzte Katastrophe in Polen drucken ließ *), und er mich und meinen Namen längst vergessen hatte, schrieb er an den Verleger, und erkundigte sich mit vieler Theilnahme, und dem Ausdrucke der reinsten Humanität, nach den übrigen Verhältnissen des Verfassers. Es würde lächerlicher Stolz gewesen seyn, mich ihm nun nicht mehr nähern zu wollen, und es entstand bald ein häufiger, mir in mehreren Rücksichten wichtiger Briefwechsel. Nach langer Zeit schickte er mir ein Papier von zwanzig Louisd'or, mit der Bedeutung: er habe gehört, ich leide Mangel, das müsse keiner seiner Freunde, so lange er selbst noch eine Mahlzeit bezahlen könne. Ich schrieb,

---

*) Unter dem Titel: Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1795.; nebst einem Anhange von Gedichten, die der Verfasser während seiner Gefangenschaft in Warschau schrieb. Leipzig 1796. 8.

daß man ihn wahrscheinlich aus Theilnahme für mich getäuscht habe, sagte ihm, daß ich dreihundert Thaler Gehalt hätte, welches damals der Fall war; und wer damit, und etwas Philosophie, nicht auskommen könnte, gäbe wenig Hoffnung, mit mehrerem in Ordnung zu bleiben; ich würde indessen das Papier als ein Dokument seines Wohlwollens behalten, ohne Gebrauch davon zu machen.

„Da wären wir nun beide recht stattliche Narren, antwortete er, wenn wir das Geld dem Kaufmanne ließen; denn Sie begreifen leicht, daß ich nichts zurückfodern kann. Da Sie aber ein so stolzer Mensch sind, und von mir kein Geschenk annehmen wollen, so sollen Sie mir eins schicken: ich bitte mir Ihr Bild aus." — Ich hob das Geld und verzehrte es mit meinem übrigem, ließ mich mahlen und schickte das Konterfey nach Halberstadt.

Gleim hatte mich oft eingeladen, und sobald ich vierzehn Tage abmüßigen konnte, nahm ich meinen Stab, und wanderte hinüber. Ein ältliches, ehrliches, treuherziges Menschengesicht, das in dem Hause Diener, Haushofmeister, Secretair und Minister in einer Person zu seyn schien *), fragte mich

---

*) Er war Gleims vieljähriger treuer Diener, Johann Stamann, der seinen Herrn um drei Jahre überlebt hat.

beim Eintritt um meinen Namen. „Ja Lieber, erwiederte ich, den möcht' ich nun eben jetzt nicht gerne sagen, ich bin überzeugt, daß ich auch ohne Name gut aufgenommen werde." Es wäre doch gewöhnlich, meinte der Mann; aber deswegen nicht immer nothwendig, meinte ich. Er gieng, und kam zurück, und führte mich mit der Nachricht oben in das Bilderzimmer, der alte Herr würde sogleich mit seinem Anzuge fertig seyn, und erscheinen, und ließ mich allein. Desers und mein Bild waren die letzten, und standen als Neulinge noch auf einem Tische an die Wand gelehnt. Als ich mich rund herum unter der Menge etwas orientirte, kam er; die Rührung versagte mir im Augenblick schickliche Worte; ich gieng auf ihn zu, sah ihn fest an, faßte seine Hand, und wollte sie zum Munde führen. „Ach mein Gott, Sie sind Seume, sagte er, fiel mir um den Hals und führte mich auf das Sopha; und wir waren in einigen Augenblicken freundliche Bekannte von mehreren Olympiaden. Fünf Tage war ich früh und spät in seinem Hause, und er führte und fuhr mich mit beispielloser Güte überall herum. Es war natürlich, das wir über philosophische und politische Meinungen bald in Reibung kamen. Da ich meine individuelle Ueberzeugung selten Jemanden auskrame, aber sie auch nicht zurück halte, wo sie mit Anstand in Anspruch genommen wird, so war der Streit oft sehr warm, und

die Ecken des Sopha's, fühlten, durch die Ellenbogen das Gewicht unsrer Gründe, wenn wir die Sachen nach ihrem Ursprunge erörterten, und aus den Quellen ableiteten. Das Ende war immer, daß wir den guten Menschen aller Partheyen Gutes wünschten.

Rührend war mir der herzliche, vertrauliche Umgang der Familie Stolberg-Wernigerode im Hüttchen des Alten, der — Großvater und Vater und Sohn seine Freunde genannt hatte, und um den sich nun die junge Welt des Hauses versammelte, die ihn alle mit Zärtlichkeit Onkelchen nannten. Die interessantesten Geschichten seiner Zeit, in welche er zuweilen selbst verflochten gewesen war, machten die Tage zu Stunden. Er wollte durchaus mich mit Extrapost zu Hause fahren lassen, und da ich von meiner späten Promenade über den Brokken — es war die letzte Hälfte des Octobers — und durch den Harz nicht abgieng, so brachte er mich wenigstens in seinem Wagen, in Gesellschaft seiner Nichten, weit, weit heraus auf den Weg nach Wernigerode. Da er von meinem Gange nach Italien hörte, und von der beständigen Ebbe meiner Finanzen unterrichtet war, so schickte er mir eine beträchtliche Summe, 200 Thaler in Golde, mit dem Gebot, durchaus gegen Niemand Notiz davon zu nehmen. Das hab' ich dann so nicht ganz gut gehalten, und trage kein Bedenken, in dem wahren Sinne

des Mannes, es nun laut zu sagen. Gleim hatte sich ein Recht erworben, so gegen mich zu handeln: ich möchte es nicht Jedem zugestehn. Nur wer in ähnlichen Fällen nichts ähnliches thun kann, schämt sich des Bekenntnisses. So war er gegen mich, und so ist er gegen Viele gewesen, und das nennt man billig einen guten Katholiken der Humanität, er wohne nur bei den Irokesen, oder unter dem alten Kienlong.

Gleims Briefe sind mir immer ein wahres Fest gewesen, ob wir gleich oft in Zwist lagen; denn sie waren alle der Abdruck eines schönen, heitern moralischen Charakters. Der Politik wollte er beständig entsagen, und fiel immer wieder in die Politik; eine Erbsünde, die man keinem Philanthropen anrechnen wird. — Sein Enthusiasmus für Friedrich den Zweiten grenzte an Abgötterey, war aber immer noch liebenswürdig, und bei weitem nicht so zudringlich barok, als man zuweilen gesagt hat.

Meyer, der Starke.

In dem hannövrischen Dorfe Tündern ward im Jahr 1700. einem der dortigen Einwohner ein Knabe geboren, der bald eine seltene Körperstärke verrieth. Er hieß Jobst Heinrich Meyer. In seiner Jugend diente er unter dem Leibregimente als Reiter. Einst hörte er, daß ein Haufen preussischer Werber im Wirthshause befindlich sey. Er gieng allein hin, und schlug die ganze Heldenschaar aus dem Hause. Das Regimentsgericht erkannte ihm dafür die Strafe zu, daß er zu Hameln, wo der Staab lag, einige Stunden am Pfahle stehen sollte. Hier ward Meyer durstig. Sich Getränke an den Pfahl bringen zu lassen, schien ihm viel zu weitläuftig zu seyn. Er zog also den ganzen Balken aus der Erde, nahm ihn auf die Schultern, und gieng damit selbst zum Ordonanzhause, wo Getränk zu haben war. Sein General sah ihn aus dem Fenster und rief: „Meyer, was machst du für Streiche?" — „Ich bin ja am Pfahl, Herr General, rief er, wenn es aber auf diese Art nicht gilt, so weiß ich, wo ich ihn gekriegt habe." Er gieng zurück, steckte den Pfahl wieder ein, und trat in seine gehörige Stellung.

Einst bot ihm ein Jude mit großen Lobpreisungen ein sechzehn Hand hohes Pferd zum Verkauf

an. Meyer fand es aber für seine Größe zu kurz, und sagte: „Jude, lobt das Pferd nicht zu viel, es ist ja nur ein Schaaf." — „Ein Schaaf? versetzte der Jude, nun: wenn Ihr's dafür traget, so soll es Euer seyn." Der Jude, der Meyers Stärke kannte, nahm zwar in diesem Augenblicke sein Versprechen wieder zurück; Meyer aber, um sein Wort zu rechtfertigen, hob das Pferd auf die Schulter, und trug es einige Schritte fort.

Bei einem stark gemessenen Malter Bohnen behaupteten einige Bauern, daß es kein Mensch tragen könne. Meyer sagte: „Setzet ein Maaß Branntewein, und ich nehme die Bohnen in einem Scheffel gerade stehend auf, lasse einen Kerl oben darauf sitzen, und gehe damit spatzieren." Man nahm die Wette an, und Meyer gewann sie. Ein andermal trug er ein halbes Fuder, oder sechs calenbergische Malter Haber auf einer Bierleiter.

Seit Jahrhunderten war unter seinem Lande her ein schiffbarer Arm der Weser gegangen. Meyer mißgönnte dem Strome dieß entbehrliche Ruhebette, und fieng an, es zu verdämmen, nicht mit Pfählen, sondern mit Bäumen, und dämmte und kämpfte so lange gegen den Strom, bis dieser, des Widerstandes müde, seine alte Besitzung verließ, nnd seinem Ueberwinder einen Platz von drei Morgen zum schönsten Wiesenwachs als Beute einräumte. Die Lebhaftigkeit seiner Sprache war seinem inneren Muthe

gleich, und verließ ihn nicht in seinen letzten Stunden. Sie war aber so wenig grob, daß sie vielmehr auf der entgegengesetzten Seite zu weit zu gehen schien, denn Meyer war eben so ehrlich und höflich, als er stark war, und er küßte Leuten, die er verehrte, gewöhnlich die Hand. Er starb 1790. in seinem neunzigsten Jahre.

II.

Aus Reiseberichten und Abentheuern.

II.

Die Buccanier s.

Eine Seeräubergeschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Im Jahr 1625. landeten zwei Schiffe, ein französisches und ein englisches, auf St. Christoph, einer Insel der Antillen. Ohne darüber zu streiten, wem die Insel eigentlich gehören sollte, theilten sie sich friedlich in den Besitz derselben, und stifteten vortheilhafte Niederlaßungen. Kaum gewahrten dieß die Spanier, so erregte es ihren Neid, und da sie glaubten, daß ihnen das ausschließende Recht auf eine Erdgegend zustünde, die sie zuerst entdeckt hatten, so beschlossen sie, die Ansiedler zu vertreiben. Dieß geschah im Jahr 1630. Die Spanier rüsteten eine Flotte aus, landeten auf St. Christoph, und nöthigten die Kolonisten, die Insel zu verlassen.

Die Vertriebenen suchten nun eine Zuflucht auf der westlichen Küste von Hispaniola. Nach der Eroberung von Mexiko und Peru, wo man die edlen Metalle in größerem Ueberflusse fand, hatten die Spanier diese schätzbare Insel gänzlich vernachläßigt. Der größte Theil ihrer ehemals blühenden Städte war von seinen Einwohnern verlassen, und die wenigen zurückgebliebenen Pflanzer versanken in eine entnervende Trägheit. Doch fand man daselbst die

Nothwendigkeiten, und selbst manche Bequemlichkeiten des Lebens, im Ueberfluß. Alle europäischen Thierarten hatten sich ganz ungemein vermehrt, und insbesondere das Hornvieh, welches gewissermassen verwildert war, und in großen Haufen, ohne bestimmten Eigenthümer, umherlief. Durch diese günstigen Umstände gereitzt, beschlossen die vertriebenen Franzosen und Engländer, sich auf Hispaniola anzusiedeln, ohne sich abermals vertreiben zu lassen. Anfangs lebten sie vorzüglich von der Jagd des wilden Rindviehes. Einen Theil davon verzehrten sie frisch, einen andern trockneten sie, und die Häute verkauften sie an die Besitzer der Schiffe, die an die Küste kamen. Von diesen erhielten sie dafür Kleider, Brandwein, Gewehre, Pulver und Blei. Man nannte diese neuen Ansiedler Buccaniers, weil sie, wie die amerikanischen Wilden, einen Theil von dem Fleisch der erschlagenen Rinder auf Plätzen räuchenter, die in der Sprache der Eingebornen Buccans hießen.

Ohne Oberhaupt und Gesetze, und ohne Gemeinschaft mit Weibern, lebten diese Stierjäger in dem rohesten Zustande der Natur, je zwei und zwei zusammen, und in einer völligen Gemeinschaft der Güter. Ihr Anzug bestand in einem Hemde, das in's Blut der von ihnen erschlagenen Thiere getaucht war; in einem Paar langen Hosen, noch schlechter als jenes; in einem ledernen Gürtel, worin

ein kurzer Säbel und einige holländische Messer hiengen; in einem Hut, ohne allen Rand, ausser einem Stückchen vorn, woran man ihn abnehmen konnte; in Schuhen von rohem Leder, und in gar keinen Strümpfen.

Als die wilden Rinder, von welchen sich die Buccaniers nährten, allmählich seltener wurden, sahen sie sich genöhiget, ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu richten. Sie überfielen zuweilen die spanischen Niederlassungen auf der andern Seite der Insel, und machten Beute. Die Spanier, hierüber aufgebracht, vereinigten sich, zogen von einigen benachbarten Inseln einen Haufen Soldaten an sich, fielen über die Räuber her, und tödteten nicht wenige derselben. Jetzt vereinigten sich die wilden Menschen mit einander, um von den Spaniern nicht so leicht wieder überrascht zu werden, und mit vereinten Kräften ihnen gewachsen zu seyn. Was von dieser verhaßten Nation ihnen in die Hände fiel, wurde nun ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemacht.

Die Spanier, müde des oft wiederkehrenden Kampfes und des Blutvergießens, das für sie selbst so verderblich war, gaben allmählich die Hoffnung auf, mit Gewalt der Waffen die unbändigen und wilden Menschen vertreiben zu können. Dagegen rotteten sie durch eine allgemeine Jagd alles Hornvieh auf der Insel aus. Die Buccaniers, auf diese

Art ihres gewöhnlichen Unterhaltes beraubt, waren nun gezwungen, sich zu einer andern Lebensart zu wenden. Der ruhigere Theil legte sich auf den Anbau des Bodens, der ihre Arbeiten reichlich belohnte. Die Kühnern und Unruhigern dagegen vereinigten sich mit den Seeräubern und Verbannten aller Nationen, und diese machten bald die furchtbarste Räuberschaar aus, die jemals das Meer beunruhigt hat. Doch verdanken England und Frankreich diesen Räubern, die sich durch ihren Muth und ihre Verbrechen einen Namen erwarben, gewissermassen den Wohlstand ihrer westindischen Niederlassungen.

Nichts konnte anfangs weniger furchtbar scheinen, als die Ausrüstungen der seeräuberischen Buccaniers, die sich den Namen Küstenbrüder beilegten. Sie vertheilten sich, wie die Jäger des Rindes, in kleine Gesellschaften, und liefen in einem offenen Boote aus, worin sich etwa zwanzig bis dreissig Menschen befanden, die allen Ungemächlichkeiten des Himmelsstrichs, der brennenden Hitze des Tages, und den kalten Dünsten der Nacht, ausgesetzt waren. Die natürlichen, mit einer solchen Lebensart verbundenen Unbequemlichkeiten, wurden durch ihre Ausgelassenheiten noch vergrößert. Die Liebe zur Freiheit war nämlich bei den Buccaniers so ausschweifend, daß sie ihnen jede Einschränkung verhaßt machte, welche gesittete Menschen sich gefallen lassen. Sie wählten zu ihrem Anführer einen

Hauptmann, der aber blos während der Schlacht Befehle austheilen durfte, denn ausserdem lebten sie in der größten Ungebundenheit. Den Wilden gleich, dachten sie nicht an die Bedürfnisse der Zukunft, und sicherten sich nicht durch kluges Haushalten vor künftigem Mangel. Nicht selten geschah es daher, daß sie von Hunger und Durst das äusserste Ungemach erdulden mußten. Eben dieses Elend aber erhob ihren Muth über jede Gefahr, und der Anblick eines Segels setzte sie in eine Art von wahnsinniger Freude. Selten berathschlagten sie über die Art des Angriffs, sondern sie hatten die Gewohnheit, so schnell als möglich an Bord der Schiffe zu eilen. Ihre kleinen Fahrzeuge, die sie mit unglaublicher Gewandtheit zu behandeln wußten, sicherten sie meist vor dem Feuer eines großen Schiffes, und hatten sie es erst geentert, so konnte man sicher darauf rechnen, daß es ihnen nicht entgieng.

Ohne Unterschied griffen diese Seeräuber die Schiffe jeder Nation an, besonders wenn die Noth sie drängte. Am meisten aber waren doch die Spanier ihren Räubereyen ausgesetzt. Sie hielten die Grausamkeiten, welche die Spanier gegen die Bewohner der neuen Welt verübt hatten, für einen hinreichenden Freibrief, sich jede Gewaltthätigkeit gegen sie zu erlauben. Alles, was spanisch war, mußte ihre Wuth doppelt empfinden, wenn es in ihre Hände

fiel. Das Wort Gnade bebte umsonst von den Lippen der Gefangenen. Charakteristisch ist der religiöse Aberglaube dieser wilden Räuber. Niemals schifften sie sich zu ihren Streifzügen ein, ohne den Himmel öffentlich um gutes Glück anzuflehen, und niemals kehrten sie mit Beute beladen zurück, ohne feierlich der Gottheit für ihren Segen zu danken.

Die Beute, welche die Seeräuber machten, wurde, anfangs auf die Insel Tortuga, ihren gemeinschaftlichen Sammelplatz, gebracht. Diese Insel, die etwa acht Stunden lang und zwei breit ist, hat Waldungen, fruchtbare Ebenen und einen Hafen, dessen Eingang leicht vertheidigt werden konnte. Hier theilte man sich brüderlich in die gemachte Beute. Jeder der Räuber hielt bei dieser Gelegenheit feierlich seine Hand in die Höhe, und betheuerte, nichts, was er genommen hätte, verheimlicht zu haben. Wenn einer, was aber selten geschah, des Meineids überführt wurde, so ward er auf eine in der That musterhafte Art, welche auch von bessern Menschen Nachahmung verdienen würde, bestraft. Er ward aus der Gesellschaft ausgestossen; und, sobald sich eine bequeme Gelegenheit darbot, auf ein wüstes Eiland gebracht, als ein Entarteter, der unwürdig wäre, selbst mit den Feinden seines Geschlechts, in Gesellschaft zu leben.

So weit erstreckte sich die kluge gesellschaftliche Verfassung dieser Räuber, daß der, welcher auf ei-

nem Streifzuge so schwer verwundet worden war, daß er zum fernern Dienste unfähig wurde, von allen bei der Beutevertheilung am ersten bedacht wurde. Ja, wie in wohleingerichten Staaten dem verstümmelten aber tapfern Krieger von seinem Fürsten Pensionen ertheilt werden, so bekam jeder Kamerad, der z. B. den rechten Arm verlohren hatte, sechs hundert Thaler oder sechs Sklaven, fünf hundert Thaler für den linken Arm oder fünf Sklaven, und eben so viel für den rechten Fuß. Die weniger Verwundeten, deren völlige Heilung und Wiederherstellung vorauszusehen war, bekamen während der Zeit der Kur etwas Gewisses an baarem Gelde, und fehlte es villeicht eben an der nöthigen Baarschaft, um diese Verbindlichkeit zu erfüllen, so war die Gesellschaft gesetzlich verbunden, auf eine neue Unternehmung auszulaufen, um durch Gewinnung neuer Beute in den Stand gesetzt zu werden, ihre Schuld an die verwundeten Kameraden abzutragen. Der Raub wurde übrigens in gleiche Portionen vertheilt; jeder hatte so gut wie der andere sein Leben gewagt, und jeder konnte daher auf gleiche Belohnung Anspruch machen. Auch der Hauptmann erhielt nur in dem Falle mehr als einen Theil, wenn er größere Tapferkeit bewiesen hatte. War einer der Verbundenen getödtet worden, so erhielten dessen Verwandte, wenn sie bekannt waren, seinen Antheil; ausserdem waren die vertrauten Freunde

Erben des Gebliebenen, und kannte man weder vertraute Freunde noch Verwandte derselben, so wurden, um für die abgeschiedenen Seelen der Gefallenen zu beten, Geschenke an Arme und Kirchen vertheilt.

Sobald die Beute vertheilt war, überließ sich ein jeder der Buccaniers aller Art von Ausgelassenheiten. Spiel, und zwar sehr hohes Spiel, Ausschweifung mit dem andern Geschlechte, Trunk und Völlerey machte diese Menschen gewöhnlich bald eben so arm, als sie bei der Wiederkehr von einem Streifzuge gewesen waren. Dann gieng es wieder zur See, und neue Beute ward bald auf gleiche Weise verschwelgt. Fragte man diese kühnen Räuber, welch ein Vergnügen sie daran finden könnten, so schnell zu verschwenden, was sie mit großer Gefahr gesammelt hätten, so erwiederten sie sehr naiv: „Für uns, die wir so mancherlei Gefahren ausgesetzt sind, ist das Leben etwas ganz anderes, wie für die übrigen Menschen. Wie sollten wir, die wir heute leben und morgen zu sterben Gefahr laufen, an's Sammeln denken? Wir denken blos an die Gegenwart, und nicht an die Zukunft; unsere Sorge geht nur darauf, das Leben zu genießen, nicht es zu erhalten."

Die Gesellschaft dieser räuberischen Seemänner wurde allmählich sehr ansehnlich, denn viele kühne Abentheuer verbanden sich mit ihnen. Sie verließen

daher die Insel Tortuga, die für den Absatz der geraubten Güter nicht günstig war. Nach den Nationen getheilt, giengen die französischen Buccaniers mit ihrer Beute nach einem Hafen auf Hispaniola, die Engländer aber nach Jamaika. Hier fanden sie was sie wünschten: Gelegenheit ihre Beute zu verkaufen, und ihrer zügellosen Lust zu fröhnen.

Die Schiffe, welche von Europa nach Amerika kamen, reitzten selten die Begierde der ersten Buccaniers, da die Kaufmannswaaren, welche sie am Bord hatten, in Westindien zu jenen frühern Zeiten nicht schnell verkauft werden konnten. Desto eifriger aber lauerten sie auf die spanischen Fahrzeuge bei ihrer Rückkehr nach Europa, weil sie gewiß wußten, daß diese Schiffe zum Theil mit Schätzen beladen waren. Die Spanier zitterten, sobald sie die Buccaniers von ferne erblickten, und ergaben sich meistens ohne Widerstand. Sie wurden nur Teufel von ihnen genannt, und die Spanier hatten nicht Unrecht, ihre Erzfeinde in jenen Gewässern, die ihnen so ungeheuren Schaden zufügten, mit diesem Namen zu belegen. Gewöhnlich folgten diese Teufel den Galeeren und der Flotte, worauf der Ertrag der merikanischen und peruvianischen Bergwerke ausgeführt ward, bis in den Kanal von Bahama. Wurde ein Schiff zufällig von den übrigen getrennt, so giengen sie sogleich darauf los, und es konnte ihnen selten entgehn. Sie wagten es sogar, mehrere

Schiffe zugleich anzugreifen, und die Spanier ergaben sich ihnen gewöhnlich, sobald sie herankamen.

We verwegen diese Seeräuber waren, und welchen Schrecken und welche Muthlosigkeit sie den Spaniern einzujagen wußten, beweist die That eines ihrer Anführer, des Peter Legrand. Mit einem kleinen Fahrzeuge, worauf nur acht und zwanzig Mann und vier Kanonen befindlich waren, wagte es dieser kühne Seeräuber, ein großes spanisches Schiff anzugreifen. Entschlossen, zu siegen oder zu sterben, und durch einen Eid von gleicher Gesinnung seiner Begleiter versichert, befahl er dem Zimmermann, ein Loch in sein eigenes Fahrzeug zu bohren, damit ihnen alle Hoffnung zum Entkommen abgeschnitten würde. Sobald dieß geschehen war, sprang er in das spanische Schiff mit einem Schwerdt in der einen und einem Pistol in der andern Hand. Alles, was sich ihm widersetzte, hieb er nieder, und rannte, von einigen seiner tollkühnsten Genossen begleitet, nach der Cajüte. Hier fand er den Admiral von seinen Officieren umringt, setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und befahl ihm, sich zu ergeben. Die übrigen Buccaniers hatten sich indessen der Gewehrkammer bemächtigt, und die Waffen in Beschlag genommen. Die Spanier, von Schrecken und Erstaunen betäubt, baten um Schonung ihres Lebens. Legrand ließ sie in Fesseln legen, bemächtigte sich des ganzen Schiffs mit seinen Kano-

nen, Gewehren und Reichthümern, und segelte mit seiner Beute davon.

Solche Beispiele findet man häufig in der Geschichte der Buccaniers. Wie Legrand wüthete auch Monbars, aus einer der besten Familien in Languedoc gebürtig. Von ohngefähr hatte er in seiner Kindheit gehört, daß sich die Spanier bei Eroberung der neuen Welt unerhörter Grausamkeiten schuldig gemacht hätten. Diese Erzählung flößte ihm einen lebendigen Haß gegen eine Nation ein, welche solcher Gräuel schuldig war. Seine erhitzte Einbildungskraft, der er sich gerne überließ, stellte ihm immerdar zahllose Haufen von einem unschuldigen Volke dar, die eine Schaar wilder Ungeheuer, in den Gebürgen Castiliens genährt, erwürgte. Die unglücklichen Schlachtopfer, deren Leiden seinem Geiste immer gegenwärtig waren, schienen seine Rache aufzufodern; er dürstete darnach, seine Hände in dem Blute der Spanier zu waschen, und ihnen auf eben der Stelle ihre Grausamkeiten zu vergelten, wo sie begangen waren. Deswegen schiffte er sich auf einem französischen Fahrzeuge nach Westindien ein, und vereinigte sich mit den Buccaniers, deren natürliche Wildheit er noch stärker anfachte. Seine Menschlichkeit selbst war die Quelle der fühllosesten Barbarey. Als er z. B. einst auf ein spanisches Schiff stieß, das weit größer war als das seinige, und zahlreiche Mannschaft hatte, grief er es muthig

an, kletterte mit seiner Rotte hinan, fiel mit dem Säbel in der Faust über den Feind her, brach durch denselben, stürzte sich zweimal von einem Ende des Schiffs zum andern, und hieb alles nieder, was sich ihm entgegen setzte. Als er endlich das Schiff zur Uebergabe genöthiget hatte, überließ er seinen Leuten die reiche Beute, und begnügte sich mit dem grausamen Vergnügen, die vielen in ihrem Blute liegenden Leichname der Spanier nach Herzenslust zu betrachten. Mehrmals richtete er ein solches Blutbad an, daß man ihn nur den Verwüster nannte.

Die Spanier, die sich immerfort den Plünderungen dieser Wütheriche ausgesetzt sahen, geriethen darüber in Verzweiflung, und verminderten die Anzahl ihrer Schiffe; auch gaben die Pflanzungen alle Verbindung unter einander auf. Diese feige Behutsamkeit erhöhete nur die Kühnheit der Buccaniers. Bis jetzt waren sie blos, um sich Mundvorrath zu verschaffen, in die spanischen Niederlassungen eingefallen; sobald aber ihre Beute abnahm, entschlossen sie sich, zu Lande den Reichthum zu erjagen, den ihnen das Meer verweigerte. Deswegen sammelten sie sich in größere Haufen, und plünderten viele der reichsten und festesten Städte in der neuen Welt. Marocaibo, Campeche, Vera Cruz, Porto Bello und Carthagena an dieser Seite des festen Landes, fühlten verschiedentlich die Wirkungen ihrer Wuth; Quauaquil, Payama, nebst vielen

andern Orten an der Südküste, waren in ihrem Widerstande nicht glücklicher, und wurden mit gleicher Strenge behandelt. Kurz, die Buccaniers, diese so sonderbare Menschenart, unterwarfen ihren Waffen, ohne ein regelmäßiges Regierungssystem, ohne Gesetze, ohne feste Verfassung, und selbst ohne Einkünfte, Städte und Schlösser, welche den stärksten Angriffen andrerer Nationnen widerstanden hätten; und wäre ihre Absicht gewesen, zu erobern und nicht zu plündern, so hätten sie sich vielleicht das ganze spanische Amerika unterwerfen können.

Unter den Buccaniers, die sich durch diese neue Art des Plünderns einen Namen machten, zeichnete sich besonders Olonois aus, ein Franzose aus Poitou, und einer der größten Bösewichter, die jemals auf den amerikanischen Küsten erschienen sind. Sein wichtigstes Unternehmen war ein Zug in den Meerbusen von Venezuela, mit acht Schiffen und sechshundert und sechszig Mann. Dieser Meerbusen erstreckt sich beträchtlich in's Land, und hängt durch eine enge Straßen mit dem See von Marocaibo zusammen. Das Schloß la Berra, wodurch diese Straße gedeckt wird, ward von den Buccaniers eingenommen und seine Kanonen vernagelt. Nun giengen sie auf Marocaibo los, welches an der Westseite des Sees, etwa zehn Meilen von seiner Mündung liegt. Die Stadt ward eingenommen; allein Olonois fand hier die Reichthümer nicht, die er er-

wartet hatte, weil die Einwohner ihre kostbarsten Sachen nach Gibraltar geschafft hatten. Die Buccaniers zwangen diejenigen, welche in der Stadt zurück geblieben waren, ihnen zu sagen, wo die Reichthümen hingebracht worden wären. Man gestand ihner, nach Gibraltar. Olonois faßte sogleich den Entschluß, dahin zu gehen. Er nahm viele Einwohner von Marocaibo mit, um seinen Leuten zu Wegweisern zu dienen. Die Gefangenen, welche mit fortgefährt wurden, gaben ihm zu verstehen, daß er die Stadt in wehrhaftem Stande finden würde. „Thut nichts, antwortete er, um so besser die Prise.

Als sich die feindliche Schaar der Stadt näherte, fand Olonois, daß sich die Spanier wirklich recht gut verschanzt, und gegen jeden Ueberfall verwahrt hatten. Sie hatten Verhacke von den größten Bäumen gemacht, und das Land überdieß so unter Wasser gesetzt, daß man nicht auf den Boden treten konnte, ohne bis an die Kniee in Koth zu sinken. Nur einen einzigen Weg hatten die Spanier nicht unbrauchbar gemacht; er war aber so schmal, daß er nur sechs Mann hoch passirt werden konnte. Olonois ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er rief seinen Kameraden zu: „Muthig, Brüder, wir müssen diese Beute haben, oder umkommen. Bleib ich, so laßt nur den Muth nicht sinken.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so flog er

mit Ungestüm auf die Spanier los, und alle seine Leute, so brav wie er, hinter ihm drein. Als sie sich der ersten Verschanzung auf einen Pistolenschuß genähert hatten, sanken sie tief in Koth, und die Spanier fiengen an, aus einer Batterie von zwanzig mit Kartätschen geladenen Kanonen auf sie loszufeuern. Viele Buccaniers blieben, aber noch sterbend munterten sie ihre Kameraden zum Kampfe auf. „Muthig, riefen sie, ihr werdet siegen.“ Sie hieben Zweige ab, die ihnen das Vorrücken erleichterten, bemächtigten sich bald der ersten Verschanzung, verfolgten die Spanier bis zur zweiten, und zwangen sie, das Gewehr zu strecken. Von sechshundert Spaniern verloren vierhundert das Leben, und hundert wurden verwundet. Olonois machte die übrigen hundert, samt den Verwundeten, gefangen.

Nach diesem Siege sandte Olonois Rotten aus, welche die Wälder durchsuchen mußten, wo die Spanier ihr Gold und Silber versteckt hatten. Alle, die ihnen begegneten, wurden auf die Folter gespannt, um zu gestehen, wo ihr Schatz sey. Beinahe sechs Wochen verweilten die Buccaniers zu Gibraltar. Als Olonois merkte, daß die Fäulniß der Leichen und des vergossenen Blutes ihn um viele seiner Leute brächte, entschloß er sich zum Abmarsch, vorher aber befahl er den Einwohnern, die ausgeschriebene Kontribution zu bezahlen, wenn sie nicht

wollten ihre Stadt in Rauch aufgehen sehen. Da man mit der Antwort zögerte, ließ er an allen vier Orten Feuer anlegen, und in weniger als sechs Stunden war die Stadt ein Schutthaufen. Die Gefangenen bedrohte er mit den grausamsten Qualen, wenn nicht Lösegeld für sie bezahlt würde.

Die Räuber kehrten nach Marocaibo zurück, und verlangten von der Stadt fünfhundert Kühe, um ihre Schiffe wieder mit Lebensmitteln versehen zu können. Die Spanier glaubten, daß sie nun nicht weiter beunruhigt seyn würden; allein Olonois ließ ihnen sagen, daß ihre Stadt dem Schicksale Gibraltars nicht entgehen würde, wofern sie nicht binnen fünf Tagen die Kontribution bezahlten. Die Summe wurde auf's schleunigste zusammengebracht, und nun brachten endlich die Räuber ihre Beute an Bord. Ausser der Brandschatzung, welche sie als Lohn ihrer Gelindigkeit erhielten, nahmen sie auch Glocken, Bilder und alle Zierrathen aus den Kirchen mit; weil sie nach ihrer Aussage gesonnen waren, auf der Insel Tortuga eine Kapelle zu erbauen. Sie fühlten, so wie mehrere mächtige Räuber, gar nichts von der Ungereimtheit, dem Himmel die Früchte des Raubes und Mordes zu weihen, die man durch unmittelbare Verletzung seiner Gesetze erjagt hat.

Die Beute, welche die Buccaniers auf diesem Zuge gemacht hatten, betrug eine Million, die

Völtz del. Fleischmann sc.

Die Buccaniers.

Schiffe ungerechnet. Die Spanier aber erlitten einen Verlust von mehr als drei Millionen. Olonois setzte seine Barbareyen so lange fort, bis er bei dem Golfo von Darien Schiffbruch litt. Er fiel in die Hände der Wilden, die ihn in Stücken hieben, rösten liessen und verzehrten.

Zu eben der Zeit, da Olonois in einem Theile des indischen Oceans Furcht und Schrecken verbreitete, fieng Morgans, ein Engländer aus Wallis, der kühnste unter allen Buccaniers, seine Rolle zu spielen an. Er war der Sohn eines wohlhabenden Landmanns, verließ aber das väterliche Haus, begab sich nach Barbados, und von da auf ein Korsarenschiff nach Jamaika. Bald zeichnete er sich unter den Seeräubern durch Kühnheit und Verschlagenheit so sehr aus, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkten, und ihn zu ihrem Hauptmann erwählten. Nachdem er manche kühne Unternehmung glücklich ausgeführt hatte, that er seinen Kameraden den Vorschlag, (es war im Jahr 1668.) die reiche Stadt Porto Bello anzugreifen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und mit wenigen Schiffen steuerte der kühne Seeräuberhaufe von Jamaika auf Porto Bello los. Unbegrenztes Vertrauen auf Morgans Tapferkeit und Einsicht, und die sichere Nachricht von den in jener Stadt aufgehäuften Schätzen, erfüllten die Herzen der räuberischen Seefahrer auf dem Wege dahin mit den frohesten Hoffnungen.

Morgans hatte seine Maaßregeln so gut genommen, daß er bald nach seiner Ankunft die Schildwachen überfiel und sich der Stadt bemächtigte, ehe sich die Spanier einmal in Vertheidigungsstand setzen konnten. Bei der Schnelligkeit des Ueberfalls behielten die reichsten und vornehmsten Einwohner kaum noch so viel Zeit übrig, mit ihren besten Schätzen sich nach der festen Citadelle unfern der Stadt zu retten. Eben dahin waren die, den Kirchen zugehörigen Kostbarkeiten in Eile geschafft worden. Morgans ersann einen Kunstgriff, der beweiset, daß er sich auf den Nationalcharakter und auf die menschliche Natur überhaupt verstand. Um seine Absicht ohne großes Blutvergießen zu erreichen nöthigte er eine Anzahl Priester, Nonnen und andere Frauenzimmer aus der Stadt, die er gefangen genommen hatte, die Sturmleitern an die Wälle der Festung zu setzen, weil er von der Galanterie und den Aberglauben der Spanier erwartete, daß sie auf diese Gegenstände ihrer Liebe und Verehrung kein Feuer geben würden. Der Befehlshaber der Citadelle war aber ein entschlossener Mann, der ohne alle Rücksicht einzig die Erhaltung des ihm anvertrauten Postens im Auge hatte. Die armen Nonnen und die bedauernswürdigen Mädchen erhoben zwar ein Jammergeschrey und flehten, daß er sie schonen und sich ergeben möchte; mit den jungfräulichen Thränen vereinigte sich das Angstgeschrey

der dickbäuchigten Mönche. Vergebens! Der Kommandant blieb taub gegen alles Flehen, ließ auf die Anrückenden unaufhörlich Feuer geben, und eine ganze Anzahl Nonnen und Mönche wurden von den Kugeln ihrer eigenen Landsleute durchbohrt. Auch von den Seeräubern stürzten viele todt und verwundet nieder. Dessen ungeachtet erglimmten sie die Mauren, warfen, als sie auf den Wällen Posto gefaßt hatten, Granaten und irdene Töpfe mit Pulver unter die Spanier, und zwangen dieselben, sich zu ergeben. Den tapfern Kommandanten stürzte eine Kugel nieder, nachdem er mit Heldenmuth gekämpft hatte.

Die Seeräuber hatten bei diesem Sturme viele Leute eingebüßt. Wüthend darüber, lies Morgans alle Verwundeten, die in seine Hände fielen, in besondere Zimmer sperren, wo sie bald, von Elend und Hunger wie von den Schmerzen ihrer Wunden gequält, und von aller Hülfe entblößt, hinschmachteten und starben. Die vornehmsten Bürger wurden von den Barbaren so grausam mißhandelt, um das Geständniß, wo ihr Gold und Silber sey, von ihnen herauszupressen, daß viele von ihnen starben, die übrigen zeitlebens Krüppel blieben.

Nunmehr überließ sich die wilde Horde der Schwelgerey und jeder Art von Ausschweifung mit solcher Ungebundenheit, daß sechzig wohlbewaffnete Spanier sie hätten erlegen können. In weniger denn

vierzehn Tagen waren alle Lebensmittel verzehrt oder verwüstet, so daß die Schwelger jetzt schon anfiengen Mangel zu leiden, die Einwohner aber, denen es gänzlich an gesunder Nahrung fehlte, zu Hunderten hinstarben. Plötzlich erweckte die Kunde von dem Anmarsche einer Abtheilung Spanier, von dem Präsidenten von Panama der unglücklichen Stadt zu Hülfe gesandt, die Räuber aus dem Taumel ihrer Trunkenheit und Schwelgerey. Morgans rückte, ungeachtet sein Haufe durch Schwerdt und Krankheit sehr vermindert worden war, dem anrükkenden Feinde muthig entgegen, schlug ihn in die Flucht, und kehrte nach Porto Bello zurück. Bald darauf segelte er in Gesellschaft aller seiner Raubgenossen nach Jamaika zurück. Die gemachte Beute belief sich an Gold und Kleinodien auf zweimal hundert tausend Thaler, ohne das Seidenzeug, die Leinwand und andere Waaren zu rechnen.

Eine kurze Zeit ruhten Morgans wilde Gesellen von den Strapatzen dieses Raubzuges. Eine große Anzahl der tapfern Kameraden war gefallen, manche waren verstümmelt, viele verwundet heimgekehrt. Die müßigen Tage wurden mit so unmässiger Verschwendung hingebracht, daß bald die ganze reiche Beute zerronnen war, und man auf eine neue Unternehmung denken mußte.

Der Ruf von Morgans kühnem und glücklichem Zuge gegen Porto Bello war inzwischen in

ganz Westindien erschollen, und bis zu den abgelegensten Schlupfwinkeln der übrigen, in jenen Gewässern hausenden Seeräuber, gedrungen. Als daher bekannt wurde, daß der tapfere Anführer sich zu einer neuen Unternehmung rüste, eilten ganze Schaaren herbei, um unter ihm zu fechten. Als er seine Mannschaft musterte, fand sich, daß sie neunhundert und sechzig Seelen stark war, und fünfzehn Schiffe zählte. Er gieng unter Segel, und fuhr längs der Küste der Insel Hispaniola hin. Unbemerkt kamen die Räuber, in den Meerbusen von Venezuela, brachten das Fort, welches den Durchgang deckt, zum Schweigen, und nahmen Maracaibo in Besitz. Sie fanden in der Stadt nichts als Sklaven, und Kranke im Hospital; die Häuser waren leer, kaum fand man Lebensmittel darin. Alle Einwohner hatten sich mit ihren besten Schätzen in die Wälder geflüchtet, um vor den Verfolgungen der furchtbaren Menschen gesichert zu seyn. Doch in dieser Hoffnung hatten sie sich getäuscht, denn Morgans besetzte die Wälder und entdeckte die Verborgenen. Alles wurde geraubt, was die Flüchtigen mit sich genommen hatten; viele wurden gemißhandelt, andere niedergehauen, und überhaupt jede Art von Grausamkeit verübt. Die spanischen Besitzungen in der Gegend von Maracaibo waren ein Schauplatz der wildesten Grausamkeiten. Ungeheure Summen wurden erpreßt, und viele Gefangene er-

mordet. Morgans selbst hieb mehrern, die in seine Hände fielen, die Köpfe ab.

Die Feigheit der Spanier erleichterte den Räubern nicht nur jede ihrer Unternehmungen, sondern reißte sie auch, ihre Feinde verächtlich und grausam zu behandeln. Diese letztern waren durch Wohlleben und Ueberfluß so verwöhnt worden, daß sie allen Muth zum Kampfe gänzlich verloren, ja nicht einmal mehr mit dem Feuergewehr geschickt umzugehen wußten. Wenn sie sich nicht an Zahl den Buccaniers wenigstens zwanzigmal überlegen sahen, so wagten sie es nicht einmal, im offenen Kampfe den beherzten Räubern die Spitze zu bieten, und auch dann wurden sie meistens geschlagen. War ein von diesen Freibeutern geplünderter Ort wieder verlassen, so gruben die Spanier, wenn etwa ein Buccanier beim Angriff geblieben und begraben worden war, den todten Körper wieder aus, hieben ihn in Stücken, oder thaten ihm alle die Martern an, die man ihm angethan haben würde, wenn er lebendig in ihre Hände gefallen wäre. Diese elende, kindische Wuth diente nur dazu, die Buccaniers noch kühner und rachgieriger zu machen. Sie steckten jede Stadt, die sie in ihre Gewalt bekamen, in Brand, wenn sie nicht mit einer ungeheuren Summe sich lösen konnte. Nur allein Gold, Perlen und Edelsteine durften als Lösegeld dargeboten werden; Silber achteten diese Menschen kaum. Die Zaghaftig-

keit der Spanier wurde auch noch durch das Schrekken vermehrt, welches schon der Name dieser Seeräuber ihnen einflößte. Morgans fand daher bei diesem Raubzuge die meisten Städte, auf die er losgieng, verlassen, da die Einwohner sich in die Wälder oder Gebürge geflüchtet hatten. Die Mönche hatten den Bewohnern jener Gegend die Buccaniers als Teufel, als Menschenfresser geschildert, die nicht einmal eine menschliche Gestalt hätten. Daher der Schrecken, der von der erhitzten Einbildungskraft der Bewohner nur noch mehr vergrößert, überall vor diesen Räubern herlief.

Als endlich Morgans sich zum Abzuge rüsten wollte, überraschte ihn plötzlich die Nachricht, daß drei Fregatten des Königs von Spanien in der Mündung des Sees angelangt wären. Ihr Befehlshaber sey Don Alfonso de Campo d'Espinosa, Contreadmiral einer Flotte, die Sr. Majestät ausgesandt habe, um den Räubereyen der Buccaniers Einhalt zu thun. Morgans sandte ein kleines Schiff zum Recognosciren aus, und suchte seine erschrockenen Gefährten durch die Versicherung zu beruhigen, das Gerücht sey ohne Zweifel übertrieben. Allein das Schiff kam bald wieder zurück, und brachte die Nachricht: Es sey alles wahr, was man zuerst erfahren hätte. Die drei Fregatten besetzten die Mündung des Sees, die Kanonen seyen aufgepflanzt, auf den Schiffen und am Lande befänden

sich viele Leute, und es schiene unmöglich durchzukommen.

Eine solche Nachricht mußte auch dem Verwegensten einigen Schrecken einjagen. Selbst Morgans konnte sich das Verzweiflungsvolle seiner Lage nicht verbergen, und er mußte bei der großen Ueberlegenheit der drei spanischen Schiffe befürchten, mit seinen kleinen Fahrzeugen in den Grund gebohrt oder zusammen gehauen zu werden. Aber seine Geistesgegenwart verließ ihn keinen Augenblick. Mit seltener Kaltblütigkeit verbarg er seiner Bande, deren Augen in diesem kritischen Augenblicke auf ihren Anführer gerichtet waren, jeden Schein eines Gedanken an Gefahr, und wußte so jede Furcht aus den Gemüthern der Räuber zu verbannen. Er sandte sogar einen dreisten Brief an den spanischen Admiral, worin er ein ansehnliches Lösegeld für die Stadt Maracaibo verlangte, und versicherte, daß er dann ohne fernere Gewaltthätigkeit abziehen wollte.

Der spanische Admiral, erstaunt über diese Frechheit, antwortete entschlossen. „Da ihr euch erfrecht, die Unterthanen Sr. katholischen Majestät, meines Königes, zu plündern und grausam zu mißhandeln, so bin ich gekommen, euch dafür zu züchtigen. Wollt ihr indeß Gold, Edelsteine, Waaren und Gefangene, kurz alles, was ihr weggenommen habt, demüthig zurückgeben, so will ich euch vorbeilassen, und euch nicht hindern, ohne Angriff und

Beunruhigung in euer Land zurückzukehren. Verwerft ihr aber dieß Anerbieten, oder wollt ihr euch noch darüber bedenken, so werd' ich mit meinen tapfern Truppen nach Maracaibo kommen, und euch bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieß ist mein unabänderlicher Entschluß. Also seyd klug, und macht euch durch eine undankbare Antwort meiner Güte nicht unwerth. Ihr werdet es zu spat bereuen, denn ich habe sehr gute Soldaten bei mir, die nichts sehnlicher wünschen, als die Plünderungen und Grausamkeiten, die ihr an unserer Nation in Amerika begangen habt, in eurem Blute zu rächen. Gegeben am Bord des königlichen Schiffes, Magdalena genannt, welches am Eingange des Sees von Maracaibo vor Anker liegt, den 24sten April 1669. Don Alfonso de Campo.

Sobald Morgans diesen Brief erhalten hatte, rief er seine Gefährten zusammen, zeigte ihnen den Inhalt an, und fragte: ob sie, um ihre Freiheit zu retten, die mit so vieler Anstrengung errungene Beute hingeben, oder für dieselbe fechten wollten? Alle erklärten einstimmig: Man müsse sich vor den spanischen Großsprechereyen nicht fürchten, und sie wären entschlossen, sich auf das Aeusserste zu wehren.

Das hatte Morgans erwartet. Demohngeachtet machte er, von der Mißlichkeit seiner Lage auf's lebendigste überzeugt, noch einen Versuch, ob sich mit den Spaniern nicht in Güte aus einander

kommen ließe. Er sandte neue Vergleichsvorschläge, allein der spanische Admiral beharrte schlechterdings bei seiner ersten Bedingung. „Nun gut, sprach Morgans kaltblütig, weil mich Alfonso nicht freiwillig durchlassen will, so werd' ich wohl Mittel finden, ohne seine Erlaubniß durchzukommen." Er vertheilte sogleich die Beute, damit jeder sein Eigenthum zu vertheidigen hätte. Dann füllte er ein Fahrzeug, das er dem Feinde abgenommen hatte, mit Pulver und Baumlaub, das in Theer getunkt war, und andern brennbaren Sachen. Sobald dieser Brander fertig war, verließen die Buccaniers Maracaibo, und näherten sich den spanischen Schiffen an der Mündung des Sees.

Es war noch früh am Morgen, als der Kampf begann. Die Spanier hatten den Angriff keineswegs vermuthet; das größte von ihren drei Schiffen lag mitten in dem sehr schmalen Kanale vor Anker. An dieses hängte sich der Brander so geschickt an, daß es plötzlich in Flammen gerieth, und, noch ehe man an ein Löschen denken konnte, brannte auch das zweite Schiff, das dritte aber griffen die Buccaniers mit solchem Ungestümm an, daß es sich ergeben mußte. So war nach kurzem Kampfe der Sieg erfochten, aber doch noch nicht alle Gefahr überstanden. Ein beträchtlicher Verlust an Mannschaft, oder gänzlicher Untergang der kleinen Flotte durch die Artillerie des Kastells stand zu befürchten.

Doch Morgans war auch hier nicht verlegen, um eine List anzuwenden, die ihn retten konnte. Er schickte bei Tag in Booten Mannschaft an das Ufer, so daß es schien, als wollte er das Kastell von der Landseite angreifen. Die Spanier, hierdurch getäuscht, brachten schnell einen Theil ihrer Kanonen auf diese Seite, um dem vermutheten Angriff zu begegnen, und entblößten so die Seite nach der Durchfahrt vom Geschütz. In der Nacht segelten die Räuber glücklich an dem Kastelle vorüber, und erreichten ungestört den Ocean.

Als Morgans seine Leute in Sicherheit sah, ließ er die Gefangenen insgesammt in eine Barke setzen, und sandte sie dem Don Alfonso zurück. Indem die Buccaniers ihren Lauf nach Jamaika richteten, überfiel sie ein so fürchterlicher Sturm, daß sie beinahe alle von den Wellen verschlungen worden wären. Zum Unglück für die Menschheit entrannen die Bösewichter der Gefahr, und landeten mit ihren Schätzen auf Jamaika.

In wilden Ausschweifungen wurden jetzt wieder Tage und Nächte hingebracht. Manche schwelgten so verschwenderisch als ob sie Tonnen Goldes jährlicher Einkünfte gehabt hätten. Andere verloren große Summen im Spiel, und so kam es mit den meisten in Kurzem so weit, daß sie ihren Hauptmann angelegentlich baten, sie zu einer neuen Unternehmung zu führen. Morgans, obgleich weit haushälteri-

scher als die meisten seiner Gefährten, war dazu nicht abgeneigt. Wie alle ehrgeitzigen Heerführer, betrachtete er sein bisheriges Glück als ein Auffor=derung zu noch kühnern Thaten. Er ließ daher un=ter den Buccaniers auf Jamaika, St. Domingo und andern Gegenden bekannt machen, daß er eine Ex=pedition unternehmen wollte, die sie insgesamt in den Stand setzen würde, den Rest ihrer Tage in Ruhe hinzubringen. In Kurzem strömten so viel Abentheurer zusammen, daß er im December 1670. mit 37 Schiffen auslaufen konnte, welche 2000 Mann an Bord hatten. Er richtete seinen Lauf nach der St. Katharineninsel. Als er daselbst angekommen war, foderte er den Gouverneur der Festung zur Ueber=gabe auf, und dieser war feig genug, sie ihm ohne Widerstand einzuräumen.

Panama war eigentlich das Ziel dieser Expedi=tion. Um dahin zu gelangen, mußten die Schiffe den Fluß Chagre passiren. An der Mündung dieses Flusses ragte ein Kastell auf einem steilen Felsen empor, an dessen Fuß die Wellen des Meeres in wilder, tobender Bewegung anschlugen. Dieser wich=tige Posten, von einer guten Besatzung vertheitigt, drohte alle Bemühungen der Buccaniers zu vereiteln, als ein glücklicher Zufall ihrer Kühnheit zu Hülfe kam. Die Indier, welche bei den Spaniern im Kastell waren, sandten einen Pfeilregen auf die Belagerer herab, und tödteten damit mehr Buccaniers, als

die Spanier mit ihren Flinten. Einem derselben durchbohrte ein Pfeil Ohr und Schulter. Mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit rieß er den Pfeil aus der Wunde, wickelte das eine Ende davon in Tauwerk, steckte dieses Ende in seine schon geladene Büchse, und schoß es auf eines der Häuser des Kastells ab. Das Haus gerieth in Brand, entzündete mehrere andere, die Feinde stürmten und bemächtigten sich des Kastells.

Die wilde Rotte wälzte sich darauf gegen Panama hin, wo sie sich die reichste Beute versprechen konnte. Auf der Savana, einer geräumigen Ebene vor der Stadt, machten die Spanier mehrere Versuche, die Räuber zurückzutreiben, aber ohne Erfolg: die Buccaniers erhielten bei jedem Vorfalle entschieden die Oberhand. Die unbewehrten Einwohner sahen vorher, daß ihre kriegerischen Vertheidiger besiegt werden würden, und suchten Zuflucht in den Wäldern. Nach verschiedenen hitzigen Kämpfen, in welchen viele Buccaniers das Leben verloren, zog Morgans in die unglückliche Stadt ein. Schrecklich war das Blutbad, das die Seeräuber unter den zurückgebliebenen Einwohnern anrichteten. Eine Menge derselben wurde erwürgt, und Morgans Mordschwerd stieß viele Wehrlose mit gleicher Barbarey nieder, wie der gemeinste seiner Rotte. Da er von Seiten der Spanier einen Ueberfall besorgte, so ließ er insgeheim Feuer in der Stadt

anlegen; und als es auskam, schob er es auf die Spanier. Eine Menge Sclaven und Vieh kam bei diesem Brande um. Diese berühmte Stadt ward gänzlich verzehrt, bis auf das abgelegene Haus des Präsidenten.

Die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel, war unermeßlich. Unter den Gefangenen, welche dem Schwerdte der Barbaren entgiengen, befand sich auch ein Mädchen von seltener Schönheit. Mit den Reitzen einer blühenden Jugend verband sich in dem herrlichem Geschöpf die höhere Anmuth, welche die feinere Sitte einer edleren Erziehung ihr verliehen hatte. Gleichsam als der köstlichste Theil der Beute ward sie von den Räubern ihrem Kapitain bestimmt, und unter lautem Jubel vor ihn geführt. Der wilde Morgans hatte nicht sobald die schöne Gefangene erblickt, als er auch die heftigste Leidenschaft gegen dieselbe empfand. Aber bald mußte er gewahr werden, daß seine Liebkosungen mit kalter Verachtung zurückgewiesen wurden. Weder seine Person noch sein Charakter waren von der Art, daß sie dem Gegenstand seiner Leidenschaft günstige Gesinnungen für ihn hätten einflößen können. Er wollte endlich Gewalt brauchen; allein die Schöne wand sich wild aus seinen Armen los, und schrie: „Halt, Räuber, halt ein! denkst du mir eben so leicht meine Ehre rauben zu können, wie du mir mein Vermögen und meine Freiheit geraubt hast? Nein, sey versichert,

daß ich lieber sterben will!" — und nun zog sie einen Dolch aus ihrem Busen, mit dem sie sich getödtet haben würde, wenn nicht Morgans es verhindert hätte. Aber nun verwandelte sich seine Zärtlichkeit in Haß. Er warf die tugendhafte Schöne in ein beschwerliches Gefängniß, und suchte sie durch Strenge zu zwingen. Sie blieb unbeweglich, und da seine Räuber endlich zu murren anfiengen, daß sie um eines Mädchens willen so lange bleiben müßten, so sah er sich gezwungen ihnen zu willfahren, und seine verliebten Verfolgungen aufzugeben.

Im Februar 1671, gieng Morgans mit sechshundert Gefangenen, wovon aber die meisten nach wenigen Tagen gegen ein großes Lösegeld zurück gegeben wurden, unter Segel. Mit einer ungeheuren Beute kam er an die Mündung des Flusses Chagre. Hier ward beschlossen, die Theilung vorzunehmen. Morgans hatte aber von der Beute heimlich so viel zurück behalten, daß ein gemeiner Mann nicht mehr als einige hundert Thaler zu seinem Antheil bekam. Alle murreten darüber, allein Morgans blieb taub bei ihren Klagen. Da er aber fürchtete, das allgemeine Mißvergnügen möchte in eine Meuterey gegen ihn ausbrechen, so begab er sich in aller Stille auf sein Schiff, und segelte mit drei andern Schiffen, deren Mannschaft er auf seine Seite zu bringen gewußt hatte, ab. Die übrigen wagten, da er ihnen überlegen war, nicht, ihn anzugreifen,

und ungehindert kam er nach Jamaika. Hier ließ er sich nieder, heurathete die Tochter eines angesehenen Mannes dieser Eyländer, und lebte ruhig von dem Raube, an welchem das Blut so vieler unschuldigen Menschen klebte.

Dem Beispiele Morgans folgten mehrere Andere. Sie suchten und fanden eine Freistatt im Schooße neben der bürgerlichen Gesellschaft, deren Gesetze sie so frevelhaft verletzt hatten. Das Klima rieb ebenfalls viele dieser Räuber auf, und ihre Macht wurde noch mehr zersplittert, als zwischen England und Frankreich ein Krieg ausbrach, und die Buccaniers beider Nationen sich trennten. Da der König von Spanien damals (im Jahr 1669) mit England im Bündniß stand, so wurden dadurch die Seeräubereyen zwischen ihren Unterthanen in Westindien zurückgehalten. Die französischen Buccaniers setzten ihre Plünderungen noch lange mit keinem geringen Glücke fort, bis endlich die nachdrücklichen Maaßregeln, welche die englische und französische Regierung nahmen, dem Unwesen steuerten. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Räubereyen der Buccaniers gänzlich aufgehört, und nun verschwand auch der Name dieser schrecklichen Menschenklasse. Sie verloren sich nach und nach unter den übrigen europäischen Einwohnern von Westindien.

Reiseabentheuer einiger russischer Wallfischfänger.

Ein russischer Kaufmann, unfern Archangel, rüstete im Jahr 1743. ein Schiff aus, bemannte es mit vierzehn Seeleuten, und sandte es nach Spitzbergen auf den Wallfischfang. Die ersten acht Tage war die Fahrt sehr glücklich, allein am neunten drehte sich der Wind, und die Fahrenden, welche nach der westlichen Seite von Spitzbergen wollten, wurden auf die Ostseite getrieben, die von den Russen Maloybrun genannt wird. Das Schiff näherte sich dieser Insel bis auf eine Stunde, und ward plötzlich auf allen Seiten so von Eis umgeben, daß es fest stand.

Ein tödlicher Schrecken überfiel die Russen, denn es war schwer zu sagen, was nun zu thun sey? Nach einigem Berathschlagen erinnerte sich der Schiffer Himkof gehört zu haben, daß vor wenig Jahren einige russische Matrosen unfern dieses Seeufers eine Hütte erbaut, und darin den Winter zugebracht hätten. Das gab ihrer dahinsterbenden Hoffnung einiges Leben, und sie beschlossen sogleich, die Hütte aufzusuchen, uud so lange in derselben zu verharren, bis die See wieder frei vom Eise würde. Dem zufolge wurden viere von der Mannschaft ernannt,

entweder die Hütte aus zu kundschaften, oder sonst ein Mittel zur Rettung ausfindig zu machen. Alle sahen ihren unvermeidlichen Untergang vor Augen, wenn sie länger im Eise stecken blieben, und auf dem Schiffe verharren müßten.

Der Schiffmeister und sein Enkel, nebst zwei Matrosen, machten ungesäumt den Versuch, an's Land zu kommen. Da die Insel, wo sie landen sollten, wüst und unbewohnt war, so mußten sie sich mit dem Nothwendigsten versehen. Beinahe eine Stunde lang führte sie ihr Weg über schwimmendes Eis, das beständig von den Wellen hin und her bewegt wurde, und hatten daher, wie leicht zu erachten, mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Jeder nahm eine Flinte, zwölf Schüsse Pulver, zwölf Kugeln und eine Axt mit; ausserdem noch einen kleinen Kessel, etwa zwölf Pfund Mehl, ein Messer, Feuerzeug, einen Beutel mit Taback, eine Pfeife u. s. w. Sie kamen glücklich an's Land, streiften umher, und entdeckten auch glücklich, etwa eine halbe Stunde vom Ufer, die Hütte. Es zeigte sich bald, daß das schwache Gebäude vom Wetter ziemlich gelitten hatte; es war 36 Schuh lang, 18 hoch, beinahe eben so breit, und hatte im Eingange eine Art Vorzimmer von zwölf Schuh Breite. Da der Abend sie übereilte, so nahmen sie hier ihr Nachtquartier; sobald als der Tag anbrach, eilten alle viere an das Seeufer, um ihren Kameraden

die glückliche Entdeckung zu hinterbringen, und alles, was ihnen während ihres Aufenthalts nöthig sein könnte, an's Land zu schaffen. Sie kamen wieder an die Stelle, wo sie gelandet hatten — aber da war kein Schiff zu erblicken!

Die See war ganz frei vom Eis, und das Schiff mit demselben zugleich verschwunden. In der Nacht hatte ein heftiger Sturm gewüthet, der das Eis zerstreut, und das Schiff wahrscheinlich zertrümmert oder versenkt hatte. Nie erfuhr man das allergeringste, weder von der Mannschaft noch von dem Schiff.

Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß die vier Unglücklichen, die am Ufer standen, mit starren Blicken auf die See hinsahen. Der Hoffnung beraubt, ihr Vaterland je wieder zu sehen, blieb ihnen nichts übrig, als nach der Hütte zurück zu kehren, und sich gefaßt zu machen, das äusserste Elend zu erdulden, die größten Gefahren auszuhalten. Die Bretter der Hütte waren von der Kälte zersprengt worden; ihre Ausbesserung war jetzt ihre erste Arbeit, und was nicht ausgebessert werden konnte, wurde mit Moos verstopft, welches häufig umher wuchs. Ungewöhnlich war ihnen diese Arbeit nicht, da jeder russische Bauer mit der Art umzugehen weiß, und seine Hütte selbst baut. Die zweite Sorge betraf ihren Lebensunterhalt, denn an Pflanzen, Kräuter oder Holz war nicht zu denken, da wegen

strenger Kälte hier weder Baum noch Strauch fortkommt. Glücklicherweise fanden sich mehrere Rennthiere, und mit ihren zwölf Schüssen Pulver erlegten sie zwölf derselben. Für das Bedürfniß des Magens war also auf eine zeitlang gesorgt: aber wie sollten sie sich ohne Feuer vor dem Erfrieren sichern? wodurch den Mangel des Holzes ersetzen?

Niedergeschlagen und mit dem traurigen Gedanken ihrer Noth beschäftigt, giengen die Unglücklichen am Ufer hin und her. Hin und wieder fanden sie doch einige Trümmer von Schiffen und entwurzelte Bäume, wodurch sie wieder einigen Muth bekamen. Unter den Schiffstrümmern waren auch einige Bretter, woran noch eiserne Klammern, Nägel, und andere Eisenstücke sich befanden. In ihrer Lage war ihnen dieser Fund lieber, als Gold oder andere Kostbarkeiten. Aber nun zeigte sich die Noth wieder von einer andern Seite: ihr Pulver gieng zu Ende, und ihre Lebensmittel giengen auf die Neige, so daß sie ihren Tod ziemlich genau berechnen konnten. Doch auch dießmal kam ihnen das Schicksal zu Hülfe, und vereitelte ihre Besorgnisse. Als sie mit Hülfe des Eisens die Erde aufwühlten, entdeckten sie eine lange, sehr starke und beinahe bogenartig gekrümmte Wurzel, die sie mit ihren Messern vollends zu Bogen bildeten, ohne daß sie noch wußten, wo sie Sehnen, oder Stricke und Pfeile, hernehmen sollten. Da ihnen dieß unmöglich schien,

so fiengen sie an spitzige Lanzen zu verfertigen, um sich gegen ihre gefährlichsten Feinde, die weißen Bären, zu schützen; aber nun wußten sie wieder nicht, wie sie ohne Hammer diese Eisen spitzig schmieden sollten.

Die Noth macht erfinderisch. Nach vielen Versuchen geriethen sie auf den Einfall, die eisernen Klammern zu einem Lanzeneisen zu schmieden, machten sie glühend, erweiterten das Loch, das in der Mitte war, mit einem ihrer größten Nägel, und schmiedeten es an dem einen Ende breit. Bei dieser Arbeit diente ihnen ein großer Kiesel statt des Amboses, und ein paar Rennthierhörner statt der Zangen. Auf diese Art brachten sie zwey Lanzeneisen zu Stande, und befestigten sie mit Riemen aus Rennthierhäuten an lange und starke Hölzer oder Aeste. So bewaffnet wagten sie es, einen weißen Bären anzugreifen, und erlegten ihn nach einem hartnäckigen und gefahrvollen Kampfe. Das Fleisch desselben schien ihnen sehr schmackhaft, und dem Rindfleische nicht unähnlich. Als sie den Bären vollends zerlegten, fanden sie, daß sich die Flechsen dieses Thieres in sehr dünne Fäden drehen ließen, woraus sie unter andern auch Sehnen für ihre Bogen erhielten. Nun wurden auf's neue spitzige Eisen geschmiedet, und mit diesen Sehnen an die neuen Pfeile befestigt; mit den dünnen Sehnen banden sie die Federn einiger Seevögel an das

andere Ende derselben. So hatten sie denn nun Waffen, mit welchen sie binnen kurzer Zeit 250 Rennthiere, und eine große Anzahl blauer und weißer Füchse erlegten. Das Fleisch dieser Thiere diente ihnen zur Nahrung, das Fell zur Bekleidung.

Die größte Gefahr drohte unsern Einsiedlern von den weißen Bären, deren sie allmählich zehn erlegten, aber immer mit der äussersten Lebensgefahr. Den ersten hatten sie selbst angegriffen; gegen die neun andern hingegen mußten sie ihr eigenes Leben vertheidigen, denn einige waren bis in ihre Hütte gedrungen. Im Ganzen waren diese Bestien nicht sehr wüthend, es sey nun, daß sie weniger hungrig, oder daß sie nicht so wild waren, denn sobald sie in die Hütte kamen, suchten sie wieder zu entfliehen, ohne sich viel zur Wehre zu setzen. Indessen wurden die armen Matrosen durch diese oft wiederholten Kampfe äusserst abgemattet, und waren keinen Augenblick ihres Lebens sicher.

Die langen finstern Nächte waren den Einsamen nicht nur an sich beschwerlich, sondern sie vermehrten auch die Schrecken ihrer Lage. Nachdem sie geraume Zeit vergebens überlegt hatten, wie sie diesem Ungemach steuren könnten, entdeckten sie eines Tages, gegen die Mitte der Insel, unvermuthet eine Art Leimerde. Sogleich eilten sie, einige Lampen daraus zu bereiten, füllten sie mit Rennthierfett, und nahmen Charpie statt des Dochtes. Allein

zu ihrem Leidwesen hielt die Erde das Fett nicht, und sobald es durch die Wärme geschmolzen war, dr:ng es durch die Erde hindurch. Nun bereiteten sie eine zweite Lampe, ließen sie an der Luft trocknen, glühten sie im Feuer, und tauchten sie glühend in den Kessel, worin sie Wasser und Mehl bis zur Dicke eines Kleisters gekocht hatten. Sie hatten nun die Freude zu sehen, daß das Fett nicht mehr durchdrang. Zur größeren Sicherheit tauchten sie Lappen in ihren Kleister, und überzogen damit ihre Lampen von aussen; aus Vorsorge verfertigten sie zugleich eine zweite Lampe, wenn ohngefähr die erste zerbräche, und bewahrten den Ueberrest ihres Mehls auf, im Fall sie etwa mehrere Lampen nöthig hätten. Auch brachten sie allen Hanf, den die See ausgeworfen hatte, und mit dem man die Schiffe zu verstopfen pflegt, in ihre Hütte und bereiteten Tochte daraus. Als dieser zu Ende war, nahmen sie ihre Hemden und Unterkleider, wodurch die Lampe stets brennend erhalten würde.

Der Mensch erkennt nie lebendiger, wie viel zum Leben erfordert wird, als in einer so einsamen Lage, worin er alles menschlichen Beistandes entbehren muß. Kaum hatten die vier Russen ein Bedürfniß befriediget, so äusserte sich wieder ein neues, oft noch dringenderes. Es währte nicht lange, so zerrissen ihre Kleidungsstücke, und als der Winter heranrückte, und mit seiner fürchterlichen Kälte drohte,

hatten sie weder Hemden, noch Hosen, noch Schuhe mehr. Da sie inzwischen Rennthiere und Fuchsfelle im Ueberfluß besaßen, so kam es nur darauf an, sie gehörig bereiten zu können. Nach vielem Hin- und Herſinnen machten sie einen Versuch damit, und dieser gelang über Erwarten.

Die Rennthierhäute, welche zu Kleidern dienen sollten, wurden mehrere Tage lang in frisches Wasser gelegt, bis alle Haare herunter waren. Dann rieben sie wechselsweise die nassen Felle mit ihren Händen, bis sie beinahe trocken waren, gossen nachher ein wenig Rennthierfett darauf, und rieben dasselbe in das Fell ein; dadurch wurde es weich, biegsam und zu jedem Gebrauche geschickt. Diejenigen Felle, welche ihnen statt der Pelze dienen sollten, wurden nur einen Tag lang im Wasser geweicht, und darauf gleich dem übrigen zubereitet. Ein Stück Drath diente ihnen statt der Nadel, und die Sehnen statt des Fadens. So überwanden sie mit unglaublicher Geduld die zahllosen, und beinahe unübersteiglichen Schwierigkeiten, die ihnen ein gänzlicher Mangel an Allem, und die Strenge des Himmelsstrichs jeden Augenblick entgegen setzten.

Für die Bedürfnisse des thierischen Lebens war nun zwar so ziemlich gesorgt; aber es fehlte doch noch unendlich viel, um die gezwungenen Einsiedler mit ihrem Schicksale auszusöhnen. Der Gedanke, daß sie hier, von aller Welt verlassen, ohne Hoff-

nung irgend einer Erleichterung ihres Schicksals, oder der Rückkehr ins Vaterland, ihr Leben würden beschließen müssen; die Vorstellung, daß Kummer und Elend sie allmählich aufreiben, oder wilde Thiere sie zerreißen würden, wenn ihnen dereinst Krankheit oder Alter die Kräfte zum Widerstande rauben sollte; die Aussicht, daß sie vielleicht Hungers sterben müßten, und mehr als alles dieß, die Betrachtung, von Allem getrennt zu seyn, was ihnen auf der Welt lieb war — dieß alles zusammen genommen stürzte sie in eine Melancholie, welche oft an Verzweiflung grenzte. Dieß war besonders der Fall, da ein Jahr nach dem andern verfloß, und die Aussicht auf Erlösung immer schwächer wurde. Keiner fühlte sein Unglück tiefer, als der Schiffmeister Himkof; er war Gatte und Vater, und das Andenken an seine Frau und seine Kinder war seinem Geiste und Herzen immer gegenwärtig. Keine Art des Trostes wollte bei ihm haften, und seine Klagen nährten auch den Kummer seiner Gefährten.

Die Zukunft wurde auf diese Weise den Unglücklichen immer finsterer und schrecklicher. Sie sahen im Geiste den Letzten von ihnen, wie er seinen Kameraden die Augen zudrückte, und endlich selbst, durch Alter geschwächt und jedes Widerstandes unfähig, von Bären zerrissen wurde. Aus Gram verfiel einer von ihnen in eine auszehrende Krankheit, und litt die heftigsten Schmerzen. Seine

Kameraden mußten ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm, und der Sorge für ihr gemeinschaftliches Wohl theilen. Immer lebendiger vergegenwärtigte sich ihnen das tiefste Elend, ohne weder von der Natur noch von der Kunst einige Hülfe erwarten zu können. Die Lage ihres Kameraden war ihnen ein Vorbild des Schicksals, das sie alle erwartete. Aller Hülfe beraubt, starb er endlich vor ihren Augen dahin, und sie beweinten ihn nicht blos als Freund, sondern auch als einen Vertheidiger, der alle Gefahren und Leiden mit ihnen getheilt hatte, die nun mit doppeltem Gewicht über sie kommen würden. Er starb den letzten Winter vor ihrer Rückkehr, und wurde so tief als möglich in Schnee begraben, um ihn vor den weißen Bären zu sichern.

In der hoffnungslosesten Lage gieng über den Unglücklichen ein freundlicher Stern auf, und da sie es am wenigsten dachten, befanden sie sich am Ziele ihrer Leiden. Am fünfzehnten August 1749. erblickten sie ein russisches Schiff auf der Höhe. Sogleich wurde Feuer angezündet, und die drei Verlassenen eilten an das Ufer mit einer Stange, woran ein Rennthierfell hieng, und schwangen dasselbe in der Luft herum, um Zeichen zu geben. Das Schiff näherte sich dem Ufer, und sie wurden gegen das Versprechen, daß sie den Dienst mit verrichten, und bei ihrer Rückkunft dem Kapitain achtzig Rubel bezahlen wollten, aufgenommen. Gleich nachher wurde

ihr ganzer Reichthum an Bord geschafft; er bestand aus Rennthierfett, Häuten von Bären, Füchsen und allerlei Waffen; Lanzen, Bogen, Pfeilen, Messern u. dergl.

Auf der Rückreise begegnete ihnen nichts merkwürdiges, und sie landeten am acht und zwanzigsten September 1749. zu Archangel, nachdem sie sechs Jahre und drei Monate in dieser fürchterlichen Wildniß zugebracht hatten. Die Gattin des Schiffsmeisters Himkof befand sich zufällig am Ufer, als das Schiff ankam. Sie erkannte ihren Gatten, den sie nie wieder zu sehen geglaubt hatte, und stürzte ihm mit solcher Eile entgegen, daß sie in die See fiel, und nur mit großer Mühe gerettet wurde. Das Schiff, dem die drei Einsiedler ihre Erlösung zu danken hatten, sollte eigentlich auf Nova Zembla überwintern, aber der Aufseher des Wallfischfanges schlug der Mannschaft vor, auf der Westseite von Spitzbergen den Winter zuzubringen, als sie durch einen widrigen Wind nach der Ostseite verschlagen wurden, und auf diese Weise die Verlassenen retteten.

Es verfloß eine geraume Zeit, ehe sich die drei Russen von ihren Drangsalen erholten. Besonders hatten sie Mühe, sich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen. Lange Zeit konnten sie kein Brod genießen, weil es ihnen anfangs heftige Blähungen verursachte, und den Branntwein konnten sie gar

nicht mehr vertragen. Ihr Getränk war von der Zeit an bloßes Wasser.

Französische Verfolgungswuth zur Zeit der Revolution.

Eine Deportationsgeschichte.

Die Revolution in Frankreich, welche so vieles Alte vernichtete, zertrümmerte auch die ganze kirchliche Verfassung des Königreichs. Schon vorher war die Religion gesunken, und zahlreiche Schriftsteller, die sich Weltweise nannten, hatten nicht nur den Glauben an das Christenthum, sonderu auch den Glauben an die Wahrheiten der Vernunftreligion in den Gemüthern des Volks erschüttert. Kaum war die Revolution ausgebrochen, so erhielt der Unglaube volle Freiheit, hervorzubrechen. Mit dem Hasse gegen die bisherige bürgerliche Ordnung der Dinge verband sich der Haß gegen die kirchliche Verfassung, weil die eine in die andere verflochten war. Die Worte: Königthum und Priesterthum, wurden mit gleichem Abscheu ausgesprochen. Es erschien eine zahllose Menge von Flugschriften, welche bald die natürliche Religion auf Kosten der christlichen priesen, bald die Unvereinbarkeit des Katholicismus mit dem Systeme der Freiheit und Gleichheit zu erweisen

suchten, bald den Atheismus predigten. Ja, das Christenthum ward sogar ein Gegenstand der Verfolgung, man verwüstete und entheiligte die Kirchen, und die Priester wurden gemißhandelt, in's Gefängniß geworfen, vertrieben, deportirt und ermordet.

Schon am sieben und zwanzigsten November 1790. hatte die Nationalversammlung decretirt, daß alle Geistliche ohne Unterschied die Konstitution beschwören, und sich mit andern Bürgern des Staats von dessen Gesetzen abhängig machen, oder ihre Aemter verlieren sollten. Viele bequemten sich schnell dazu. Aber bei weitem die meisten weigerten sich dieses Eides, der ihren frühern Eiden entgegen stand, und sie wurden darin bald vom Pabste bestärkt, der eine Bulle bekannt machte, worin alle neue Priesterwahlen für ungültig, und alle Geistliche, die den Bürgereid geschworen hatten, ihrer Stellen verlustig erklärt wurden. Die unbeeidigten Priester wurden darauf verjagt, auf's gröblichste mißhandelt und aus dem Reiche getrieben. Das härteste Loos traf die gesammte Geistlichkeit im Jahr 1793., in der Schreckensperiode, wo der Jakobinismus allgewaltig herschte, und der Wohlfahrtsausschuß den drückendsten Despotismus ausübte. Jetzt wurde beschlossen, alle Religionen zu vernichten.

Einem Volke, über welches ein Uebermaß von Leiden ausgegossen war, predigte der Wahnsinn die trostlosen Lehren, daß es keinen Gott und keine

Vorsehung gebe, und daß der Mensch nur für das gegenwärtige Leben bestimmt sey. An den Kirchhöfen las man die Inschrift: der Tod ist ewiger Schlaf. Die Kirchen wurden verschlossen, und die Gegenstände des katholischen Gottesdienstes wurden dem wegwerfendsten Spotte preis gegeben. Oeffentliche Buhldirnen in wollüstigen Stellungen, fuhren als Göttinnen der Vernunft auf Triumphwagen einher. Man erhob sie im Dome der Tempel auf die Altäre, man sang ihnen Hymnen, brannte Weihrauch zu ihren Füssen, und huldigte ihnen durch Anbetung. Und das nannte man den Gottesdienst der Vernunft. Einige Priester vergaßen sich so weit, daß sie nicht nur ihren Glauben abschworen, sondern auch ihr bisheriges Leben für Betrug oder Blödsinn erklärten. Diejenigen, welche es nicht thaten, erfuhren die unerhörtesten Mißhandlungen und Verfolgungen. Eine große Anzahl Pfarrer und Priester, die, weil sie in ihrer Heimath bestohlen und ausgeplündert worden, in die Nothwendigkeit versetzt waren, sich in andere Dienste zu begeben, und von ihrer Handarbeit zu leben, zogen nach Paris, wo es leichter war als in den Provinzen, der Verfolgung zu entwichen. Allein da sie dort keine Hülfsquellen hatten, und zuweilen gar niemand kannten, mußten sie ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts und durch die härtesten Arbeiten gewinnen. Einige wurden Wasserträger; andere verkrochen sich

unter die Leute, welche auf den Bauplätzen zu Paris ihren Unterhalt suchen. Sie liefen vom frühen Morgen an zum Flusse, in zerrissene Lumpen gehüllt, wie es dieses Handwerk erfodert. Den Rücken mit Leder bedeckt, wie ihre Kameraden, und Reffen auf den Schultern, giengen sie mit ihnen in's Wasser, empfiengen ihre Ladung geflößten Holzes, trugen es in den Holzhof, und eilten wieder an den Fluß, um eine neue Ladung zu holen. Noch weit härter war das Schicksal derer, welche zur Deportation verurtheilt, und nach den Inseln, Rhe, Aix oder nach Guyana gebracht wurden.

Auf der Insel Rhe im gaskonischen Meer, an der Küste der Landschaft Aunis, ward ein Theil der Kasernen dazu bestimmt, diejenigen Priester aufzunehmen, welche sich nicht bewegen ließen, ihren Glauben abzuschwören. Nachdem sie während der Reise jede Art des Ungemachs erduldet hatten, wurden sie auf der Insel selbst, den Verbrechern gleich, behandelt. In jedes Zimmer wurden vierzig der Unglücklichen auf einander geschichtet. Da die Zimmer angepfropft waren, häufte man die Uebrigen in Speicherstuben, die keine Fenster hatten, zusammen, wo sie unter einem schlecht unterhaltenen Dache dem Wind und Regen ausgesetzt waren. Die Stunde zum Aufstehen war beliebig, allein das Schlafengehen um zehn Uhr bestimmt. Um acht Uhr des Morgens, zur Mittagszeit und um vier

Uhr Abends zählte der Kerkermeister die Gefangenen. Diese Maaßregel war jedoch unnöthig, weil diese Bedauernswürdigen, von Schildwachen, die unfern von einander standen, umringt, dieser strengen Bewachung durch die Flucht nicht entkommen konnten.

Diese unschuldigen Gefangenen wurden im Sommer durch die Hitze beinahe aufgezehrt, und im Winter erstarrten sie vor Kälte. Ihr Lager war ein wenig Stroh, das sie für ihr eigenes Geld kaufen mußten. Ungeziefer folterte sie grausam, für ihre tägliche Nahrung empfingen sie anderthalb Pfund sehr rauhes Brod, mit ungefähr drei Gläser schlechten Weins, ein wenig kraftloses und eckelhaftes Fleisch, an dessen statt ihnen öfters einige harte und alte Bohnen gereicht wurden, oder einige Bissen eckeligen und stinkenden Stockfisches. Wer mehr wünschte, mußte es sich auf seine Kosten geben lassen. Es ist daher bei dieser Einrichtung gar nicht zu verwundern, daß die Einen vor Kälte starben, die Andern vor der Zeit alt wurden, daß mehrere in ein Fieber fielen, und die Meisten Krankheiten davon trugen, welche sie in ihren übrigen Lebenstagen nicht mehr verließen. Es war kein Mittel, keine Möglichkeit ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Die Anzahl der Priester allein belief sich ungefähr auf eilf hundert, ohne mehrere Laien zu zählen, die sich noch bei ihnen befanden. Die übrigen waren

Galeerensclaven. Unter diesen eilfhundert Priestern nahm man Greise wahr von achtzig Jahren, Männer die auf Krücken gehen mußten, Kranke und Schwächliche jeder Art. Drei Viertheile wenigstens waren keines andern Verbrechens schuldig, als des Verbrechens — Priester zu seyn.

Unter allen katholischen Priestern, die ihrem Glauben treu geblieben, und deswegen unter der Schreckensregierung des Landes verwiesen worden waren, hatten die sechs bis siebenhundert (doch mit Ausnahme jener, welche nach Guyana verbannt waren), die auf die Rhede der Insel Aix bei Rochefort geschleppt wurden, um da auf zwey Schiffen zusammen gehäuft zu werden, welche ihnen zum Kerker dienten, — die härtesten Leiden für die Religion zu erdulden. Kaum waren sie in das Schiff getreten, als man ihnen alles raubte, was sie hatten. Selbst das Brevier wurde ihnen entrissen, damit sie in ihren Unfällen nicht einmal durch das Gebet, die einzige Quelle des Trostes, sich Linderung verschaffen könnten. Man verbot ihnen nicht nur jede gottesdienstliche Verrichtung, sondern es wurden auch ohne Unterlaß rings um sie her die greulichsten Gottlosigkeiten verübt, und die schrecklichsten Lästerungen ausgestossen, die sie mit ihren eigenen Ohren vernehmen mußten.

Es hatte ganz das Ansehen, als ob man diese Unglücklichen nur darum leben ließ, um sich an ihren

Leiden mit blutiger Freude zu weiden. Die räuberischen Hände, von denen sie ausgeplündert wurden, hatten ihnen kaum die Kleider und das Weißzeug, welches sie auf dem Körper trugen, gelassen. Da sie niemals wechseln konnten, und Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kamen, so war bald alles so abgenützt, unreinlich, zerrissen und so voll Ungeziefers, daß es die Aermsten unter den Armen geeckelt hätte, sie anzurühren. Und doch mußten sie in dieser Kleidung die ganze Härte des rauhesten Winters ausdauern, ohne jemals Feuer und Licht zu sehen. In dieser Kleidung zwang man sie auf der Brücke zu speisen, dem Wind und Frost ausgesetzt, und die Nächte in einem, allen Winden blos gegebenen Orte zuzubringen, ohne Decken, und sogar ohne Stroh zur Lagerstätte. Die Meisten konnten sich nur in ein Schiffsegel einhüllen; daher raffte auch der Tod alle Priester, die schon bejahrt, die mit Flüssen oder Gebrechlichkeiten behaftet waren, im Winter des Jahres 1795. dahin.

Dieß war indessen nicht die einzige Ursache des Todes dieser unschuldig Verfolgten. Die geringe und noch dazu äusserst schlechte Nahrung, die sie empfiengen, trug nicht weniger als die Strenge der Kälte zu ihrem Untergange bei. Sie hatten zur Speise nur Zwieback, Bohnen aus Sümpfen, Stockfisch und eingesalzenes Fleisch, das nur halb gekocht war. Sehr oft mangelte ihnen sogar süßes Wasser,

um das sie verzehrende Feuer in ihren Eingeweiden zu löschen. Sie aßen gewöhnlich zu zehent mit einander, allezeit stehend unter freiem Himmel, es mochte Wetter seyn wie es wollte, die Füße beständig im Wasser, im Schnee oder Koth, so gepreßt, so zusammengezwängt von ihren Unglücksgefährten, daß sie sich gänzlich um ihren Bissen abmühen mußten. Zu diesen Ungemächlichkeiten gesellte sich noch die eckelhafteste Unreinlichkeit. Ihre Speisen wurden von Soldatenköchen, die ganz mit Unflat bedeckt waren, zubereitet. Diese Speisen mußten sie, ohne Tischtücher, an Oerter hinstellen, die mit Koth angefüllt waren, ja öfters fanden sie keinen andern Raum, als denjenigen, wo sie eine Viertelstunde zuvor ihre Kleider, vom Ungeziefer gereiniget, oder ihre Wunden verbunden hatten. Diejenigen, welche an Einem Tische aßen, hatten eine einzige hölzerne Schüssel, die oft nicht einmal gewaschen wurde. Sie waren daher genöthiget, alle mit einander zu speisen, die Jüngern mit den unreinlichsten Greisen, die Kranken mit den Gesunden, und jene, welche von keiner Mundfäule angesteckt waren, mit denen, welche an diesem Uebel litten. Kaum hatten sie dieses traurige Morgenmahl genossen, als man sie schon zwang, allerlei Arbeiten zu verrichten. Einige wurden angehalten, das Weißzeug zu waschen, wozu sie das Wasser mehr als dreissig Fuß heraufziehen mußten. Andern wurde

aufgegeben, das Gepäck der Reisenden von einem Orte an den andern zu tragen, oder in den Hospitälern der Kranken zu warten, und die Todten sechs Fuß tief in die Erde zu begraben. Zuweilen mußten sie ihren finstern Kerker reinigen, oder die stinkenden Nachtgefäße entfernen. Nachdem sie mit Lebensgefahr die schlüpfrigen Leitern bestiegen, durch Tauwerk und Mastbäume sich mühevoll durchgearbeitet hatten, leerten sie, oft beim gefährlichsten Glatteis, am äussersten Ende des Schiffs, die Unreinigkeiten in's Meer.

Diese Leiden kehrten jeden Tag wieder; sie waren aber noch erträglich gegen die Plagen, welche die Nacht brachte. Sobald es dunkel wurde, sperrte man die Gefangenen zusammen in einem finstern und schauerlichen Behälter von fünf Schuh und einigen Zoll Höhe, fest umschlossen von allen Seiten, mit engen und kurzen Betten. Auf diesen, mit Brettern schlecht zusammen gefügten und sehr holperigten Lagerstätten mußte der größere Theil der Gefangenen die Nacht zubringen, und sie waren da so eingeengt und zusammengehäuft, daß der Körper des einen nothwendig auf jenem seines Nachbars lasten mußte. Diejenigen, die nicht in dieser engen Kluft eingesperrt waren, hatten darum kein besseres Lager; sie mußten vielmehr noch größere Mühseligkeiten erdulden. Sie lagen mitten in diesem finstern Loche in mehreren Reihen dahingestreckt, und

da jeder Raum ausgefüllt war, so wurden sie nothwendig von jenen, die an ihr Lager wollten, mit den Füssen getreten. Zudem standen in der Nähe von mehreren die stinkenden Nachtstühle, deren sich mehr als vierhundert Menschen, während zehn bis eilf Stunden der Nacht, bedienten. Waren sie einmal in jenen gräßlichen Behältern eingeschlossen und stark verriegelt, so mußten sie, auch in der schwülen Sommerhitze, bis zur nämlichen Stunde des folgenden Tages dort eingesperrt bleiben. Ihre Noth hätte auf's Höchste steigen, sie hätten um Beistand rufen, und den schrecklichsten Tod dahin schmachten können, was wirklich einigemal geschah, ohne daß jemand daran dachte, ihnen beizuspringen, oder daß man nur im geringsten darauf achtete. So wenig rührte die Kerkermeister das Loos dieser Unglücklichen.

So viel und mannigfaltiges Ungemach, so harte Tage und so qualvolle Nächte mußten nothwendig der Gesundheit höchst schädlich werden. Bald fiengen auch Mundfäule, gräßliche Wunden, hitzige Fieber, Anfälle von Tollheit und andere schreckliche Krankheiten an, sich im Schiffe zu verbreiten. Um der Seuche, die in kurzer Zeit alle, welche sich auf dem Schiffe befanden, angesteckt haben würde, Einhalt zu thun, mußte man die Kranken in zwei Schiffsboote vertheilen, wovon das größte das große Hospital genannt wurde. Allein, welch ein Hospital! Da befanden sich sechzig Priester, von den schmerz-

lichsten Krankheiten befallen, halb nackt auf Brettern liegend, eben so zusammengepreßt, wie auf dem Schiffe selbst. Oft stieg das Wasser, welches von allen Seiten in das Boot eindrang, bis an den halben Leib. Weder Arzt noch Arzeneimittel war vorhanden, um den Unglücklichen einige Erleichterung zu verschaffen. Gefühllose Menschen umgaben sie, und thaten nichts, um ihnen ihr Elend erträglich zu machen.

Die Nacht war noch schrecklicher; da blieben die Kranken sich ganz allein überlassen, und waren alles menschlichen Beistandes beraubt. Keine Krankenwärter befanden sich in ihrer Nähe; nicht einmal Licht hatten sie. Es geschah daher nicht selten, daß Kranke, die mit dem hitzigen Fieber befallen waren, oder jeder andere Kranke, der glaubte, sich noch auf den Nachtstuhl hinschleppen zu können, entweder auf seinen halbtodten Nachbar fiel, und durch seinen Sturz denselben vollends todt drückte, oder im Behälter sich verirrte, und nach langem Umherwanken zuletzt auf einen seiner Unglücksgefährten niedersank. Ein jammervolles Aechzen und lautes Klagen waren das einzige, was man vernahm. Wer in dieses Hospital gebracht wurde, sah daher nichts als den Tod vor Augen. Die Meisten starben schon in den ersten Tagen, und nur wenige waren von so starkem Körperbau, daß sie am Leben blieben.

So erduldeten also die Priester, welche auf der

Rhede der Insel Aix eingekerkert waren, Leiden, die in jeder Hinsicht schrecklich zu nennen sind. Und doch sind diese Leiden nur ein schwacher Schatten in Vergleichung mit den Peinigungen, welche diejegen erfuhren, die nach Guyana verbannt wurden. Gleich bei ihrer Abfahrt waren sie auf Einem Schiffe, — Kranke, Greise, alle unter einander zusammen gehäuft, dicht eingeengt, auf Bretter hingestreckt, von Ungeziefer gepeinigt, ohne Leingeräthe, ohne Kleider, mit schlechter Nahrung versehen, wie die größten Verbrecher. Nur durch ein enges Loch erhielten sie Luft. Diese böse Ausdünstung erzeugte eine ansteckende Seuche, und ein Todteugeruch verbreitete sich in jener Schreckensgruft. Wenn einige Weltliche, die mit den Priestern verbannt waren, für diese Unglücklichen eine Bitte vorbrachten, so hieß es: „Hier ist nichts zu bitten, auf Guyana mögt ihr euch beklagen.“ Selbst einige Matrosen wurden über das Schicksal der deportirten Priester bis zu Thränen gerührt, und ihr Zartgefühl bewog sie, ihnen aus edelmüthiger Menschenliebe Beistand zu leisten. Andere hingegen vermehrten noch ihre Leiden durch bittern Hohn.

Nachdem die unglücklichen Schlachtopfer auf Guyana gelandet hatten, wurde ihnen eine noch entferntere Verbannung zum künftigen Aufenthalte angewiesen. In mehrere Haufen abgetheilt, wurden die einen nach Synamari und dessen Umgebungen,

die andern in die schauerhaften Wüsten von Apronayac und Konanama forgeschleppt. Dieses Land liegt tief zwischen dichten Wäldern und ist voller Moräste, die durch giftige Ausdünstungen die ganze Luft verpesten. Nur einige armselige Hütten findet man daselbst, gräßliche Wohnstätten des Schmerzens und des Todes. Selbst die rohen Waldmenschen würden Thränen vergossen haben, beim traurigen Anblicke des Schauspiels, das beim Aufgang der Sonne die Lage der Verbannten am folgenden Tage darbot. Die Einen hatten blasse Wangen, ausgedörrte Lefzen; auf der Stirne der Andern sah man das ganze Schreckniß ihres Unglücks abgemahlt. Wie Schattenbilder irrten sie umher, mit einem Buche in der Hand, ohne zu wissen, wo sie hingiengen oder was sie wollten. Einige trafen zusammen, ohne sich wahrzunehmen. Sie glichen endlich den Todtengerippen, die am Gestade der düstern Behausung des Todes mit Schaudern sich herzudrängen, um ihr künftiges Schicksal zu vernehmen. Ein einziger Einwohner, der in diese Gegend verbannt war, nahm sie mit Güte auf, und tröstete sie; allein er konnte ihnen nichts anders ertheilen, als Worte des Friedens. Er gab ihnen die Erlaubniß, aus seinem Brunnen Wasser zu schöpfen, und dieß war die größte Wohlthat für sie. Einer der Verbannten drang etwas tiefer in die Wüste hinein, da er aber nicht wieder kehrte, und man ihn suchte, ward er ermordet un-

fern einer Hütte gefunden. Dieser gewaltsame Tod machte einen so lebhaften Eindruck auf die Meisten dieser Unglücklichen, daß die Einen ihren Verstand verloren, und die Andern von einem gewaltsamen Fieber befallen wurden. Ein Theil starb an der Pest, der andere am Hungertod, am Eckel, an der Abzehrung oder an Unreinlichkeit.

Es waren, seit der Ankunft der Verbannten an diesem Orte der Verzweiflung, noch nicht vierzehn Tage verflossen, als das Hospital und die Hütten mit Kranken angefüllt waren. Die Nägel fielen ihnen ab, ihre Beine und Leiber schwollen auf, und wurden voll Eiter und Blattern. Sie verpesteten die Luft, und hatten nichts als gesalzene Speisen mit Meerwasser gekocht. Ihre Getränke waren ebenfalls gesalzen. In einem einzigen Monate richtete die Pest so gräßliche Verwüstungen an, daß keiner der Verbannten mehr im Stande war, sich an dem Fluß hinzuschleppen. Zuletzt stürmten noch alle Plagen dieses Himmelsstrichs auf sie los. Die Neger begehrten von ihnen vier und zwanzig Sous, um jene verderblichen Insecten zu vertilgen, die sich in die Haut der Menschen tief einfressen. Die Armseligen, denen man alles geraubt hatte, waren von einer so großen Menge dieser Insecten befallen, daß ihre Körper schon bei ihrem Leben in Moder sich auflösten, und von den Würmern zernagt wurden. Andere, welche die rothe Ruhr hatten,

verpesteten, da sie ihr Todtengerippe nicht mehr bewegen konnten, alles mit einem solchen giftigen Gestank, daß niemand es wagte, sich ihnen zu nähern. In diesem bedauernswürdigen Zustande schmachteten sie eines grauenvollen Todes dahin, indem ihr Eingeweide in Blut und Eiter übergieng, und jetzt schon von den Würmern verzehrt wurde.

Jeder Tag brachte neues Ungemach über diese Unglücklichen, für die es nirgend eine Linderung ihrer namenlosen Leiden gab. Ein Schlachtopfer folgte auf das andere. Seit langer Zeit weinten sie nicht mehr, denn der Schmerz hatte den Quell ihres Lebens vertrocknet. Derjenige, welchen am folgenden Tage der Tod hinwegreissen wollte, öffnete mit Freudengefühl die Erde, welche sich über ihm verschliessen sollte. Ein Grab war das Ziel aller ihrer Wünsche, und der Unglückliche, der am Rande desselben stand, um hineinzusteigen, vergoß Thränen nur über diejenigen, welche ihn überlebten. Der Kirchhof, wo die Genossen ihres Elends ruhten, war der Ort, wo stets die Blicke der noch Lebenden hingerichtet waren. Hier vereinigten sie sich wieder; hier bezeichneten sie sich mit Freuden ihre erwünschte Ruhestätte. Der Freund erkohr sich das Grab an der Seite des Freundes; auf die Erde hingestreckt, welche dessen Gebeine deckte, wollte er sich nicht mehr von ihr trennen. Die Gruft, welche jeder mit eigener Hand in die Erde sich grub, und die nur seine

sterbliche Hülle erwartete, wurde seine süßeste Hoffnung; sechs oder sieben Tage noch zu erleben, schien ein allzulanges und unerreichbares Ziel der Laufbahn. Der Leiden, die den letzten Funken der Liebe zum Leben erstickten, waren so viel und mancherlei, daß jede Stunde, welche die Ankunft des Todes beschleunigte, Gewinn war.

Ueberall, wo die unglücklichen Verbannten sich aufhielten, erwartete sie ein gleich schauderhaftes Loos. Der Tod vervielfachte sich, um sie darniederstrecken, und die, welche er noch nicht ergriffen hatte, schmachteten in einem schrecklichen Elend. Man hätte beinahe geglaubt, dieser Theil von Guyana werde nur von bloßen Schatten bewohnt. Auf diese Weise ward Konarama, Synnamary und Cayenne der unersättliche Schlund, der in weniger als vier Monaten mehr als fünfhundert fünfzig Geistliche verschlang. Alle waren Schlachtopfer der treuen Anhänglichkeit an ihre Religion; sie hatten kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie ihrem Glauben unverbrüchlich treu ergeben blieben.

So lange Robespierre herrschte, wurde gegen alle Glieder des geistlichen Standes ein offener Krieg geführt. Der blutdürstige Tyrann war frech genug, selbst mit der Gottheit sein heuchlerisches Spiel zu treiben. Auf seinen Befehl decretirte der Nationalkonvent, die französische Nation erkenne ein höchstes Wesen, und die Unsterblichkeit der Seele an.

Es wurden nun Feste zur Ehre des höchsten Wesens angeordnet; allein der Katholicismus war proscribirt. Die Anhänger desselben waren genöthigt, ihren Gottesdienst in der Einsamkeit und bei verschlossenen Thüren, im Cirkel ihrer Familien oder in der Gesellschaft zuverläßiger Freunde auszüben. Erst nach dem Sturze des Despoten, der am acht und zwanzigsten Julius 1794. unter der Guillotine blutete, konnte man wieder frei äussern, was man glaube und nicht glaube. Ein großer Theil des Volks, nicht blos in den Provinzen, sondern selbst in Paris, kehrte nach und nach zu der ehemaligen Andachtsweise zurück. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, und ein großer Theil der ausgewanderten Priester kehrte nach Frankreich zurück. Tausende waren aber eine Beute des Elends und der Verfolgung geworden, und sahen den vaterländischen Boden nicht wieder.

III.

Aus der Geschichte der Staaten und Völker.

Denkwürdigkeiten
aus der Geschichte von Japan.

Gemählde unmenschlicher Grausamkeiten und Verfolgungen.

Der östlichste Staat auf unserer Halbkugel ist ein, aus drei Hauptinseln und einer Menge bald größerer, bald kleinerer Inseln und Eilande bestehender Inselstaat. Die Europäer nennen ihn Japan, die Eingebohrnen aber Nipon, und die Chinesen, Gapuan-Oue, d. h. Reich der aufgehenden Sonne. Dieser chinesische Name, besonders nach der Aussprache der Chinesen, hat große Aehnlichkeit mit Japan, und mag daher auch wahrscheinlich die Europäer zu dieser Benennung veranlaßt haben. Durch zahllose Klippen, steile Felsenküsten und fürchtbare Meeresbrandung schien die Natur den Fremden den Zutritt zu diesem Lande gleichsam verschliessen zu wollen; daher kam dasselbe auch nur sehr spat in Berührung mit seinen westlichen Nachbarn und den Bewohnern des südlichen Asiens; und den Europäern ward es gar erst im Anfange der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt, nachdem der Zufall durch Sturm einige Portugiesen auf die japanische Küste verschlagen hatte. Das ganze Inselland hat sehr hohe, steile Gebirge, welche eben

so viele Zweige der Felsenkette des südlichen Sibiriens, des nördlichen China's und der, Japan westlich liegenden Halbinsel Corea bilden. Ewiger Schnee lastet auf den Spitzen der höchsten Gebirge, und der feuerspeienden Berge und zerstörenden Erdbeben giebt es nirgends so viele, als hier.

Das Klima ist gemäßigt, angenehm und gesund; anhaltende Regen und die aus Sibirien herüber wehenden Nordwinde mildern im Sommer die, dieser Zone eigene unausstehliche Hitze; aber im Winter sind sie ebenfalls in Verbindung mit den hohen Schneegebirgen der Insel selbst, die Ursache einer, für diese Gegenden beinahe unbegreiflich strengen Kälte. Der Boden, meistens sehr steinig, ist wenig fruchtbar; aber die Industrie der Einwohner, und ihr nicht zu ermüdender Fleiß, wissen auch einer widerspenstigen Natur hier einen Theil ihrer schönsten Gaben abzutrotzen, und selbst Felsen, oft blos mit etwas Erde bedeckt, dennoch in fruchtbare Felder zu verwandeln. Vorzüglich reich ist Japan an edlen Metallen, und das beste Kupfer in der Welt, meistens stark mit Gold vermischt, findet man hier im Ueberfluß.

Das ganze Inselland rechnet man ungefähr auf acht tausend Quadratmeilen, auf welchen aber ein, das Verhältniß zu diesem Raume, dem Anscheine nach, weit übersteigende Menschenmasse wohnt. Ungeheuer ist die Anzahl der Städte, deren man bei

dreizehn tausend zählt, meistens nach rechtwinklich sich durchkreuzenden Straßen erbaut; noch größer die Zahl der Flecken, Dörfer und Höfe. Die Bevölkerung der Hauptstädte übertrifft bei weitem jene der volkreichsten Städte von Europa. So z. B. hat Meako, die alte Hauptstadt des Reichs und Sitz des Dayri oder geistlichen Oberhauptes, über eine Million Einwohner, und Yeddo, nordwestlich von Meako, zählt ohngefähr hundert und siebenzig tausend Häuser, und weit über eine Million Einwohner; der Pallast des Kubo allein hat beinahe fünf Stunden im Umkreise.

Die Japaner, vermuthlich tatarischen Ursprungs, sind von mittlerer Größe, meistens schwarz von Haaren und unscheinbar in ihrem Aeussern; aber was die Natur ihnen bei der Bildung ihres Körpers entzogen, hat sie, bei der Formung ihres Charakters, ihnen doppelt ersetzt. Die Hauptzüge desselben sind Nüchternheit, Freundschaft, Liebe zur Reinlichkeit, Redlichkeit, zuvorkommende Gastfreiheit, unbezwingbarer Muth und eine, alle Vorstellung übersteigende Standhaftigkeit im Unglück. Die Schattenseiten desselben sind Stolz und Hang zur Wollust, und wenn endlich Erschöpfung der Lebensgeister und Erschlaffung der Sinne sie dem peinlichen Gefühl der Leerheit überliefern, entsteht Melancholie, die Quelle des in Japan mehr, als in irgend einem Lande, zur Gewohnheit gewordenen Selbstmordes. Unterjocht

wurden die Einwohner noch nie von einem fremden Volke. Berauschende Getränke sind ihnen ein Greuel, und höchst einfach ist ihre, blos in Fischen, Eiern, Früchten (höchst selten in Fleisch) bestehende Nahrung. Mit den Chinesen, ihren nächsten Nachbarn, stehen sie ungefähr jetzt auf gleicher Stufe wissenschaftlicher Kultur, unterscheiden sich jedoch von denselben gänzlich durch Gemüthsart, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, so wie auch durch eine weit schnellere Fassungskraft und größere Lebhaftigkeit des Geistes. Mit den ernsten Wissenschaften noch wenig bekannt, zeigen sie eine desto größere Liebe und Empfänglichkeit für Dicht- und Redekunst. In dieser haben es besonders die Priester des Landes, Bonzen genannt, auf einen sehr hohen Grad gebracht. Meisterhaft verstehen sie es, alle Triebfedern des menschlichen Herzens in Bewegung zu sezzen, und in einer zahlreichen Versammlung die verschiedensten Empfindungen und Leidenschaften zu wecken. Von ihren Poesien sind die Schauspiele das Vorzüglichste; sie theilen dieselben, wie wir, in Acte und Scenen, und füllen die Zwischenspiele mit Tänzen und belustigenden Pantominen aus. Die Verzierungen der Bühne sind geschmackvoll und passend gewählt, und bilden mit dem auszuführenden Stücke ein harmonisches Ganze. Alle ihre Theaterstücke sind moralischen Inhalts, und zwecken darauf ab, Tugend und Laster, mit ihren Folgen, zu versinnlichen.

Auch für zeichnende und bildende Künste haben die Japaner mehr als gewöhnliche Anlagen. Es sind Künstler unter ihnen aufgestanden, die Werke lieferten, welche jeder Kenner bewunderte.

Die Erziehung der Jugend, alle hohen und niedern Schulen, sind in den Händen der Bonzen, die auch ausschließlich den gelehrten Stand ausmachen. In allen großen Städten, und gewöhnlich auf den Akademien, giebt es öffentliche Bibliotheken, aber auch die Großen und Vornehmen haben zum Theil beträchtliche Büchersammlungen in ihren Palästen. Die Gegenstände, worüber man Bücher schreibt, oder von den Chinesen zu erhalten sucht, sind: Geschichte, Moral, Religion, Naturgeschichte und Arzneikunde. Von Schriften über Gegenstände der Rechtsgelehrsamkeit weiß man in Japan nichts; denn der Gesetze giebt es nur wenige, und diese sind bestimmt, klar und äusserst kurz abgefaßt. Wo das Gesetz sich nicht deutlich ausspricht, entscheidet der gesunde Menschenverstand, und das natürliche Gefühl der Billigkeit der Richter. Der Gang der Rechtspflege ist rasch, der Förmlichkeiten sind wenige. Beinahe auf alle Vergehen und Verbrechen sind schwere körperliche oder gar Todesstrafen gesetzt. Diese letztern haben verschiedene Abstufungen, und die gewöhnlichsten sind: Köpfen, an das Kreuz schlagen und lebendig verbrennen. Bei ausserordentlichen Vorfällen werden auch noch andere, mit den

ausgesuchtesten Quaalen verbundene, Todesstrafen ersonnen. Die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, so wie alle übrigen Großen des Reichs, werden blos mit Verbannung gestraft. Haben sie sich aber des Aufruhrs schuldig gemacht, oder sonst ein Verbrechen gegen den Staat begangen, so erhalten sie Befehl, sich selbst den Bauch aufzuschneiden. Diese Todesart hat nichts erniedrigendes, auch schützt sie gegen die Konfiskation des Vermögens, obschon in solchen Fällen die ganze Familie gewöhnlich das Schicksal des Schuldigen theilen muß. Auch Verbrechern aus den andern Volksklassen wird bisweilen, als eine besondere Begünstigung, die Erlaubniß ertheilt, sich selbst den Leib aufzuschneiden, und so den Händen des Scharfrichters sich zu entziehen. Der dem Tode Geweihte salbt und schmückt sich sodann auf das sorgsamste, bekleidet sich mit seinen kostbarsten Gewanden, versammelt alle Freunde und Anverwandte, hält eine den Umständen anpassende Rede, entblößt hierauf in Gegenwart derselbe den Leib, und schneidet sich mit einem Kreutzschnitt den Bauch auf. Auch das schwärzeste Verbrechen wird durch eine solche That gesühnt; denn eine kriegerische, freie, muthvolle Nation, bei welcher die Verachtung des Todes zu den größten Tugenden gehört, kennt nichts Größeres, als gleichsam unbesiegt blos durch eigene Hand zu sterben, da im Gegentheil der Tod aus einer andern Hand, sey es auch die eines Freundes

oder Verwandten, nach ihren Ansichten stets etwas Entehrendes mit sich führt. Wer die Erlaubniß, sich selbst zu entleiben, nicht erhält, dem wird doch nicht selten, als eine mindere Gnadenbezeugung, gestattet, das Urtheil, wenn es ihn blos zum Schwerdt verdammte, durch einen Freund oder nahen Anverwandten an sich vollziehen zu lassen. Eine solche Handlung wird alsdann einem Liebesdienst gleich gerechnet, und es klebt durchaus kein entehrendes Vorurtheil daran.

Japan ist, nach China, das älteste Reich auf unserm Erdboden; aber seine eigentliche Geschichte beginnt erst sechshundert Jahre vor Christi Geburt. Die historischen Jahrbücher der Japaner sind indessen bloße Namen- und Zahlenregister ihrer Könige, für deren Verfertigung und Aufbewahrung die Familie des Dayri Sorge trägt.

Im Anfang stand der ganze Inselstaat unter der Herrschaft eines Einzigen, welcher den Titel Dayri oder Kaiser führte. Da derselbe mit aller weltlichen Macht auch die höchste geistliche Gewalt vereinte, so war auch die Regierungsform völlig unbeschränkt. Der Monarch allein war Herr, und seine Herrschaft erstreckte sich noch jenseits des Grabes; sein Wille war Gesetz; seine Person war heilig, und die tiefe Verehrung, welche man ihm bezeugte, glich einem religiösen Kultus, und war an sich eine Art von wahrer Götzendienerey. Der Erste nach dem Kaiser

war der Cubo-Sama oder oberste Befehlshaber des Heers. Groß war sein Ansehen, noch größer seine Macht. Es war daher frühzeitig ein Grundsatz der japanischen Politik, diese mit so viel Gewalt verbundene Würde einem Sohn oder sehr nahen Verwandten des Kaisers zu ertheilen. Aber gerade durch diese Einrichtung ward die Gefahr, der man vorbeugen wollte, nur desto früher herbeigeführt. Ein Prinz, der zwischen sich und dem Thron nur einen Bruder oder Neffen erblickt, wird viel leichter Mittel finden, seine Gewalt zur Befriedigung seines Ehrgeitzes zu mißbrauchen, als ein anderer, der fern vom Throne geboren ist.

Ungefähr im zwölften Jahrhundert empörte sich Prinz Xoritomo gegen seinen Bruder, den Dayri, und von diesem Zeitpunkte an hatte Japan zwei Herren; bis es endlich, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, einem vom Glücke besonders begünstigten Cubo-Sama gelang, die Macht des Dayri völlig zu brechen, ihm alle weltliche Gewalt zu entziehen, und seinen Wirkungskreis blos auf die oberste Leitung aller Religionsangelegenheiten zu beschränken. Man ließ ihm zwar noch immer den höchsten Regentenrang, nebst dem Titel Dayri; aber dieser leere Name, in Verbindung mit einem prächtigen Hofstaat und einer noch immer beinahe an Abgötterey grenzenden Verehrung, war auch das einzige, was ihm den völligen Verlust aller wirkli-

chen Macht ersetzen mußte. Der Cubo-Sama ward demnach nun wirklicher Regent, und der Dayri oder Kaiser blos Japans Oberpriester.

Das Beispiel, welches das kaiserliche Haus gegeben hatte, äusserte eine sehr gefährliche Wirkung in den Gemüthern aller übrigen Großen des Reichs. Beinahe alle Statthalter der Provinzen steckten die Fahne der Empörung auf, und zwangen durch ihre vereinten Kräfte den Cubo, sie als Unterkönige anzuerkennen. Es entstanden nun mehrere Königreiche, deren Regenten zwar in einer scheinbaren Abhängigkeit von dem Cubo-Sama oder Oberregenten stunden, aber demohngeachtet alle Rechte der souverainen Gewalt ungehindert ausübten. Daß dieser Zustand manche innere Kriege herbeiführte; daß ein unternehmender, kriegerischer Fürst oft mehrere dieser kleinen Staaten eroberte, und ein größeres Reich daraus bildete, welches nicht selten schon unter seinem Nachfolger wieder zerfiel: das liegt in der Natur einer solchen Verfassung.

Die Religion der Japaner ist Götzendienst, sie theilen sich aber in verschiedene Secten. Viele beten die Gestirne, andere sogar den Teufel oder die Dämonen an: zwar nicht gleich den übrigen Göttern, aber man bringt ihnen doch Speis- und Trankopfer, um sie zu besänftigen, und ihrer verderbenden Gewalt hierdurch Einhalt zu thun. Der Tempel, Kapellen und Klöster giebt es unzählige; einige

sind von ungeheurem Umfange, alle aber von der größten, dem Reichthume des Landes angemessenen, Pracht. Vorzüglich geschmückt, verehrt und besucht sind jene Pagoden, in welcher die Götzen Orakelsprüche ertheilen, und den Fragenden die Zukunft enthüllen. Ueberhaupt sind die Japaner der Zauberey äusserst ergeben, und sogar bei Verwaltung der Gerechtigkeit nehmen sie nicht selten zu solchen unsaubern Künsten ihre Zuflucht. Auch Menschenopfer sind in Japan gebräuchlich, doch mit der Einschränkung, daß dabei durchaus kein Zwang statt finden darf. Nur aus völlig freiem Antrieb, und blos den Erwachsenen ist es gestattet, sich selbst den Göttern zu opfern. Grausam sind die Todesarten, durch welche diese Opfer vollbracht werden. Einige lassen sich lebendig begraben; andere legen sich, bei feierlichen Processionen, auf steinige Wege, über welche diese hinwegziehen, und lassen sich von den Rädern der Wagen, auf welchen die Götzen gefahren werden, alle Glieder zermalmen. Die Meisten wählen den Tod durch das Wasser, und dieser gräßliche Wahn füllt nicht selten mehrere Barken mit solchen Verirrten, welche dann zugleich von dem Gestade abfahren, hierauf in geringer Entfernung, unter den Augen des herbeiströmenden Volkes, dem sie vorher noch den Segen ertheilen, und unter dem Gesang von Hymnen und Liedern auf ihre Götter, sich freudig in die Fluthen des Meeres hinabstürzen.

Jene, welche diese Todesart wählen, sind der Meinung, daß der Gott Coma für Märtyrer ihrer Art, in den Tiefen des Meeres, ein eigenes, an allen Gewässern überströmendes Paradies bereitet habe.

So sah es in Japan aus, als im Jahr 1541. drei portugisische Schiffe an die japanische Küste verschlagen wurden. Die Einwohner der Insel Nipongi, die sich durch ihre weisse Hautfarbe, ihre kleinen Augen und ihre Bartlosigkeit auszeichneten, nahmen die unbekannten Ankömmlinge ganz freundschaftlich auf, und ließen sich mit ihnen in einen Handel ein. Die Portugiesen, denen dieser Handel ansehnliche Vortheile versprach, kamen bald in größerer Anzahl wieder, und brachten Glaubensprediger mit, die einen großen Eifer bewiesen, den Japanern eine Anwartschaft auf den christlichen Himmel zu verschaffen. Der Erfolg ihrer Bemühungen war über Erwartung günstig, denn troß alles Entgegenwirkens der einheimischen Priester breitete sich das Christenthum sehr schnell aus. Die weltlichen Herrscher, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Es ließen sich immer mehrere taufen, und allmählich wurde fast die Hälfte des Reiches christlich.

An Verfolgung der neuen Lehre und an blutigen Auftritten hat es inzwischen nicht gefehlt. So erließ

z. B. der Dayri in Jahr 1589. an alle Fürsten und Völker Japans eine Art von Rundschreiben, in welchem er gegen das Christenthum wüthete, und die Rache aller Götter des Landes auf Fürsten und Unterthanen herabrief, welche in Zukunft sich der Verbreitung desselben nicht widersetzen würden. Die Bonzen unterstützten diese Erklärung auf's nachdrücklichste, und so oft ein Fürst oder ein anderer angesehener Einwohner sich taufen ließ, gab es Aufruhr und Empörung; bis endlich Nobruanga, in einem dieser innern Stürme, den Thron des Cubo-Sama in Besitz nahm. Dieser Fürst war den Jesuiten und der christlichen Religion ziemlich geneigt; er verjagte die unruhigen Bonzen aus seinem Reiche, und unter seiner Regierung genoß die japanische Kirche einer ununterbrochenen Ruhe. Da er aber, durch sein Waffenglück schwindlich gemacht, als Gott angebetet sein wollte, wurde er mit seinem Sohne in seinem Pallaste lebendig verbrannt.

Jetzt schwang sich Faxiba auf den Thron. Auch er war anfangs den Christen günstig, und da er mit großer Kraft regierte, so verbreitete das Christenthum seine Zweige über alle Provinzen des japanischen Reichs. Es gab keine Landschaft, keinen Bezirk, wo nicht mehr oder minder zahlreiche geistliche Gemeinden blühten. Aber unglücklicher Weise entbrannte Faxiba in unreiner Liebe gegen ein christliches Weib, und da alle seine Bemühungen

fruchtlos blieben, so verwandelte seine Liebe zu ihr sich in Haß gegen alle Christen.

Eine der grausamsten Verfolgungen nahm jetzt ihren Anfang. Sie dauerte eilf Jahre fort, und wüthete so heftig, daß blos in dem Jahre 1590. mehr als zwanzig tausend Christen, beiderlei Geschlechts, theils enthauptet, theils an das Kreuz geschlagen, theils lebendig verbrannt wurden. Aber das Blut der Märtyrer glich einem befruchtenden Thau; denn selbst während der Verfolgung bekehrten die Jesuiten, obschon in steter Todesgefahr schwebend, oft in einem Jahre, gegen zwölf bis funfzehn tausend Götzendiener zum Christenthum. Fariba starb während der Verfolgung, und wenige Jahre nachher auch sein Nachfolger Taycosama, unter dessen kurzer Regierung dieselbe nicht minder heftig war fortgesetzt worden. Nun ward es wieder Ruhe, und die blutige Verfolgung hatte nur dazu gedient, den Eifer der japanischen Christen noch mehr zu entflammen. Alle giengen dem Tode mit einer Freudigkeit des Geistes entgegen, die ihre Tyranen in Erstaunen, oft ganz ausser Fassung setzte. Der Anblick der schreckensvollen Werkzeuge ihres Todes, die man geflissentlich vor ihren Augen zur Schau ausstellte, um sie zum Abfalle zu bewegen, machte sie nicht erblassen. Mitten in den ausgesuchtesten Qualen jubelten sie Danklieder zu ihrem Erlöser,

daß er sie gewürdiget hätte, die Anzahl seiner Blutzeugen zu vermehren.

Die Zeit der Ruhe dauerte bis zum Jahr 1615. Die Portugiesen und Jesuiten durchzogen das ganze Reich als Kaufleute und Glaubensprediger ungehindert von einem Ende zum andern. Mit ihrem Ansehen und ihrer Macht wuchs aber auch ihr Stolz, und ihr Betragen war im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Dadurch zogen sie sich natürlich viele Feinde zu, und es entstand die Besorgniß, es möchte dem japanischen Reiche ergehen, wie andern, welche die Portugiesen und Spanier durch Priester sich unterjocht hatten.

Die Holländer hatten um diese Zeit ebenfalls angefangen, an dem gewinnreichen japanischen Handel Theil zu nehmen. Sie legten einige Factoreyen an, und ihre Geschäfte begannen einen regelmäßigen Gang zu nehmen, als ein gewisser Caron, von niedrigen Eltern in Brüssel geboren, zum Vorsteher des japanischen Handels ernannt wurde. Um die Portugiesen und Spanier aus Japan zu vertreiben, und den japanischen Handel ganz in die Hände der Holländer zu spielen, suchte er sie der Regierung verdächtig zu machen. Mit der Miene warmer Anhängigkeit machte er einem der angesehensten japanischen Staatsbeamten die Entdeckung, daß die Spanier und Portugiesen schon lange den Plan entworfen hätten, die bestehende Reichsverfassung von Japan umzustürzen,

den Kaiser zu ermorden, die Unterkönige ihrer Würde zu entsetzen, und das ganze Land dem spanischen Scepter zu unterwerfen. Blos um diesen Plan auszuführen, hätten sie Glaubensprediger vorausgeschickt, welche, unter dem Vorwand, die wahre Religion dem Volke bekannt zu machen, dasselbe blos zu jenen Zwecken vorbereiteten, und zu einer solchen Staatsumwälzung desto geneigter zu machen suchten. Als Beweise der Wahrheit dessen, was er sagte, übergab ihm Caron mehrere in portugisischer Sprache geschriebene Briefe, welche die ganze Verschwörung enthielten.

Es ist nicht klar, ob Caron die Briefe selbst geschmiedet, und blos aus Eigennutz gehandelt habe, wie die Portugiesen und Spanier behaupten. Genug, der Japaner eilte, im blinden Vertrauen auf die Redlichkeit des Holländers, das ganze Geheimniß der Verschwörung dem Regenten zu entdecken. Nichts war diesem lieber, als eine solche Entdeckung. Er war eigentlich nur Verweser des Reichs; die Krone gebührte dem, bei dem Tode seines Vaters noch minderjährigen Sohne Tayco-Samas. Da er aber entschlossen war, diesen zu verdrängen und sich selbst des Thrones zu bemächtigen, so besorgte er, die Christen möchten den Prinzen unterstützen. Um dieß zu verhindern, schickte er unverzüglich die aufgefangenen Briefe an alle Unterkönige und Statthalter der Provinzen, bezeichnete die Christen als

Feinde des Staats, und ermahnte jene, durch die strengsten Maaßregeln den gefährlichen Unternehmungen der letztern zuvorzukommen.

In der Landschaft Arima herrschte damals Suchondono, ein unmenschlicher Tyrann, der sich auf der Leiche seines von ihm ermordeten Vaters auf den Thron geschwungen hatte. Für seine mit Blut befleckte Krone besorgt, glaubte er in der Gunst des mächtigen Cubo-Sama die beste Stütze seines wankenden Thrones zu finden. Der Greuel der Verwüstung nahm also in Arima seinen Anfang. In keinem Theile Japans gab es so viele Christen, wie hier, denn Suchondono's beide Vorfahren waren Christen gewesen, und unter ihrer Regierung hatte sich daher die Anzahl der christlichen Gemeinden und Kirchen ausserordentlich vermehrt. Um sich dem Cubo-Sama gefällig zu machen, fieng er damit an, daß er selbst vom Christenthume abfiel, seine eben so junge und schöne, als tugendhafte Gemahlin, welche in der Taufe den Namen Julie erhalten hatte, verstieß, sie auf eine öde Insel verbannte, und durch ein Edict die Verehrung der alten Götter des Landes bei Todesstrafe befahl. Dieser Befehl blieb aber ohne Wirkung. Der Tyrann beschloß daher, seinem Edict durch einige blutige Beispiele Gehorsam zu verschaffen. Er ließ also zwei seiner vornehmsten Höflinge vor sich kommen, und befahl ihnen, in seiner Gegenwart den Göttern zu opfern.

„Ein redlicher Krieger, war die Antwort, verläßt nie die Fahne, welcher er einmal gefolgt ist. Schon seit mehreren Jahren folgen wir der Fahne Jesu, wie du wohl weißt, o König, und daß wir den Tod nicht fürchten, ist dir nicht minder bekannt.“ Schon am folgenden Tage wurden beide, samt ihrer ganzen Familie, worunter Kinder von zehn bis zwölf Jahren waren, hingerichtet. Zwar noch nicht durch den Scharfrichter, sondern, nach japanischer Sitte, von einigen ihrer Freunde oder Bekannten. Den Einen ließ der Gouverneur zur Mittagstafel bitten, sprach mit ihm anfangs von gleichgültigen Dingen, und erzählte ihm hierauf, daß er vom Könige einen trefflich gearbeiteten Säbel zum Geschenk erhalten habe. Dann befahl er, denselben herzubringen, um ihn seinem Gaste zeigen zu können. Dieser zog den Säbel aus der Scheide, betrachtete ihn einige Augenblicke, und sagte dann lächelnd zu dem Gouverneur: „Führwahr, eine herrliche Klinge, und, wie mir deucht, vollkommen dazu geeignet, das Gericht, so du mir vorsetzen willst, recht schmackhaft zuzubereiten.“ Stillschweigend nahm der Gouverneur den Säbel zurück, und als der Christ zufällig seinen Blick auf einen andern Gegenstand heftete, versetzte er ihm mit voller Kraft einen Hieb auf den Kopf, wovon er sogleich todt zur Erde sank. Ungefähr auf gleiche Weise ward auch der Andere hingerichtet.

Als die erste Nachricht von dieser neu beginnenden Verfolgung kundbar ward, liefen alle in den umliegenden Gegenden wohnende Christen schaarenweise herbei. Der große Zusammenlauf, denn man zählte ihrer bei zwölf bis fünfzehn tausend, schreckte anfänglich die Regierung. Als man aber sah, daß sie ohne Waffen waren, und, christliche Hymnen singend, in Processionen einherzogen, verschwand jede Besorgniß. Man fand jedoch für rathsam, sie einstweilen noch in Ruhe zu lassen, und die Hinrichtungen beschränkten sich für jetzt auf die ersten und angesehensten Familien der Residenz.

Was der Cubo-Sama nicht ohne Grund befürchtet hatte, war indessen eingetreten. Der nunmehr volljährige kaiserliche Prinz, einer in völlige Knechtschaft ausartenden Vormundschaft überdrüssig, hatte sich heimlich vom Hofe entfernt, und ein Heer von vierzehn tausend Christen um sich versammelt. Aber der staatskluge, auf diesen Fall schon vorbereitete Thronräuber war mit einem viermal stärkeren Heere demselben entgegen geeilt. Eine fürchterliche Schlacht begann, und die Uebermacht siegte. Mit beispielloser Tapferkeit kämpfte das kleine Christenheer, und nur mit dem Tode des letzten Soldaten hatte das blutige Treffen ein Ende. Der rechtmäßige Thronerbe war nun todt, mithin der Thronräuber wirklicher Kaiser von ganz Japan. Hatten die Unterkönige schon vorher um die Gunst

des mächtigen Cubo-Sama gebuhlt, so eilten sie nun alle dem noch mächtigeren, mit Sieg gekrönten Kaiser, durch eine allgemeine Christenverfolgung, ihre Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu bezeugen. Alle Hauptstädte Japans, vorzüglich aber Meaco, Nangasacki, Arima und Omura wurden nun der Schauplatz gräßlicher Mordscenen.

Die gewöhnlichen Todesstrafen schienen den Verfolgern zu gelinde. Die schuldlosen Schlachtopfer, ganz entblößt, an den Armen aufzuhängen, dieselben mit Ruthen, Riemen und Skorpionen so lange zu geißeln, bis die Haut lappenweise herabfiel; hierauf mit eisernen Krallen sie zu zerfleischen, mit Pechfakkeln an den empfindlichsten Theilen ihres Körpers zu brennen, alle Zähne ihnen auszubrechen, alle Nägel von Händen und Füßen zu reißen — kurz alles was die Wuth heidnischer Kaiser gegen die ersten Christen quaalvolles ersonnen hatte, ward auf das neue auch hier wieder angewendet, und vermochte dennoch nicht, die Grausamkeit dieser Wüthe-riche zu befriedigen. Belohnungen wurden dem verheissen, der neue Quaalen entdeckte, neue Martern erfände. Vorzüglich übte sich hierin die Erfindungskunst des Unterkönigs von Nangasacki. Unter seinen kannibalischen Erfindungen bezeichneten sich besonders folgende zwei aus.

Der Name dieser neuersonnenen Todesarten war die Martergrube und die Wasserfolter. Man

machte eine Grube, ohngefähr fünfzehn Schuhe tief, welche bis auf die Höhe von sechs Schuh mit schlammigen, den pestilenzialischsten Gestank ausdünstenden Materien angefüllt war. Der Verurtheilte ward alsdann an einen Pfahl befestigt; man unterband ihm alle Hauptadern, damit der Kreislauf des Blutes so viel möglich gehemmt wurde. Hierauf ward er in die Grube gesenkt, und zwar so, daß der Kopf in die Tiefe und die Füße in der Höhe waren. Ueber den Kopf ragte der Pfahl eben so viele Schuhe hervor, als nöthig war, um denselben in den Pfuhl zu befestigen, ohne doch jenen mit in den Schlamm hinein zu ziehen. Um zu verhindern, daß das durch die natürlichen Oeffnungen hervorströmende Blut ihn nicht erstickte, und folglich seinem namenlosen Leiden ein Ende machte, ward ihm vorher zur Ader gelassen. Auch durch einen Kreutzschnitt am Kopfe suchte man dem Blut einen Abfluß zu verschaffen, welcher ohnehin, wegen des starken Unterbindens der Adern, nur langsam und oft blos tropfenweis geschah. Die Quaalen, die der Gepeinigte ausstehen mußte, gehen über alle Beschreibung. Schon der verpestete, beißende Gestank verursachte einen äusserst schmerzhaften, mit furchtbaren Quaalen und Zuckungen verbundenen, unnatürlichen Nervenreitz. Eine alles verzehrende Gluth wüthete in den Eingeweiden; grenzenlose Schmerzen folterten und zerrissen alle Fiebern und Nerven, alle Glieder und

Theile des in die widernatürlichste, grausamste Spannung versetzten Körpers. Unter dem Frohlocken der Hölle ward der Märtyrer von Zeit zu Zeit aus der Grube herausgezogen, ihm sogar stärkende Arzney gegeben, blos um seine Marter desto sicherer ihm zu verlängern. Von einem halben Tage zum andern mußten die Henkersknechte sich ablösen, und so geschah es, daß der auf diese Art Gemarterte nicht selten eines, zwölf bis vierzehn Tage und Nächte anhaltenden schaudervollen Todes starb.

Die Wasserfolter gab der Martergrube wenig, oder gar nichts nach. Dem, welcher hiezu verurtheilt war, wurden, nachdem man ihn vorher völlig entkleidet hatte, Hände und Füße gebunden. Dann ward ihm ein Trichter in den Mund gesteckt, und durch diesen, jedoch nur nach und nach, so lange Wasser eingegossen, bis der ganze Leib völlig davon angeschwollen war. Man streckte ihn alsdann auf die Erde, befestigte ihn, mittelst kleiner Pfähle, an dieselbe, und legte ihm auf den Leib ein starkes Brett, worauf einige rüstige Schindersknechte so lange herum sprangen, bis der Unglückliche alles Wasser, nebst einem Strom von Blut, von sich gegeben hatte. Wenn dieses vorbei war, so wurde das teuflische Spiel wieder von neuem angefangen. Da man jedoch merkte, daß der Märtprer schon bei der vierten Wiederholung den Geist aufgab, so ließ man längere Pausen eintreten, gab ihm in denselben einige Herz-

stärkungen, und brachte es dahin, daß man das bejammernswerthe Schlachtopfer mehrere Tage nach einander quälen, martern und eines vervielfältigten Todes sterben lassen konnte.

Ward nun auch in den andern Provinzen nicht mit der nämlichen raffinirten Grausamkeit gegen die Christen verfahren, so wurden dieselben dennoch nicht minder heftig überall verfolgt. Abtheilungen des kaiserlichen Heeres gegen vier bis sechs tausend Mann stark, durchzogen nach allen Richtungen das Reich, und, wer sich zum Christenthum bekannte, oder den Göttern Xaca und Amôda nicht opfern wollte, ward, ohne weitere gerichtliche Proceduren, entweder an das Kreuz geheftet, oder bei langsamem Feuer lebendig verbrannt.

Diese beispiellos blutige Verfolgung, welche 1615. ihren Anfang nahm, wüthete bis zum Jahre 1638. ununterbrochen fort. Gegen zwei Millionen japanischer Christen wurden hingewürgt, und mit diesen über hundert und fünfzig Jesuiten. Der Heldenmuth, mit welchem die Verfolgten den Tod erlitten, war bewundernswürdig. Man gab sich zwar alle Mühe, besonders im Anfange der Verfolgung, die Christen zum Abfalle zu bewegen. Alles, was Liebe zum Leben erregen, demselben einen Reitz, und dem irdischen Daseyn einen Werth geben kann, ward ihnen auf's freigiebigste verheissen, wenn sie Christum verläugnen, und den Götzen ein Opfer bringen woll-

ten. Aber die Kraft der Religion siegte über alle Lockungen der Sinnlichkeit. Selbst bei dem schwächern Geschlechte, ja sogar bei dem zartesten Kindesalter, vermochten Schmeicheleyen und blendende Versprechungen eben so wenig, als die furchtbarsten Drohungen ihrer Peiniger. Man könnte ganze Bände füllen mit Erzählungen von der Standhaftigkeit, mit welcher die Christen den Tod erlitten. Nur ein paar Beispiele hievon.

Gleich in den ersten Tagen der Verfolgung wurden in Arima mehrere der vornehmsten Familien des Christenthums wegen eingezogen, und zum Feuertode verurtheilt. Der Tag ihrer Hinrichtung war der nämliche, an welchem, auf das Gerücht einer neuen Verfolgung, alle in der umliegenden Gegend von Arima wohnenden Christen schaarenweis in die Hauptstadt einzogen, um als furchtlose und muthige Zeugen der Wahrheit das Bekenntniß ihres Glaubens vor ihren heidnischen Obrigkeiten abzulegen. Unter den Verurtheilten befand sich auch eine Mutter mit ihren beiden Kindern; das eine war ein holder Knabe, das andere ein wahrer Engel von einem Mädchen; jener hatte kaum eilf Jahre, diese stand in der Blüthenzeit ihres Lebens, im sechzehnten Jahre ihres Alters. Alle wurden an Pfähle, jedoch nur mit Stricken aus Weiden geflochten, ganz nachläßig befestigt, so daß jeder, sobald er wollte, sich seiner leichte Bande entledigen konnte.

In einer Entfernung von ohngefähr drei Schuh von den Pfählen ward das Feuer angelegt. Zahlreiche Wachen umgaben den Kreis, und führten Werkzeuge mit sich, um jedem von den Verurtheilten, welcher dem Christenthume zu entsagen sich entschließen würde, sogleich einen Weg durch die Flammen zu öffnen. Alle in die Stadt gekommene Christen drängten sich haufenweise herbei, um den Bekennern Muth einzusprechen. Von allen Seiten loderten schon einige Zeit die Flammen, als man bemerkte, daß der eilfjährige Knabe sich seiner leicht geschlungenen Bande zu entledigen suchte. Ein Geschrei des Entsetzens erhob sich unter den umstehenden Christen; man fürchtete, die Schwäche seines Alters möchte den Kampf nicht bestehen. Das Kind wandte sich aber zu seiner Mutter, gieng durch die Flammen auf sie zu, und umschlang sie mit seinen zarten Armen. Tröstend ruhte der Blick der Mutter auf dem Kinde; noch wenige Augenblicke, und vereint sanken beide todt auf die glühende Erde nieder. Nicht ferne davon stand die Tochter. Das Auge gen Himmel gerichtet, ihr Geist der Erde schon entschwunden; man wußte nicht, ob sie todt oder noch am Leben sey. Plötzlich neigt sie sich zur Erde, sammelt einige glühende Kohlen, legt sich dieselben in Form einer Krone auf das Haupt, richtet sich alsdann wieder auf, heftet noch einmal den Blick gen Himmel, und sinkt wenige Augenblicke darauf todt nieder.

In Nangasacki hatte man eine eben so junge und schöne, als angesehene Matrone, ebenfalls weil sie eine Christin war, eingezogen. Da sie einer der vornehmsten Familien des Königreichs angehörte, so war man entschlossen, alles mögliche zu versuchen, um sie am Leben zu erhalten, wenn sie anders den Göttern des Landes zu opfern sich bequemen würde. Sie war Mutter von zwei Kindern; das eine, erst wenige Monate alt, lag noch an der mütterlichen Brust, und war der Liebling ihrer Seele. Man kannte ihre grenzenlose Zärtlichkeit zu ihren Kindern; auf diesem Wege glaubte man also am sichersten ihre Standhaftigkeit erschüttern zu können. Alle Versprechungen, alle Vorspieglungen von künftigem Glück, von künftiger Größe ihrer Kinder, blieben indessen ohne Wirkung. Nun schien es Zeit, zu härtern Versuchen zu schreiten. Sie ward also völlig entkleidet, an den Armen aufgehangen, und ihr säugendes Kind an ihren Füßen befestigt. Unbarmherzig wurde jetzt mit Ruthen und Riemen das zarte, im Ueberfluß erzogene, und an Schonung jeder Art gewohnte Weib zerfetzt, und bei jedem Geißelhiebe noch bedroht, daß, wofern sie sich noch länger weigere, den Göttern zu opfern, man sogleich auf ähnliche Weise auch ihr Kind zerfleischen würde. In dieser schrecklichen Lage ließ man sie drei Stunden. Als sie wieder herabgenommen war, grief sie sogleich nach ihrem Kinde, um es an ihrem Busen

zu erwärmen, aber da es mitten im Winter war, so versagte die vor Kälte erstarrte Brust dem Säugling die gewöhnte Nahrung. Nun ließ man ihr zwei Tage Bedenkzeit. Kaum war diese kurze Frist verflossen, als die Peiniger sich wieder einstellten. Ein Blick kalter Verachtung war alles, was sie auf ihre Lockungen, wie auf ihre Drohungen, antwortete. Jetzt ward der zarte Sprösling aus ihren Armen gerissen, ihr selbst ein eisernes Halsband angelegt, und sie, gleich einem Stück Vieh, in einem Pferdestall angebunden. Hier, unter wilden Rossen, ein Gegenstand des Spottes rohen Stallgesindels, durchlebte die Dulderin drei ganze Monate, bei kärglicher Kost und unter Mißhandlungen jeder Art. Als nach dieser Prüfung ihre Standhaftigkeit noch nicht gebrochen war, ward noch mancherlei anderes Bubenstück an ihr verübt. Beschämt und entrüstet, sich von einem Weibe überwunden zu sehen, brachten die Kannibalen sie endlich auf den zu solchen Hinrichtungen bestimmten Platz in Nangasacki, banden sie an einen Pfahl, zerschmetterten ihr jüngstes Kind unter ihren Augen an einen Stein, legten dann Feuer um sie her, und ließen sie mit ihrem ältesten Knaben, bei langsamer Gluth, lebendig verbrennen.

Als gleichsam die erste Generation der Christenheit in Japan hingemordet war, ward die Heerde zerstreut, und viele der Ueberlebenden verleugneten

ihren Glauben. Das zärtere Geschlecht machte den Anfang, bald folgten die Männer, und diese in noch größerer Menge als jene. Um das Christenthum gänzlich auszurotten, und demselben auch für die Zukunft alle Thore und Eingänge Japans zu versperren, verordnete Topogue-Sama, Sohn und Nachfolger des Thronräubers und der blutdürstigste aller Christenverfolger, daß alle Japaner ohne Ausnahme, als einen Beweis ihres Hasses gegen das Christenthum, ein Götzenbild auf der Brust tragen sollten. Ausserdem ward allen Gouverneurs der Städte und Provinzen befohlen, zu verschiedenen Zeiten im Jahre, allgemeine Hausuchungen anzustellen, und bei dieser Gelegenheit jeden, ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts aufzufodern, zur Beurtheilung seiner Anhänglichkeit an die Landesreligion, das Bild des Gekreutzigten und der Maria mit Füßen zu treten. Aehnliche Befehle wurden an alle Aufseher der Häfen erlassen, und diesen bei Todesstrafe untersagt, irgend ein Schiff einlaufen zu lassen, bevor nicht die sämmtliche Schiffsmannschaft, der vorgeschriebenen Ceremonie sich zu unterwerfen, versprochen hätte. Diese Verordnung des Tyrannen hatte zur Folge, daß man gleich in dem nächsten Jahre darauf noch sieben und dreissig tausend Christen entdeckte. Alle wurden erbarmungslos hingewürgt, und diese letzte Mordscene war dann nun auch die schreckliche Endkatastrophe, mit welcher

die Geschichte des Christenthums in Japan sich schloß. Es wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte nieder gesetzt, welche über den Glauben jeder Familie, ja jedes Einzelnen wachen, und ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuren sollten.

Die Zahl derer, welche während der vierzig jährigen Verfolgungen des Leben verloren, beläuft sich auf mehrere Millionen. Seit dieser Zeit war kein Land der Erde für Einwohner und Fremdlinge so sehr gesperrt, als Japan. Man beschloß, durchaus keinen andern Ausländer zu dulden, als Chinesen und Holländer. Die letztern waren freilich auch Christen; man beruhigte sich aber mit ihrer Versicherung, daß sie — die holländische Religion hätten. Indessen mußten sie sich die drückendsten Einschränkungen gefallen lassen, durften nur an einer einzigen Insel landen, und nur unter strenger Aufsicht in die Stadt kommen. Dafür ziehen sie aber aus dem japanischen Handel einen Vortheil, die sich jährlich auf 4 bis 500,000 Gulden beläuft.

Fürchterliche Pest

und andere Plagen des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Pest, diese entsetzliche Geißel unserer Vorfahren, die wir in Teutschland nur noch dem Namen nach kennen, richtete in unserm Vaterlande niemals größere Verheerungen an, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Damals gieng der Engel des Todes, im schwarzen Leichengewande gehüllt, schrecklich feierlich unter den Menschen einher. Aus seinen tiefliegenden Augen starrte jedem Vernichtung entgegen, und es war eine völlige Unmöglichkeit, ihm zu entfliehen. Sein in Flor gewundener eiserner Scepter hielt jeden fest, den er berührte, unterdrückte jede Kraft, die gegen ihn streben wollte. Alles Leben erstarb unter seinen Tritten. Ueberall, wo er erschien, streute er Todessaamen aus, der schnell wucherte, Gottesäcker bevölkerte, und Dörfer, Flecken und Städte verödete. Angehaucht von seinem giftigen Odem, welkten vor ihm Schaaren von Lebendigen dahin, und hinter ihm folgten die Leichen zu Tausenden. Das Gleichgewicht unter den Gebohrnen und Sterbenden war verrückt. Alle andere menschliche Angelegenheiten hatten ihr Interesse verloren. Nur Vorbereitung, Anschickung zum

Tode, zum unvermeidlichen Tode, war einzig und allein an der Tagesordnung, und Furcht die einzige herrschende Empfindung der Gemüther.

Ehe diese Pest Deutschland mit einer so schrecklich zerstörenden Gewalt heimsuchte, hatte sie schon zwey Jahre vorher im Morgenlande gewüthet. Als Ursache davon werden von den Zeitgenossen die pestilenzialischen Ausdünstungen eines unermeßlichen Heers verwesender Heuschrecken angegeben, die, anfangs vom Winde in die See getrieben, von der See wieder an's Land geworfen, die Luft so inficirten, daß eine Seuche daraus entstand, die ihre schwarzen Flügel immer weiter ausdehnte, und alles Leben unter ihnen verschlang. Dieß Gift kam, gleich einem starken Nebel am Himmel, von Osten hergezogen, und senkte sich anfangs in Italien, wo es dermassen aufräumte, daß man allein zu Florenz sechzig tausend Leichen zählte; auf dem Lande aber fast kein Mensch am Leben blieb.

Aus Italien wälzte sich das fürchterliche Uebel, ohne auf dem weitem Strich durch seine Aushauchungen vermindert zu werden, nach Deutschland, wo es gleichsam mit neuer Kraft wirkte. Zu Basel begrub man vierzehn tausend Menschen; von dem Eschheimerthore an bis zum Rheinthore überlebten nur sechs Eheleute diese Pest. Lübeck, welches so volkreich geworden war, daß man schon Anstalten zur Erweiterung der Stadt getroffen hatte, wurde

um neunzig tausend Menschen vermindert, daß es der Erweiterung nicht mehr bedurfte. Denn allein in zwei heissen Tagen des Monats August starben fünfzehn hundert. Zu Erfurt wollten die Kirchhöfe nicht mehr hinreichen, um die Leichen, die sich mit jeder Stunde häuften, aufzunehmen. Man legte daher immer zwei bis drei in Ein Grab. Da nun die, durch die vielen übelriechenden Leichen angesteckte Luft, das Uebel immer weiter verbreitete, so machte der Stadtrath, auf Vorstellung der Aerzte, die Anordnung, daß keine Todten mehr in der Stadt begraben werden durften. Man warf daher eilf geräumige Gruben auf, und zwar in einer abgelegenen Gegend ausserhalb der Stadt. Täglich sammelten drei bis vier zweispännige Wägen die auf den Gottesäckern und Straßen liegenden Todten, und die Zahl derer, die von Jacobitag bis auf Mariä Reinigung auf diese Art aus der Stadt geschafft wurden, belief sich auf zwölf tausend. Die Zahl der Verstorbenen überhaupt würde dadurch noch vergrössert werden, wenn man diejenigen wüßte, welche heimlich begraben wurden.

Wie in den genannten Städten, so in vielen andern! Ueberall eine Verwüstung, wovon die frühere Geschichte kein Beispiel aufstellt. In Magdeburg waren Tag und Nacht zwei Karren und ein Wagen in ununterbrochener Bewegung, um die Todten nach Rottersdorf, in zwei große Gruben, zu

bringen. Die Geistlichen des dasigen ehemaligen Augustinerklosters erhielten im Jahr eintausend dreihundert und fünfzig, nicht weniger als siebenhundert und zwanzig Manns- und Frauenkleider zum Seelengeräthe. Von Tausenden, die bei Gelegenheit eines in diesem Jahre von Pabst Clemens ausgeschriebenen Jubelfestes nach Rom wallfahrteten, um an der Wohlthat des allgemeinen Ablasses Theil zu nehmen, durch den sie, wie durch einen Talisman, den Tod von sich zu verscheuchen hofften, kamen immer nur zehn wieder in die Heimath zurück. Unter den Barfüßermönchen allein räumte die Pest so auf, daß binnen drei Jahren schon über hundert und vier und zwanzig tausend Geistliche dieses Ordens starben. Eine so ungeheure Zahl aus den Mitgliedern eines einzigen Ordens wird vielleicht nur dadurch erklärlich, daß die gewöhnlich gutgenährten Leiber dieser Herren auch viele unreine Säfte mit sich führten, die sie empfänglicher für den Peststoff machten.

Die schrecklichen Verheerungen der Seuche, unter deren Sichel die Menschen, wie die reifen Halme unter den Sensen der Schnitter, hinsanken, die, statt vermindert zu werden, immer noch wüthender wurde, veranlaßten natürlich die traurigsten Familienscenen. Eheleute, Nachbarn, Geschwister, Freunde, Eltern und Kinder nahmen mit Thränen von einander Abschied. Jeder sah mit Grausen dem

nahen Augenblicke entgegen, in dem der eingeathmete Todesstoff auch bei ihm ausbrechen, auch ihn auf's Lager werfen, und der Vernichtung überliefern würde. Niemand hielt sich auch nur eine Stunde dagegen gesichert. Wohlhabende wanderten aus den Städten, in denen häufige Todesfälle den Ausbruch der Pest ankündigten. Doch entgiengen sie der Gefahr der Ansteckung nicht, weil ihnen der Todesengel überall nachfolgte, und fast keine Stadt verschont blieb.

Wenn man bedenkt, daß die so allgemein gewordene Pest durch Mangel an guten Medicinalanstalten, durch Verbreitung und Vermehrung ihres Stoffs, durch so unzählige Leichen, deren täglich eine zu große Menge eingescharrt wurde, als daß man immer und überall die nöthigen Sicherheitsregeln dabei beobachten konnte oder wollte, immer noch einheimischer werden mußte, so darf es nicht Wunder nehmen, daß sie drei ganze Jahre wüthete, und über die Hälfte der Menschen wegraffte. Sie war theils ruhrartig, theils bestand sie in einem wilden Feuer, welches schnell zum Tode, und nach dem Tode schnell zur Verwesung wirkte. Der Geist der Zeit erwartete in dieser Noth die meiste Hülfe von ausserordentlichen Bußübungen. Allein es ward für nothwendig erachtet, diese Bußübungen weit härter einzurichten, als gewöhnlich, weil die Gottheit ihren Zorn auch auf eine strengere Weise kund that. So

gesellte sich zu den bisherigen Unglücksfällen eine moralische, nicht weniger verderbliche Seuche.

Es stund nämlich um diese Zeit eine besondere Art von Religionsschwärmern auf, die von ihrem Hauptgeschäfte, sich zu geißelen, Geißler genannt wurden. Ihr Aufzug war eben so sonderbar als unverschämt. Hüte mit rothen Kreuzen hiengen ihnen dergestalt über die Augen herab, daß sie fast allen Zugang des Lichts versperrten. Mit einer Geißel von Drath, an der fein gespitzte Spörnchen hiengen, zerfleischten sie sich den, von der Schulter bis auf den Hintern entblößten Rücken, so unbarmherzig, daß das Blut in Strömen zur Erde floß. Dabei warfen sie sich zur Erde, und schrieen:

Trettet herzu, wer büßen wölle:
Der Teufel ist ein böser Geselle.

Unter dem Deckmantel der äusserlichen Frömmigkeit und strenger Buße übten aber diese Geißelbrüder insgeheim Diebstahl, Unzucht und andere Laster. Ihr Anzug machte auf die Sinne des gemeinen Mannes einen so lebhaften Eindruck, daß sich immer mehrere von dieser Raserey hinreissen ließen. Man sah derselben in Thüringen oft mehrere tausend versammelt. In manchen Provinzen blieb keine Stadt, kein Flecken und kein Dorf von dieser neuen Art von Religionsschwärmerey frei. Ihren Untergang bereiteten sich aber die Geißler selbst, indem sie den Geistlichen in's Amt griefen, und sogar

solche Sünden vergaben, von welchen nur die Päbste lossprechen konnten. Der heilige Vater donnerte daher mit dem Banne gegen sie los, und empfahl der ganzen Christenheit ihre Ausrottung. So fanden es allmählich immer wenigere rathsam, die Geißler zu spielen.

Ein anderes Ungemach, das aus der Pest hervorgieng, und viele Tausende ins Todtenreich sandte, war — die Verfolgung der Juden, welche man für die eigentlichen Urheber des schrecklichen Menschensterbens ausgab. Diese grundlose Meinung nährten besonders die christlichen Kaufleute, welche der glückliche Wuchergeist der unermüdeten Nachkommen Abrahams schon seit langer Zeit auf das bitterste gekränkt hatte. Sie freuten sich daher der guten Gelegenheit, sich an ihnen rächen zu können. Zum Unglück für die Juden standen aber nicht allein Kaufleute, sondern auch andere Personen mit ihnen in unangenehmen Verhältnissen. Manche Christen, Herren und Knechte, Bürger und Bauern, waren den Juden, den reichsten Kapitalisten ihrer Zeit, große Summen schuldig, und mußten deswegen allerlei Bedrückungen von ihnen ausstehen. So hatten sich die Juden einen fast allgemeinen Haß zugezogen. Der Einfall eines ihrer Feinde, daß sie durch Vergiftung der Brunnen und Heeringe an dem großen Menschensterben Ursache gewesen wären, fand deswegen den schleunigsten Beifall, und die durch

Leidenschaft verstärkte Verblendung gieng so weit, daß man sogar viele mit Gift angefüllte Säcke in Quellen und Brunnen gefunden haben wollte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch ganz Europa die Nachricht, daß zu Basel einige verhaftete Juden ein solches Geständniß auf der Folterbank abgelegt hätten. Sofort wurden alle Brunnen verschlossen, die Eimer abgenommen, und das nöthige Wasser aus Bächen und Flüssen geholt. An vielen Orten ließen wohlhabende Bürger ihre alten Brunnen verschütten, und neue in den Häusern selbst graben und ausmauren, um sie den künftig zu befürchtenden Vergiftungen unzugänglich zu machen. Zugleich wurde aber auch den Hebräern ein Vernichtungskrieg angekündiget, der in den blutigsten Auftritten zu Basel und Strasburg seinen Anfang nahm, und von diesen Städten aus sich immer weiter fortwälzte. Eine Stadt folgte darin dem Beispiel der andern.

Die Menschheit schaudert über die Grausamkeiten, welche diejenigen, die sich Christen nannten, an den Juden verübten. Die Unglücklichen wurden plötzlich überfallen, in scheußliche Gefängnisse gelegt, und auf die Tortur gebracht. Von Schmerzen überwältiget, gestanden denn Einige, was man haben wollte, und nun wurde die ganze Judenschaft des Verbrechens für geständig und überführt geachtet. Sie wurden verbrannt, gerädert und der Pöbel, dessen Wuth gegen die unglückliche Nation keine Gren-

zen kannte, brachte ihrer selbst eine große Menge auf mancherlei Art um. In Strasburg wurden deren auf einem Kirchhofe, an einem Tage, zwei tausend niedergemetzelt, und der dasige Burgermeister Peter Schwerber wurde, weil er die Juden für unschuldig hielt, und sie gegen die Wuth des Pöbels zu schützen suchte, aus der Stadt verwiesen. In Speier sperrten sich die Juden, um der Grausamkeit des aufgebrachten Pöbels zu entgehen, in ihre Häuser ein, steckten diese in Brand, und endeten ihr Leben lieber in den Flammen, als daß sie sich von dem wüthenden Volke verstümmeln, und langsam zu Tode martern liesen. Demohngeachtet lagen noch die Gassen voll ermordeter Juden, die dem wilden Haufen in die Hände gefallen waren. Um sie los zu werden, spündete man sie in leere Weinfässer, und warf sie in den Rhein. Zu Basel wurden alle anwesende Juden auf eine Rheininsel deportirt, in ein zu dieser Absicht aufgerichtetes Haus eingesperrt, und mit demselben den Flammen übergeben. Mainz röstete seine Juden so arg, daß das Blei in den Kirchenfenstern, und sogar eine große Glocke im St Quintins-Thurme durch das Feuer ausschmolz. Zu Erfurt wurden hundert Juden gleich auf der Stelle todtgeschlagen, und über drei tausend, die sich in ihre Häuser gerettet, und Thüren und Zugänge verrammelt hatten, wurden ein Raub des Feuers, welches der stürmende Pöbel

ansteckte. An andern Orten warf man die Unglücklichen in eben den Giftsäcken, die man in den Brunnen gefunden haben wollte, in's Wasser. Kurz, es blieb kein Mittel ungebraucht, die verhaßten Juden aus der Welt zu schaffen, und der Pöbel mordete sie, ohne sich um Schuld oder Unschuld zu bekümmern.

Ohne Zweifel hatte der Fanatismus einen grossen Antheil an den Greueln, die an den Juden verübt wurden. Denn der Umstand, daß die Pest auch Asien und Afrika durchstrich, und an solchen Orten wüthete, wo fast niemals ein Jude hinkam, sprach kräftig für ihre Unschuld. Daher traten neben ihren Verfolgern auch mächtige Vertheidiger für sie auf, die jedoch nicht so durchzudringen vermochten, wie sie es wohl wünschten. Herzog Albrecht von Oesterreich wollte unter andern vierhundert und dreißig hart bedrängte Juden aus Kiburg in Schutz nehmen. Allein die Stadt widersetzte sich diesem menschenfreundlichen Beginnen, und drohte, die Juden selbst zu bestrafen, wenn er ihre Bestrafung nicht übernähme. Der Churfürst von Mainz söhnte sich mit der Stadt Erfurt nicht eher wieder aus, als bis sie sich zur Bezahlung der Abgabe verbindlich machte, welche die Juden entrichtet hatten. Der Pfalzgraf Ruprecht am Rhein, und mehrere Fürsten benutzten diese jüdische Verfolgung zu ersprieslichen Spekulationen, und nahmen

die Verfolgten gegen ein bedeutendes Schutzgeld auf. Allein die benachbarten Fürsten sahen so scheel dazu, daß sie ihres Gewinns auch nicht froh werden konnten, indem sie den größern Theil desselben auf Waffenrüstungen wenden mußten.

Mit dem Jahre 1351. hörte endlich die Pest auf, die vom Jahre 1348. an gewüthet hatte, und mit ihr auch die grenzenlose Verfolgung derer, denen man sie Schuld gab. Der niedergebeugte Muth der Menschen lebte wieder in dem Maaße auf, als die Leichenbegängnisse sich verminderten. Nur erst nach beendigter Seuche fieng das bürgerliche Leben wieder den gewöhnlichen Gang an, der bisher so schrecklich gehemmt gewesen war.

Originelle Art,

ein verlornes Fürstenthum wieder zu erlangen.

Johann der Erste, Fürst von Anhalt-Zerbst, starb im Jahre 1380. zu Palästina, wohin ihn, einigen Gerüchten zu folge, nicht nur ein heiliger Eifer, sondern auch — eine böse Frau getrieben hatte, eine Prinzessin von Henneberg, Elisabeth mit Namen, deren zänkische Gemüthsart sogar in Volkssprüchwörter übergieng. Die beiden Söhne des Verstorbenen, Siegmund der Erste und Albrecht

der Dritte, regierten einige Jahre hindurch gemeinschaftlich, und theilten dann ihre Länder. Siegmund erhielt die Ländereyen jenseits der Elbe, und, als Aeltester, die Stadt Zerbst. Der diesseitige Theil, Dessau, Köthen ꝛc. fiel Albrechten zu.

Siegmunds Regierung zog Vieler Augen auf sich. Sein Hof galt für einen der glänzendsten in damaligen Zeiten. Er stiftete einen Orden, der sich nicht auf kriegerische Thaten bezog, sondern die Beförderung des Ackerbaues zum Zwecke hatte, und der älteste dieser Art in ganz Teutschland war. Er unterhielt stets eine ansehnliche Mannschaft, die man fast als eine stehende Miliz betrachten durfte. Er war der Gemahl der schönsten Sächsin seiner Zeit, Brigitta von Querfurt; er zeugte mit ihr fünf Töchter und sechs Söhne. Mit dem Erzbischoffe von Magdeburg führte er blutige, geldversplitternde Kriege. Er war freigebig, liebte Glanz und Pracht, hielt fest über sein Ansehen, und blieb — ohne Schulden.

Aus diesen Angaben erhellet, daß er kein Mann und kein Fürst von alltäglichem Geiste seyn konnte. Als er starb, lebten noch viere von seinen Prinzen; alle waren minderjährig, der Aelteste noch nicht sechs Jahre alt. Der Krieg mit Magdeburg dauerte noch fort, die Staaten des Fürsten von Anhalt waren oft verwüstet, und sehr entvölkert worden.

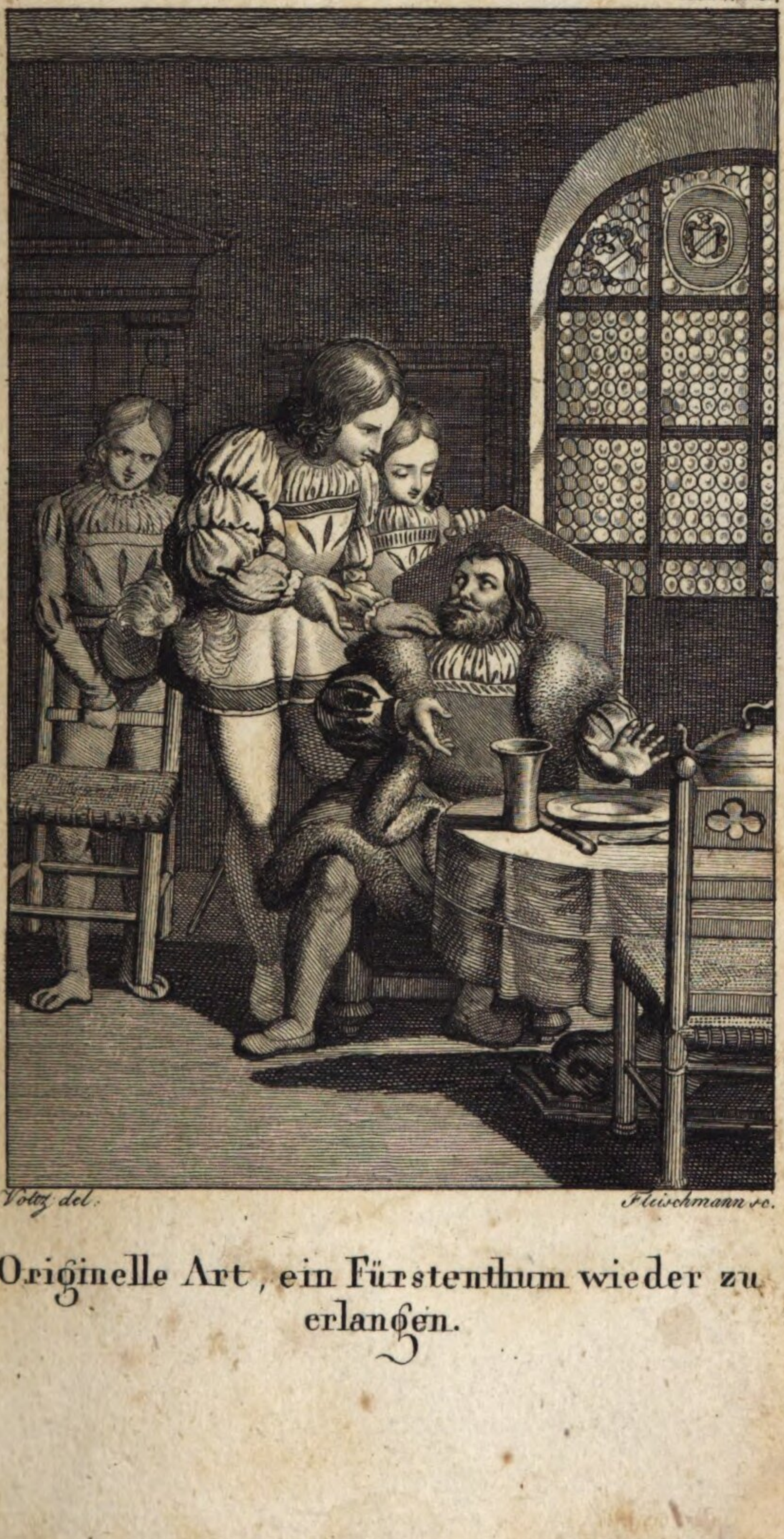
Alles dieses gab den fürstlichen Waisen eine trübe Aussicht. Doch ihre größte Gefahr, ihre höchste

Bekümmerniß kam von einem Manne her, der, als ihr nächster Blutsverwandter und anmaßlicher Vormund, eigentlich ihr Beschützer, nicht ihr Gegner hätte seyn sollen — von Fürst Albrecht dem Dritten. Ihm, wie oben bemerkt worden, war das Land zwischen der Elbe und Saale zugefallen. Jetzt verlangte er auch das Gebiet und die Stadt Zerbst, unter dem Vorwande: daß diese stets dem Aeltesten des Hauses gehörten. Er wußte seine Anerkennung beim Rathe von Zerbst durchzusetzen, und zog endlich das ganze Land dergestalt an sich, daß der Wittwe Siegmunds blos noch Koswig, als ihr Wittwensitz, den Söhnen Siegmunds aber nichts mehr übrig blieb.

Eine solche Gewaltthätigkeit fand zwar viele Tadler, aber nirgends zeigte sich ein Helfer. Der älteste von Siegmunds Söhnen, Waldemar, kam auf die erste Nachricht von des Vaters Tode aus Oesterreich, wo er sich eben damals befand, nach Zerbst zurück. Vergebens wandte er sich aber mit den dringendsten Vorstellungen, und seine Mutter sogar mit Thränen, an die Zerbster. Albrecht blieb im Besitz, und auch die Ritterschaft erklärte, daß sie sich von der Stadt nicht sondern werde.

Die Wittwe, nebst ihren Söhnen, gieng nun hülflos in der Irre umher, von Vielen bedauert, von Niemand unterstützt. Zwar nahm indeß Albrecht den Prinzen Waldemar an seinen Hof;

doch weder Waldemar selbst, noch seine mütterlichen Verwandten waren mit dieser einstweiligen Versorgung zufrieden. Den letztern schien sie eine Aufbehaltung an Geißel statt zu seyn, und der muthige, zu männlichen Jahren gedeihende Prinz fand es unerträglich, länger unter einer so zweifelhaften Vormundschaft zu stehen. Als daher einst sein Vormund zu Zerbst, er selbst aber zu Köthen sich befand, entwich er mit einigen ihm ergebenen Dienern, eilte nach Dessau, und bemächtigte sich des dortigen Schlosses. Albrecht, nachdem er umsonst dem Prinzen das Schloß durch gütliche Worte abzulocken versucht, auch vergebens die Zerbster, die jetzt neutral zu bleiben sich erklärten, zum Beistand aufgefodert hatte, schwur voll bittern Zorns: Er müsse dieses Schloß wieder haben, wenn es auch sein ganzes Erbe kosten sollte. Er gewann einen sehr berühmten, für den furchtbarsten Befehder in dortiger Gegend geltenden Ritter, Hans von Quizow, und belagerte mit dessen Mannschaft das Schloß. Waldemar wehrte sich, trotz seiner Jugend, und trotz der Ueberlegenheit seiner Gegner, mit männlichem Muthe. Verschiedene Stürme wurden abgeschlagen. Quizow nahm endlich zur Anzündung des Schlosses seine Zuflucht. Da es den Belagerten an Wasser zum Löschen gebrach, so grief das Feuer schnell um sich. Die Besatzung fand in der äussersten Noth, durch eine Schleuße in der Schloßküche,



Voltz del. Fleischmann sc.

Originelle Art, ein Fürstenthum wieder zu erlangen.

Mittel zu entwischen. Waldemar entkam nach Koswig zu seiner Mutter, und gieng von da, mit seinem zweiten Bruder, abermals in der Irre umher, suchte Hülfe, fand aber höchstens nur — Mitleid.

Die drei Prinzen griefen endlich zu einem Mittel, ihr Erbe wieder zu erlangen, das in seiner Art einzig genannt werden kann. Nachdem sie noch einmal dem Rath zu Zerbst ihr Recht und ihre Bedrängniß vorgestellt, nachdem sie abermals ihm vorgeworfen hatten, daß sie nur durch seine voreilige Unterwerfung um ihr Erbtheil gekommen wären, erklärten sie: Ihr Mangel und ihre Armuth sey so hoch gestiegen, daß sie, um ihr Leben zu fristen, fortan die Reihe herum in jeglichem Bürgerhause sich einlagern, und auf eine gewisse Zeit zu Gaste bitten würden.

Diese Drohung ward mit zweifelhafter Miene und Achselzucken angehört. Doch schon am nächsten Sonntage, als der Bürgermeister Borium sich eben zu Tische setzen wollte, erschienen die drei Prinzen, und kündigten ihm an, daß jetzt und hier ihr Einlager seinen Anfang nehme. Vergebens war seine Entschuldigung, daß er für so vornehme Gäste nicht eingerichtet sey; die hohen Gäste wichen und wankten nicht. Dieser gemischte Beweis von Bedürfniß und Entschlossenheit, vermuthlich auch der Wunsch, einer solchen Einquartierung bald wieder los zu werden, machte, daß der Bürgermeister sogleich den

Rath zusammen berief. Er trug die Sache vor, und da seine Kollegen hörten, daß die Bewirthung dieser Gäste auch sie treffen würde, so war die Berathschlagung ernstlich genug. Man beschickte sofort die Städte Quedlinburg, Halberstadt, Aschersleben, und vorzüglich Magdeburg. Da auf diese Sendung nichts weiter erfolgte, als der Rath: die Herren gütlich aus einander zu setzen! so wandte man sich an die Grafen zu Mansfeld, Beichlingen, Querfurt, und den Fürsten zu Bernburg, und versicherte sich ihres Beistandes. So kam endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen Albrecht der Dritte zwar Zerbst, nebst vieler Zugehör behielt, dafür aber Dessau, Köthen und andere Stücke Landes seinen Vettern abtrat. Kurz, Siegmunds Söhne bekamen nun wieder ein fürstliches Auskommen, und dieß genau betrachtet hauptsächlich darum, weil sie sich zu gehöriger Zeit — beim Bürgermeister zu Tische gebeten hatten.

Merkwürdigkeiten
von dem Erdbeben in Kalabrien.

Im Jahr 1783.

Im Februar und März des Jahres 1783. wurde nicht allein Messina in Sicilien durch ein Erdbeben

schrecklich verwüstet, sondern dasselbe traurige Schicksal traf auch viele Städte und Dörfer in Kalabrien. Auf manche Stadt wirkten die Stösse so heftig, daß nichts ihrer Verheerung entgieng. Es war finstere Nacht, als das Unglück auszubrechen anfieng; ein schwüler Regen fiel vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, und der Donner der Erde tönte lange. Dabei denke man sich das Krachen der einstürzenden Häuser, das Klaggeschrei so vieler Unglücklichen, das Feuer, das aus den Ruinen sogleich hervorbrannte, und alle Schrecken der Natur in einem Augenblicke vereiniget. Besonders wirkte die Furcht auf das Nervensystem der Menschen; Einige blieben lange Zeit schwach, und erschracken bei dem geringsten Vorfall heftig; Andere waren wie gelähmt, Verschiedene hatten Mangel an Verdauung, und Einige verloren auf lange Zeit ihre Besinnungskraft.

Das Erdbeben war mit mancherlei sonderbaren Ereignissen begleitet, die Aufmerksamkeit verdienen. Einige dieser Ereignisse dienen als Beispiele des ungewöhnlichen langen Lebens der Menschen und Thiere ohne alle Nahrung; andere als Muster, bald der herzhaftesten Entschlossenheit, bald der zärtlichsten Elternliebe; andere als Beweise einer wunderbaren Errettung vom Tode, und endlich andere als Denkmäler einer Vorempfindung des kommenden Unglücks.

Ausserordentlich war die lange Lebensdauer einiger Menschen, die von den Ruinen verschüttet waren,

und zwar ohne alle Lebensmittel. So fand man in Palestrina nach sieben Tagen ein schon bejahrtes Weib unter den Ruinen ihrer vormaligen Wohnung. Sie lag gefühllos und wie todt, als man sie entdeckte, und nachdem sie wieder zu sich kam, war Durst ihre einzige Plage. Nur erst nach und nach, und durch sehr mäßig genossene Speisen, ward ihre völlige Gesundheit wieder hergestellt. Lange blieb sie schwach, und wie gelähmt, doch lebte sie nachher im fröhlichen Genuß des ihr auf's neue geschenkten Lebens. Nach ihrer Aussage war gleich anfangs der Durst das einzige, das sie unter den Ruinen quälte; doch verlor sie bald alles Gefühl, und während der ganzen Zeit lag sie ohne Empfindung. — Ein anderes Beispiel dieser Art ist folgendes: In Oppido lebte ein Mädchen von fünfzehn Jahren, eilf Tage unter den Ruinen, ohne alle Nahrung und in der schrecklichen Gesellschaft eines todten Körpers. Sie war Wärterin eines Knaben; beim Niedersturz des Hauses schloß sie diesen fest in ihre Arme, und war Zeuge davon, wie dieser, vom quälendsten Durste geplagt, am fünften Tage in der schrecklichsten Lage starb. Bis dahin hatte sie immer ihre Besinnungskraft behalten, aber jetzt unterlag sie der schrecklichen Empfindung des Hungers und Durstes. Ihre Verzweiflung gieng zur völligen Gefühllosigkeit über, und von dem Schmerz, daß sie beim Falle des Hauses ihre Hüfte verrenkt hatte, wodurch sie auf ihre ganze Zeit gelähmt wor-

den, fühlte sie damals nichts. Auch war Getränke das einzige, was sie nach ihrer Errettung verlangte. Als man sie nach ihrem Zustande unter den Ruinen fragte, antwortete sie: ich schlief!

Ueberhaupt hat man allgemein bemerkt, daß eine schlafähnliche Betäubung die Menschen gefesselt hielt. Einige versanken darein gleich nach dem Sturz des Hauses, andere erst nach einigen Tagen, je nachdem ihr Nervensystem stark oder schwach war. Einige, die unter Ruinen vergraben lagen, hielten sich für betrunken, und fühlten nicht den geringsten Schrekken, als ein neuer heftiger Erdstoß sie aus ihrem Taumel weckte. Aber noch länger als bei Menschen, fand man die Lebensdauer der unter den Ruinen begrabenen Thiere. So lebten zwei gemästete Schweine noch nach zwei und dreissig Tagen. Niemand dachte mehr an ihre Erhaltung, als man von ohngefähr bei dem Aufräumen des Schuttes sie grunzen hörte. Schwach und ausgemergelt zog man sie hervor, bot ihnen Korn, aber sie assen nicht; dagegen tranken sie mit einer unersättlichen Begierde, und erst einige Zeit hernach schmeckte ihnen die Speise. Nach vierzig Tagen schlachtete man sie, fand ihr Fleisch schön, das Fett fest, aber nicht sehr dick. — Noch länger lebte eine Katze. Als sie vierzig Tage unter den Ruinen zugebracht hatte, zog man sie in dem erbärmlichsten Zustande hervor; unersättlicher Durst schien sie einzig zu quälen, doch ward sie bald wieder hergestellt.

Auch Seminara, eine der vormals blühendsten Städte Kalabriens, erfuhr den Greuel der schrecklichsten Verheerung, und der fünfte Februar 1783. raffte mehr als die Hälfte ihrer Einwohner hinweg. Die Luft war am frühen Morgen dieses Tages finster und schwül, und es fiel ein gelinder Regen. Zwei Männer dieser Stadt hatten sich verabredet, mit Anbruch des Tages auf die Jagd zu gehen, und dieß rettete sie von ihrem Untergange. Auf einmal hörten sie während des Jagens ein Getöse, welches dem Donner glich, und die bebende Erde schleuderte sie so hin und her, daß sie sich auf der Höhe des Berges nicht stehend erhalten konnten. Sie fielen zu Boden und klammerten sich fest an Baumstämme, schrieen und beteten, als sie plötzlich eine Staubwolke aus der Stadt aufsteigen sahen, und dann nichts mehr von ihr erblickten. Lange lagen sie da, und zweifelten, ob sie lebten oder nicht? Der Donner rollte unter ihnen fort; sie glaubten, der Tag des Gerichts bräche ein, und warteten der Stimme des Richters. Endlich wurde die Erde ruhiger. Nun wagten sie es, zur Stadt hinabzusteigen, aber sie fanden den Weg zerstört; sie sahen zerrissene Felder um sich her, kamen zu Flüssen, die sie nicht kannten, sahen Berge, wo vorher keine waren, und konnten die Stadt nicht finden. Noch immer wußten sie nicht, was um sie her geschehen war; auf den Straßen sahen sie verschiedene Menschen wie todt da liegen, und schon klet-

terten sie auf den Ruinen der Stadt umher, als sie noch nicht wußten, wo sie waren. Stunden lang irrten sie so herum, sahen noch hier und da Häuser einfallen, Feuerflammen aufsteigen, und hörten ein schreckliches Geheul, bis endlich der Gedanke, ein Erdbeben habe die Stadt zerstört, in ihnen erwachte. Jetzt eilten sie sogleich, ihre Wohnung zu suchen, allein lange konnten sie sich nicht zurechte finden. Endlich entdeckte doch Einer von ihnen sein Haus, erkannte aber nicht lange hernach, daß die Flammen, die um ihn her schlugen, die noch wenigen Reste desselben verzehrten. Er eilte hinein, um noch einiges zu retten, und sah die Beine seines zerquetschten Kindes unter schweren Steinmassen hervorragen. Er wollte diese fortwälzen, aber er konnte es nicht, und fand auch Niemanden, der ihm half. Bald darauf bemerkte er neben seinem todten Kinde auch seine todte Frau, die das Kind, welches sie an der Brust hatte, in die Arme schloß. Nur er allein blieb von seiner ganzen Familie übrig; der Andere hingegen hatte nach fünf Tagen die gemäßigte Freude, sein lebendes Kind neben seiner todten Frau wieder zu finden.

So groß die Anzahl der Unglücklichen war, die bei dem überraschenden, heftigen und anhaltenden Erdbeben, unter den Ruinen ihr Grab fanden, so sind doch im Gegentheil auch die Beispiele einer wunderbaren Errettung vom Tode nicht selten. Vorzüglich verdient das folgende, als Muster einer seltenen Ge-

genwart des Geistes in dergleichen Fällen, bemerkt zu werden.

In Casoletto, ohnweit Oppido, saß, als die Verwüstung einbrach, der Prinz mit seiner Familie beim Essen. In dem Augenblicke, als die Erde zu beben anfieng, sprang der Bruder der Gemahlin des Prinzen auf, sah eine Wand sich öffnen, und sogleich war sein Entschluß gefaßt. Durch einen glücklichen Sprung durch dieselbe entrann er dem Tode, und verlor nichts als einen Schuh. Die ganze übrige Familie ward unter den Ruinen begraben, und nur ein Sohn noch lebend aus dem Schutte gezogen. Andere hingegen, die dem Tode entgiengen, danken ihre wunderbare Errettung mehr der wachenden Vorsicht, als ihrer Entschlossenheit. Ein Erdstück, auf dem ein kleines Haus stund, wurde sammt dem Hause weit fortgeschleudert und in eine Tiefe geworfen. Das Haus auf demselben blieb unverletzt mit den Bewohnern, die sich darin befanden. Eben dieses widerfuhr einem Wirthshause in Terranova. Der Wirth lag auf dem Bette, die Frau saß neben ihm, ein Kind spielte an ihrer Seite, und vier Gäste waren in einer Ecke des Zimmers. Plötzlich wurde das Haus dreihundert Schritte weit fortgeschleudert, die Wände zersprangen, Gäste und Kind wurden zerquetscht, Mann und Weib aber entkamen glücklich. Ein Bauer saß bei Seminara auf einem Baume, wurde mit ihm forrgerissen, und entgieng so dem Tode.

Die freie Ebene an beiden Seiten des hohen Scylafelsens ist mit einer Menge Baracken (kleiner hölzerner Hütten) besetzt, weil da sowohl die gesündeste Luft, als auch die Lage für die Handthierung der Einwohner am zuträglichsten ist. Nach dem ersten Stoße des Erdbebens flohen die Einwohner auf die Fläche, nahe am Meere; aber kurz vor Mitternacht, als sie, ermattet durch die Furcht des vorigen Tages, unter freiem Himmel zwischen ihrem Fischergeräthe lagen, erbebte die Erde auf's neue, und riß mit schreckendem Getöse ein großes Felsenstück von dem nahegelegenen Berge Jaci ab. Finsterniß der Nacht vergrößerte die Schrecken; die Menschen erwachten aus dem Schlaf, ein allgemeines Klaggeschrei entstand, und betend brachten sie, unter bangem Herzklopfen, einige traurige Augenblicke zu, als auf einmal ein fürchterliches Gemurmel im Innern des Meeres, eine schreckende Empörung desselben verkündigte. Plötzlich drang es schäumend über die Ebene hin, thürmte sich dreissig Palmen hoch, spülte die Menschenmenge, die am Ufer lag, hinweg, und trat wieder zurück. Bald darauf brauste es zum zweitenmale heftiger hervor, warf verschiedene der Menschen, Thiere und Geräthe, die es verschlungen hatte, wieder aus, drang höher, wie vorher, bis unter die Dächer der Häuser, warf auf dieselben, und auf verschiedene Bäume, Menschen und Thiere, riß Häuser um, raubte was es vorhin stehen ließ, und brachte durch Vortreten und Zurücktreten manchem Errettung, manchem aber auch unerwarteten Tod. In

einem dieser Häuser drang das Wasser bis unter das Dach, und spülte mit seinen schäumenden Wellen eine Frau, die ihr Kind in den Armen festhielt, fort, und warf sie tief in die Fluthen. Sie faßte, indem sie fortgerissen ward, ein Brett, hielt mit der andern Hand ihr Kind, und so vereint warf das Meer sie wieder aus. Beide blieben in der schrecklichsten Betäubung bis zum folgenden Morgen liegen, als sie der Mann, weit von seinem Hause entfernt, in tiefem Kothe liegend, wieder fand. Der Sorge für ihr Kind erinnerte sie sich noch ganz genau, aber vom Ausspeien des Meeres und von ihrer nachmaligen Lage bis zu dem Augenblicke, da ihr Mann sie wieder fand, wußte sie nichts.

Noch ein sonderbarer Fall einer fast unglaublichen Errettung ist folgender. Drei Männer giengen, nicht weit von einander, auf einer Ebene, als auf einmal die Erde erbebte. Zwei davon flohen und entgiengen dem Tode; der dritte aber, der seine Flinte, mit der er bewaffnet war, nicht zurücklassen wollte, konnte nicht so schnell fliehen; ein großer Erdschlund öffnete sich zu seinen Füßen, und er stürzte hinein. Ein anderer Erdstoß warf ihn wieder in die Höhe, und schleuderte ihn tief in einen Sumpf. Noch verließ ihn seine Kraft nicht, und er kämpfte lange vergebens, sich aus demselben herauszureissen, endlich aber rettete ihn ein neues Beben der Erde, und warf ihn halbtod an den Rad eines neugeöffneten Schlundes. So entkam er noch glücklich, und fand nach acht Tagen am Ufer

des Caridiflusses, der sein Bette gänzlich geändert hatte, seine Flinte wieder.

Eine Bemerkung, die man fast durchgängig an den nach diesem Erdbeben ausgegrabenen Menschenkörpern gemacht hat, ist, daß ihre letzte Stellung im Augenblick des Todes, beim männlichen Geschlecht die Anstrengung aller Muskeln zum Widerstand, beim weiblichen hingegen Ausdruck der größten Verzweiflung war; letztere fand man meist mit übern Kopf geschlagenen Händen. Ein angesehener Mann aus Pizzo fand unter den Ruinen einen seiner Freunde auf die Kniee niedergestürzt, sich über sein Kind beugend, das er in der linken Hand hielt, und seinen rechten Arm zum Aufhalten den Ruinen ausgestreckt, zu denen er aufblickte. — In Scido lebte ein Mann mit seiner Frau in froher Ehe; ein Mädchen war die Frucht ihrer Liebe und der einzige Gegenstand ihrer Vorsorge. Die ganze Natur war schon im Aufruhr, und jeder Augenblick drohte ihnen Tod und Untergang, als sie in der größten Verzweiflung sich fest umschlungen, zwischen sich ihr Kind, um es zu schützen, legten, und so den Willen des Himmels erwarteten. Nun stürzte ihr Haus, ein schwerer Balken fiel auf sie herab, und tödtete sie beide, aber trennte sie nicht. Einige Tage hernach räumte man den Schutt auf, fand beide todt, aber das Mädchen ward glücklich erhalten.

Verschiedene lebende Geschöpfe hatten eine Vorempfindung des ihnen drohenden Unglücks. Eine siebenzig jährige Frau sah, eine Nacht zuvor, im Schlafe alle Schrecken des kommenden Tagen, und ward dadurch so erschüttert, daß sie mit einem heftigen Klaggeschrei

erwachte, und ihren Kindern eine genaue Beschreibung der im Traume gesehenen Revolution gab, die auch den Tag darauf erfolgte. Weit stärker, als bei den Menschen, waren die Vorgefühle der kommenden Schrecken bei den Thieren. Die Fische im Meer schienen kurz vorher, und während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten häufiger als sonst in die Netze der Fischer, und büßten ihre Vorempfindung durch einen früheren Tod. Die Vögel durchkreuzten schreiend die Luft, und auch sie schienen weniger schlau den Fallstricken den Menschen entgehen zu können. Eben diese Unruhe bemerkte man an Gänsen, Hühnern ꝛc. ꝛc. Unter den vierfüßigen Thieren wirkte dieß Vorgefühl am frühesten und heftigsten auf Hunde und Esel; sie liefen mit wildem starrem Blicke furchtsam umher, und füllten mit schrecklichem Geheul und Geschrei die Luft. Pferde, Ochsen und andere Thiere zitterten am ganzen Körper, stampften wiehernd und brüllend den Boden, spitzten die Ohren, und ihr Auge rollte starr und argwöhnisch umher. Die Katzen krümmten sich, ihr Haar fieng an starr wie Borsten empor zu stehen, ihre Augen wurden blutig und sie fiengen ein schreckliches Klaggeschrei an. So vorbedeutend fiel kurz vor der Revolution selbst ein schwüler Regen vom Himmel, die Winde heulten, das Meer tobte, der Donner im Innern der Erde rollte, das Land erbebte, ganze Distrikte rissen sich aus der Grundveste, Seen und Flüsse bildeten sich, wo vorher Steine waren, die Häuser stürzten ein, und mehr als vierzig tausend Menschen wurden ein Raub des schrecklichsten Todes.

IV.

Aus kriegerischen Ereignissen.

Die Hussiten vor Naumburg.

In einem Jahrhundert, wo Unwissenheit und Aberglaube mit furchtbarer Gewalt herrschten, wo des Christenthums beseligende Wahrheiten immer mehr verunstaltet wurden, und die Geistlichkeit den ärgerlichsten Wandel führte, trat in Böhmens Hauptstadt Prag ein Mann auf, der mit edler Freimüthigkeit seine Stimme gegen viele herschende Greuel erhob. Johann Huß ist sein Name. Beredt und einleuchtend rügte er die Gebrechen der Kirche, bekämpfte mehrere in den katholischen Glauben aufgenommene Sätze, und eiferte gegen die große Gewalt des Pabsts, gegen die Habsucht, Schwelgerey und Ausschweifungen der Geistlichkeit. Die Unbescholtenheit seinen eigenen Lebens, die Reinheit seiner Sitten und sein herzliches Wohlwollen gegen Jedermann, trugen nicht wenig dazu bei, seinen Lehren Eingang zu verschaffen. Die Kirche, an der er als Prediger angestellt war, wurde von Tausenden besucht; seine Schriften, in denen er seine Meinungen vortrug, fanden großen Beifall, und die Bibel, die er in's Böhmische übersetzte, wurde häufig gelesen.

Als der Pabst von diesen, seinem Ansehen so gefährlichen Neuerungen Nachricht erhielt, schleuderte

er gegen Hussen den Kirchenbann, und als 1414. zu Costnitz, oder Constanz am Bodensee, eine große Kirchenversammlung gehalten wurde, berief er ihn dahin. Huß weigerte sich nicht zu kommen, denn er dachte, vor einer so ehrwürdigen Versammlung, die ja eigentlich zusammen kam, die Gebrechen der Kirche zu heilen, und dem Verfall der Religion vorzubeugen, da könne er sich mit unverzagterem Gemüth stellen, als in Rom, wohin er früher schon vorgefordert worden war. Der Kaiser Sigismund gab ihm überdieß einen kaiserlichen Geleitsbrief, in welchem er ihm Schutz und sichere Rückkehr versprach.

Huß erwartete, als er nach Costnitz reiste, eine Untersuchung seiner sogenannten neuen Lehren. Allein der blinde Rechtglaube untersucht nie, selbst dann nicht, wenn sein zeitlicher Vortheil ausser dem Spiele ist. Widerrufe, donnert er, oder stirb qualvollen Todes. Schon bei seinem Eintritte in Costnitz wurde Huß in Verhaft genommen. Die Väter der Versammlung entschuldigten sich damit, daß man nicht verbunden sey, einem Ketzer Treue und Glauben zu halten. Man verlangte von ihm Widerruf; allein er erklärte, vieles, was man ihm zur Last lege, habe die Bosheit ersonnen; eher aber könne er das Uebrige nicht widerrufen, bis man ihn durch Vernunftgründe und durch die Schrift widerlege. Dazu aber ließ es die ihn überschreiende Parthei nicht kommen, nicht bedenkend, daß der der Rache

und des Mitleids gewiß sey, gegen den der Feind des Rechts und der Wahrheit in blinder Tollheit verfahre. Die Folge bewies es. Huß wurde ohne Erbarmen, nachdem er lange in einem schrecklichen Kerker geschmachtet hatte, der weltlichen Gerichtsbarkeit, und durch diese dem Feuertode überantwortet. Das Urtheil wurde vollzogen am sechsten Julius 1415. Mit rührender Geistesruhe bestieg er den Holzstoß. Seine Feinde schrieen: „Uebergebt seine Seele dem Teufel!“ er aber versetzte: „Und ich übergebe meine Seele in die Hand meines Gottes und Heilandes.“ In der Flammengluth erhob er seinen Blick gegen den Himmel, erduldete mit hohem Heldensinne die gräßliche Pein, und verließ betend die qualvolle Welt.

Huß war nun zwar vertilgt, aber nicht die angebrochene Morgenröthe der Vernunft, die vom fernen Himmel ihren Schimmer auf die zum Theil erwachende Menschheit herabwarf. Mehrere brave Männer traten in Hussens Fußstapfen, und verbreiteten dessen Lehren. Am eifrigsten hierin bewies sich Hussens treuer Freund, Hieronymus von Prag. Dieser eilte sogar nach Costnitz, um wo möglich seinen Freund zu retten, wurde aber ebenfalls ein Märtyrer von Hussens Lehren. Man warf ihn ins Gefängniß, und opferte ihn, am dreissigsten Mai 1416., an eben dem Orte, wo Huß die Richtigkeit seiner Lehre mit dem Tode besiegelte, dem Feuer.

Als die Kunde von diesen Greueln, die in Costnitz verübt wurden, nach Böhmen drang, geriethen alle Gemüther in die heftigste Bewegung. Viele tausend Menschen versammelten sich auf einem Berge, bauten dort eine Bergstadt, Tabor mit Namen, ließen sich Hussitisch predigen, und verbanden sich mit einander gegen jeden, der es wagen würde, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Alle haßten die Teutschen, von denen sie glaubten, daß sie an Hussens Hinrichtung Schuld seyen; alle kamen darin überein, daß sie seinen Tod empfindlich rächen müßten. Es kam zwar nicht sogleich zum Kriege, dagegen aber kühlten sie ihre Rache an manchem einzelnen Katholiken, besonders an den katholischen Priestern. Sie ermordeten, oder verbrannten alle diejenigen, welche ihnen im Wege standen. Einige Magistratspersonen von Prag, die ihren Ausschweifungen Einhalt thun wollten, stürzten sie zum Fenster des Rathhauses herab, und der unten stehende rasende Pöbel fieng sie mit Spiessen auf, und ermordete sie.

An der Spitze der Hussiten stand ein überaus tapferer, und zugleich barbarischer Mann: Johann von Troczmar, wegen des Verlustes eines seiner Augen Ziska genannt. Von der Menge abgöttisch verehrt, bemächtigte er sich der ganzen Stadt Prag, zog von da nach Pilsen, und bezeichnete seinen Weg durch fürchterliche Verwüstung.

Zum Unglück hatte Kaiser Siegmund, als dieß in Böhmen vorgieng, mit den Ungarn und Türken zu thun, und konnte daher keine nachdrücklichen Maaßregeln ergreifen, um die auflodernde Kriegsflamme zu löschen. Seine Ankunft zu Brünn, wo er 1419. einen Landtag hielt, schien zwar die Gemüther zu besänftigen, und fernern Unordnungen vorzubeugen. Als er aber bald darauf die den Hussiten günstigen Beamten absetzen, mehrere Aufrührer aus dieser Sekte hinrichten und die Kreuzbulle gegen sie predigen ließ, wurden sie auf's neue in Wuth gebracht, und errichteten ein Bündniß unter sich, worin sie sich anheischig machten, sich gegen einen jeden Gegner bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Siegmund setzte ihnen ohne Vorzug eine ansehnliche Armee entgegen, wovon die vornehmsten Fürsten Teutschlands mit ihren Leuten einen beträchtlichen Theil ausmachten; allein mit aller dieser Mannschaft konnte er nicht den geringsten Vortheil über Männer erhalten, welche von Haß gegen die Teutschen, und vom Religionsfanatismus entflammt waren.

Ein sechzehnjähriger Vernichtungskrieg war die Folge der grausamen Hinrichtung Hussens, und der unüberlegten Schritte Kaiser Siegmunds. Keine Art von Barbarey läßt sich erdenken, welche nicht von beiden Seiten, an Schuldigen und Schuldlosen, wäre verübt worden. Man brannte alle Ortschaften nieder, die Widerstand thaten; kein Alter,

kein Geschlecht ward verschont. Man sah Kriegsgefangene in gepichten Fässern auf den Wällen statt Fackeln, lodern; fünf und achtzig Menschen wurden auf einmal, in einem Gebäude eingesperrt, aufgebrannt. In der Stadt Comotau wurden drittehalb tausend erschlagen, weil sie auf die Hussiten geschimpft hatten. Das weibliche Geschlecht wetteiferte mit dem männlichen an Grausamkeit, und mordete mit einer nie gesehenen Wuth und Barbarey. Uebermüthig über ihre Siege, und ergrimmt über die Hülfe, welche die teutschen Fürsten dem Kaiser leisteten, unternahmen die Hussiten die heftigsten Einfälle in Meissen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oesterreich, und verheerten diese Länder zum Theil auf eine schauderhafte Weise.

Siegmund unternahm sechs Feldzüge, um der Wuth des Krieges zu steuren. Aber die Hussiten, unerachtet sie frühe in Partheyen zerfielen, welche auf einander gar unsanft zuschlugen, und in den ersten Feldzügen mit Dreschflegeln, Keulen und Mistgabeln fochten, behielten entschiedene Oberhand. Die Schwärmerei hatte sie wild, die Wildheit unüberwindlich gemacht. Sie hatten über hundert Städte, Schlösser und Festungen eingenommen und verwüstet. Ziska's Gegenwart, selbst dann noch, als er auf beiden Augen blind war, entschied den Sieg. Nach dem Tode dieses großen Anführers, im October 1424., führte sein Vetter Procopius,

der Geschorne genannt, weil er vorher Priester gewesen war, den Oberbefehl mit gleichem Glück. Unter seinem Kommando fielen noch im Jahre 1432, im Monat April, mehr als sechzig tausend Mann in Meissen ein. Ein Theil davon zog sich nach der Mark Brandenburg, der andere aber marschirte, vierzig tausend Mann stark, unter der Anführung des Procopius, nach Altenburg zu, und setzte sich bei dem Dorfe Münze fest. Hier erwarteten sie die gegen sie anrückenden Teutschen. Kaum waren diese angekommen, als sie von den Hussiten mit der grimmigsten Wuth angegriffen, und in kurzer Zeit in die Flucht geschlagen wurden. Altenburg wurde gleich darauf von ihnen abgebrannt.

Die Sieger zogen nun, verheerend und plündernd, bei Zeiz vorbei gegen Naumburg. Alle Einwohner der benachbarten Städte und Dörfer hatten die Flucht ergriffen. In Zeiz waren, ausser dem besetzten bischöflichen Schlosse, kaum noch zwanzig Menschen zurückgeblieben. Naumburg hingegen, das damals für eine ziemliche Festung gelten konnte, beschloß, nicht wie andere Städte zu weichen, sondern sich tapfer zu wehren. Man machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, ließ Pechspritzen aus Magdeburg holen, und einer flößte dem andern Muth ein.

Als Procopius mit seinem Heere sich der Stadt näherte, sandte er zwei gefangene Bauern in

dieselbe mit einem Zettel, der wörtlich so lautete: „Die zu Naumburgk, soll wegen tuas tyrannitas constantiae, erga nostrum sanctum Joannem Hussium, und aller ausgegraseten injustitia tui Episcopi keine Gnade zu komme und angedeihe." Die Naumburger schickten zwar ein demüthiges Bitt- und Entschuldigungsschreiben an den Procopius, erhielten aber die Antwort, daß sie gleich andern mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden sollten.

Damals lebte in Naumburg ein Schlosser, Namens Wilhelm Wolf, der wegen seiner lustigen Einfälle bei jedermann wohlgelitten war. Dieser verwaltete gerade das Amt eines Viertelsmeisters. Vermöge dieses Amts glaubte er verpflichtet zu seyn, zur Rettung seiner Vaterstadt das Seinige beizutragen. Er that deswegen den Vorschlag: Die Eltern sollten des folgenden Tages ihre Kinder in das feindliche Lager schicken, um daselbst, vor dem Zelte des Heerführers, einen Fußfall zu thun, und thränend um Gnade und Schonung zu bitten; vielleicht regiere Gott dessen Herz. Könnten sie den Kindern, die nicht über vierzehn und nicht unter sieben Jahr seyn sollten, weisse Hembden anziehen, so würde es einen desto größeren Eindruck machen. Um zu dieser Procession Zeit zu gewinnen, gieng Wolf selbst in's feindliche Lager, und bat um einen halben Tag Aufschub. Er kam mit einem Zettel von Proco-

pius zurück, auf dem stand: „Dir ist bis Morgen um diese Zeit Bedenk gebt.“

Alle Kinder des genannten Alters mußten um ein Uhr vor dem Rathhause erscheinen; es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Büchsenschützen mußten vor dem Thore halten und die Kinder vorbei lassen, damit sie desto beherzter giengen, denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort; die Schützen sollten auf ihrem Posten bleiben, bis man sähe, wie es abliefe. Den Kindern hatte man eingeprägt: Sobald sie in's Lager kämen, sollten sie ein jämmerliches Geschrei erheben, weinen, die Hände gen Himmel halten, niederfallen und mit kläglichen Geberden rufen: „Gnade! Gnade!“ Damit sollten sie so lange anhalten, bis man sich ihrer erbarmte. Würden aber die Feinde grausam seyn, dann sollten sie ihre langen weissen Sterbekappen aufmachen, ihre Hälslein hinhalten, und sich willig umbringen lassen.

In der Stadt erhoben inzwischen die Mütter ein verzweiflungsvolles Jammergeschrei. Sie waren nicht zurückzuhalten, sondern giengen vor die Stadt bis an den Ort, wo sie ihre Kinder sehen konnten. Diese gelangten unaufgehalten in's Lager, und wurden von einigen Officieren vor das Zelt des Anführers begleitet. Procopius stand mit vielen andern vor demselben, und wußte anfangs nicht, was es bedeuten sollte. Als aber die Kinder jäm-

merlich zu schreien und zu weinen anfiengen, auf die Kniee fielen und „Gnade! Gnade!“ riefen, ward er betroffen, und befahl ihnen, stille zu seyn und aufzustehen. Er hielt sogleich einen Kriegsrath, kam nach einer halben Stunde wieder aus seinem Zelte, und versicherte den weinenden Kindern, es sollte ihnen kein Leid widerfahren. Dann ließ er die in seinem Lager befindlichen Musikanten kommen, und den Kindern zum Tanze vorspielen. Diese waren aber zu furchtsam, als daß sie hätten geneigt seyn sollen, sich zu belustigen. Inzwischen ließ Procopius Wein, Kirschen, Birnen und andere Erfrischungen bringen, und den Kindern reichen. Dadurch wurden sie heiter, und allmählich verschwand alle Furcht. Procopius ließ sich, und den andern Befehlshabern, Sessel bringen, und setzten sich mitten unter die Kinder, die nun ganz fröhlich um ihn herumsprangen, tanzten, spielten und sangen.

Abends um sieben Uhr ließ Procopius die Kinder wieder fort, befahl ihnen stille nach der Stadt zu ziehen, und am Thore zu rufen: „Victoria Hussiata!“ Den Bürgern sollten sie sagen, die Stadt hätte Gnade, er wolle Naumburg kein Huhn nehmen lassen, und Morgen werde von seiner Armee kein Mann mehr da seyn. Er hielt Wort, brannte um ein Uhr des Nachts sein Lager ab; und um drei Uhr des Morgens war kein Feind mehr in der Nähe.

Die Freude über diesen glücklichen Einfall des Viertelsmeisters Wolf war so groß, daß ihm eine Verehrung von zweihundert meißnischen Gulden zuerkannt wurde, und daß man beschloß, alljährlich den acht und zwanzigsten Julius festlich zu begehen. Zum ewigen Andenken sollten die Kinder an den Ort des Lagers hinziehen, und mit Obst, Bier und Wein erfrischt werden. Den andern Tag sollten sie auf ein nahes Schotenfeld gehen, das ihnen zum abpflücken preis gegeben wurde. Der Ort, wo die Mütter so viele Thränen um ihre Kinder vergossen, sollte ewig nicht besäet, sondern ein freier grüner Platz bleiben, und der Frauenplan genannt werden. Die Kinder bekamen die Erlaubniß, mit klingendem Spiel ihren Aus- und Einzug zu halten, und, einen grünen Zweig in der Hand schwingend, beim Einzuge zu rufen: „Victoria Hussiata.“ Bis auf unsere Tage wird dieses Kinderfest, mit angemessenen Abänderungen, in Naumburg gefeiert *).

Da man mit aller Anstrengung nicht vermochte, die Hussiten zu unterdrücken, so mußte man ihnen

---

*) Dieß geschah noch im Jahr 1820. am dreissigsten Julius. Noch lebt in Naumburg die Familie Niedrer, aus welcher ein Mädchen die Anrede an den Hussitengeneral Procopius hielt; auch ein Nachkomme des Schlossermeisters Wolf, der die Kinder führte, ist jetzt Prediger an der dortigen Domkirche.

endlich, nach sechzehn greuelvollen Jahren, bewilligen, worüber der Krieg zuerst angegangen war. Auf einer Kirchen ersammlung zu Basel wurde ihnen im August 1434. der Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, freie, ungehinderte Predigt des göttlichen Worts, nebst verschiedenen andern Punkten, zugestanden.

Die Belagerung von Negroponte.

Im Jahr 1470.

Als der türkische Großherr Muhamed der Zweite die Hauptstadt des kaiserlich-morgenländischen Reichs, Konstantinopel, eingenommen, und den orientalischen Kaiserthron gestürzt hatte, grif er im Jahr 1470. die im ägäischen Meere oder im Archipelagus liegende Insel Negroponte (Euripo oder Egrippo), die der Republik Venedig gehörte, an. Er belagerte die Hauptstadt dieser Insel, die denselben Namen führte.

Ein tapferer Mann, Heinrici, war von dem venetianischen Freistaat zum Kommandanten der Stadt ernannt worden, und er bot alle seine Kräfte auf, um den Platz zu behaupten. Sein theuerstes Kleinod war seine einzige Tochter Katharine, ein

Mädchen von zwanzig Jahren, geschmückt mit allen Reitzen der Schönheit, gutmüthig und tugendsam. Die Natur hatte sie überdieß mit dem herrlichsten Verstande ausgestattet; kein Wunder, daß sie von Allen geliebt wurde, die sie kannten. Ihr Vater wollte sie an einen jungen Venetianer, Namens Vigrelli, verheurathen, und die Hochzeit sollte demnächst gefeiert werden, als Muhamed die Stadt einschloß. Um einem drohenden Mangel an Lebensmitteln auszuweichen, wünschte der Kommandant, die alten, zur Vertheidigung untauglichen Leute aus der Stadt zu schaffen; allein ehe man diese harte Maaßregel nehmen konnte, geschahen schon die heftigsten Angriffe von der See- und Landseite. Kaum waren vierzehn Tage verflossen, so mußte das Brod bereits nach einem bestimmten Maaße ausgetheilt werden. Die Angegriffenen vertheidigten sich zwar mit ausserordentlicher Tapferkeit, und behaupteten lange die Aussenwerke. Allein endlich wurde der Sultan, der täglich die stürmenden Angriffe wiederholte, Meister derselben. Seine Erbitterung gegen Heinrici war dabei nicht gering, da ihm die vielen Ausfälle desselben beinahe zehn tausend Mann gekostet hatten. Bei einem Sturme, den er selbst an der Spitze von zwanzig tausend Mann anführte, fand er nicht nur die tapferste Gegenwehr, sondern wurde auch zurückgeschlagen, und büßte fast alle seine Janitscharen ein.

Wüthend über diese Schmach befahl er, am folgenden Tage wieder zu stürmen.

Die Belagerten waren durch die wiederholten Anfälle ihrer Feinde ebenfalls sehr geschwächt worden, und es hatte das Ansehen, als ob sie einen neuen Sturm nicht würden aushalten können. Dieß brachte des Kommandanten Tochter auf die Gedanken, daß das weibliche Geschlecht, weil das männliche so sehr schon sein Blut für's Vaterland hingeopfert hätte, auch wohl etwas wagen könne. Deswegen wandte sie sich an alle weibliche Einwohner von Negroponte mit der ermunternden Vorstellung, daß es doch besser wäre, sich auf eine muthvolle Art aufzuopfern, als den Barbaren lebendig in die Hände zu fallen. Sie gab ihren Ermunterungen durch eigenes Beispiel Leben und Stärke, indem sie zu den Waffen grif, und sich an die Spitze stellte. Diejenigen, welche nicht allzufurchtsam waren, folgten ihr. Sie begaben sich an den Ort, wo die Feinde eine Oeffnung gemacht hatten, und unterstützten die Soldaten bei dem nächsten Sturme so nachdrucksvoll, indem sie ganze Kessel voll siedend Oel, Pech und Wasser auf die Türken herabgossen, daß diese abermals abgetrieben wurden.

Ein so hartnäckiger Widerstand machte zwar den Sultan bestürzt, verhärtete aber zugleich sein Gemüth. Bei anbrechendem Tage ließ er einen dritten Sturm mit 30,000 Mann vornehmen, welche in die

Stadt eindrangen und sie eroberten. Sie fanden dieselbe aber verlassen, weil sich die Besatzung mit den Einwohnern in's Schloß geworfen hatte. Muhamed ließ indessen sogleich die Leitern an's Schloß legen, und nach einem zweistündigen Widerstande sah er sich in dem Besitz desselben. Katharine befand sich zwischen ihrem Vater und ihrem Verlobten Vigrelli, als die Türken das Schloß einnahmen; der letztere ward an ihrer Seite getödtet. Diesem Schicksale wäre auch ihr Vater nicht entgangen, wenn sie nicht einen Säbelhieb, den ein Türke ihm versetzen wollte, abgewendet hätte. Beide wurden gefangen genommen und zum Bassa von Adrianopel geschleppt; die übrigen Christen starben größtentheils unter dem Schwerdte der grausamen Sieger.

Der Bassa glaubte, daß er den Kommandanten und seine Tochter dem Sultan vorstellen müßte; daher führte er beide in das Zelt desselben. Kaum hatte Muhamed das reitzende Mädchen erblickt, als ihre Schönheit den Zorn über den hartnäckigen Widerstand ihres Vaters entwaffnete. Er sprach freundlich, und entließ beide mit sichtbaren Zeichen des Wohlwollens. Tags darauf ließ er die Schöne abermals zu sich kommen, bat sie, dem Christenthume zu entsagen, und versprach ihr und ihrem Vater das glänzendste Loos, falls sie ihm die Hand geben wollte. Namentlich sagte er zu ihr, daß sie seine Gemahlin

und Kaiserin werden sollte. Alles, was er vermochte, wandte er an, sie zu verführen. Allein sie erklärte ihm geradezu, daß sie lieber sterben, als seine Anträge annehmen wolle. Er ließ auf seine Versprechungen — Drohungen folgen; aber auch mit diesen richtete er nichts aus. Unmuthig über diesen Widerstand, aber nicht geheilt von seiner Leidenschaft, befahl er dem Bassa, die Gefangenen nach Konstantinopel zu bringen, und baute auf dessen Versprechen, den Widerstand der Schönen zu besiegen.

Als die Gefangenen in Konstantinopel angekommen waren, hoffte der Bassa, Katharinen durch Härte zu entwaffnen, und ließ sie deswegen mit ihrem Vater in ein enges Gefängniß werfen. Allein Beider Standhaftigkeit blieb unerschütterlich. Wie der Großherr die übrigen negropontischen Städte erobert hatte, und darauf nach Konstantinopel zurückkehrte, wollte der Bassa das äusserste versuchen, um dem Widerstreben ein Ende zu machen. Er ließ Heinrici und Katharinen vor sich kommen. Anfangs sprach er freundlich mit ihnen; da aber seine Vorstellungen kein Gehör fanden, zog er seinen Säbel, und drohte dem Vater augenblicklichen Tod, wenn sich die Tochter nicht entschlösse, dem Sultan zu gehorchen. Sie erschrack; Furcht und Schmerz preßten ihr zum erstenmal Thränen aus. Allein ihr Vater beruhigte sie mit den Worten: „Laß mich sterben, und bewahre deine Unschuld und deinen Glauben.“

Aufgerichtet durch diese Worte, fiel sie dem Bassa zu Füßen, und bat ihn, sie zu tödten, dagegen ihrem Vater das Leben zu schenken. Allein dieser, durch so viel Widerstreben auffer sich gebracht, gieng auf Heinrici los, um den Schwerdtstreich zu vollbringen. Katharine sprang dazwischen, und grif den Bassa beim Leibe. Dieser zog, um sich von ihr loszumachen, seinen Dolch und versetzte ihr mit demselben verschiedene Stiche. Sie fiel todt zu den Füßen ihres Vaters nieder, der von den Trabanten des Bassa, die sich bei ihm befanden, mit vielen Wunden ermordet wurde. So opferten beide mit hoher Seele, für Glauben und Unschuld, ihr Leben auf.

Muhamed erhielt von diesem tragischen Vorfalle, sogleich nach seiner Ankunft in Konstantinopel, Nachricht. Der Bassa fiel ihm zu Füßen, und suchte sich wegen der bewiesenen Grausamkeit zu entschuldigen. Allein der Sultan wollte ihn nicht anhören. Ueber Katharinens Tod war er ganz auffer sich, und noch an demselben Tage ließ er den Bassa wegen seiner Grausamkeit spießen.

Ein Ritterkampf,

zwischen dem Herzog Christoph von Baiern und dem Grafen von Lublin.

(Aus Fuggers Ehrenspiegel).

Anno 1475. ist Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Maximilian gen Landshut, auf Herzog Georgens von Baiern des Reichen, welcher König Casimirs von Polen Tochter, Hedwig genannt, ehelich vermöhlet, Hochzeit geritten. Auf dieser Hochzeit sind fast viel Chur- und Fürsten, Grafen und Herren erschienen, und ist an aller Köstlichkeit ein Ueberfluß vorhanden gewesen. Nun war mit dem königlichen Fräulein der Braut, ein polnischer Graf von Lublin, welcher von Person mehr dann natürlich anzusehen, groß und stark war, auf die Hochzeit gen Landshut kommen, der führte seiner Frau Königin zu ehren und gefallen einen herrlichen Stand. Sein Roß, so er ritt, war ein großer und starker Wallach, der war mit silbernen Hufeisen beschlagen, und war sonst ein stolzer hochmüthiger Herr.

Als dieser Polak der Teutschen Turnieren, Rennen und Gestech ersehen, hat er nicht viel darauf gehalten, sondern des verachtet und ein Kinderspiel genennet, auch allen Fürsten und Grafen, so auf

dieser Hochzeit gewesen, um tausend Gulden ein scharf Rennen zu thun, ausgeboten. Und dieweil der polnische Graf so groß und stark war, hat ihn keiner bestehen wollen, welches Herzog Georgen, den Bräutigam, fast bemühet, und hat er Kaiser Friedrichen gebeten, daß Seine Majestät allen teutschen Fürsten zu Ehren an Herzog Christoffel von Baiern sein kaiserliches Begehren lege, und Seine Fürstliche Gnaden, auf daß dem Polaken Genüge geschehe, allergnädigst vermöge, daß der ein Treffen mit ihm zu halten bewilligen wolle. Welches der Kaiser angenommen, und Seine Fürstlichen Gnaden auf solche Meinung angesprochen und gesagt: „Lieber Herr Oheim und Fürst Christoffel, wir haben von Euer Fürstlichen Gnaden Stärk und Mannheit fast viel gehört, wie Ihr nämlich der mannlichste Fürst und zu den Turnieren und Rennen der geschickteste und beherzigste; und dieweil solch gut Lob an allen Fürstenhöfen erschollen, und dieser Polak einen so großen Uebermuth wider die teutschen Fürsten so verächtlich treibt, wäre unser gnädigstes Begehren an Eure Lieb, daß Ihr der Teutschen Ehr retten und erhalten, und ein fürstlich Treffen mit ihm thun wollet, und wo Euer Fürstlichen Gnaden diese seine ausgebottene tausend Gulden gewinnen, soll Euch der Bräutigam heimlich noch tausend Gulden dazu verehren, darum wir Euch gut sagen wollen.“

Mit diesem kaiserlichen Begehren ward Herzog Christoffel, der sonst von allen seinen Brüdern, wie auch von Herzog Georgen selbst, nicht wohl angesehen und ein Wagenhals genannt war, dermassen zu solcher Kühnheit bewegt, daß er Kaiser Friedrichen vor allen teutschen Fürsten wegen in die Hand gegriffen und Seiner Majestät zugesagt, daß er, unangesehen des Polaken Stärk und Größe, innerhalb zweien Tagen (doch ohne allen Vortheil) ein ritterliches Treffen mit ihm thun wolle, welches sich der Kaiser, sein Sohn Maximilian und alle Fürsten von Baiern fast erfreuet haben; das auch dem polnischen Grafen angezeigt, und mit ihm dermassen abgeredt worden, daß solches Rennen durch ein freies Treffen ohn allen Vortheil von ihnen beiden um die tausend Gulden, geschehen soll, welches der Polak auch also angenommen und haben alle Fürsten auf diesen Tag mit Verlangen gewartet.

Wie nun gemelter angesetzter Tag erschienen, sind beide Scharfrenner auf die Bahn jeder mit den Seinen daher gezogen, und haben der Kaiser samt Seiner Majestät Sohn und allen Fürsten, Grafen und Herren, desgleichen die königliche Braut, und andere Fürsten, Grafen und von Adel, samt ihrem Frauenzimmer mit Lust zugesehen. Herzog Christoffel ritt auf einem starken thädingen Schimmel, der ein rechter Ries war, welchen Seine Fürstliche Guaden oftermalen zu dem Rennen und Stechen

gebraucht hatte, in seinem Rennzeug daher. Desgleichen ist der groß und starke Polak auf einem starken Wallachen und in seinem Rennzeug auch daher geritten, zu dem der Herzog in Latein gesagt, daß er, wie er auch selbst thu, von dem Gaul abstehen wolle, auf daß jedermann sehen möge, daß solches Rennen aus freiem ritterlichen Gemüth ohne allen Vortheil bestehen solle, und ist damit ohne alle Hülfe in seinem Rennzeuge abgestiegen, ob welchem der polnische Graf gar hart erschrocken, auch sich solches zu thun gewidert, auf Meinung, daß solches Abstehen nicht von nöthen wäre. Dieweil aber Herzog Christoffel heimlicher erfahren, daß er seine zwei Bündt hätte, haben Seine Fürstliche Gnaden den Polaken abzustehen noch heftiger zu ermahnen angehalten, bis zuletzt der Polak aus Schaam vor dem Kaiser, Fürsten und Frauenzimmer dahin getrieben worden, abzustehen, und hat er den Seinen befohlen, ihme seinen Bund aufzuschneiden, welches auch also geschehen, und ist hiermit ein grosser Spott über den polnischen Grafen gangen. Nun der Polak steigt von seinem Wallachen, und geht zu dem Fürsten und beut ihm die Hand, und geloben einander, ein ritterlich Treffen zu leisten.

Hierauf ist Herzog Christoffel zu seinem Riessen gegangen, hat ihm die eine Hand in den Sattelbogen gelegt, und ohne allem Vortheil sich mit aller Rüstung in den Sattel geschwungen, welches

der Kaiser auch der Polak und männiglich mit großer Verwunderung gesehen; dagegen der polnische Graf mit Hülfe vieler seiner Knechte mit Mühe auf seinen Gaul gebracht worden, und ist ihm, als er die Stärke und gebrauchte Vortheil Herzog Christofels ersehen, auch ihm seine zwei Bündt, auf die er dieses Rennen zu gewinnen großen Trost gehabt, vor dem Kaiser und den Fürsten öffentlich abgeschnitten worden, aus Furcht und Schaam sein männliches Herz und Gemüth entfallen, und hat doch das Rennen vollbringen müssen.

Wie man nun sonst alles, was zu einer Besichtigung der Stangen und Stechzeug gehörig, vollbracht hat, da haben sie gegen einander eingelegt, und einen so starken Ritt gegen einander gethan, daß ihre beiden Stangen zerbrochen und der polnische Graf bei'n zweien Mannslängen weit hinter den Gaul gestossen worden, aber Herzog Christoffel frei, aufrecht und ritterlich besessen ist. Ob welchen mannlichen Treffen der Kaiser, Seiner Majestät Sohn, auch alle Fürsten und Frauenzimmer fast fröhlich worden, und Herzog Christoffel den Dank samt den zwei tausend Gulden, überkommen und erlangt.

Der Polak hat sich dieses Treffens nicht allein hart geschämt, sondern auch sich dessen in seinem Leib so hart und fast beklagt, daß er zu Morgens aufgesessen und hinweckgeritten, auch am dritten

Tage gestorben ist, und sich vor seinem Tod zu dem oftermalen hören lassen, es sey der lebendige Teufel in diesem langen schwarzen magern Fürsten gewesen, der hab ihm das Herz im Leibe entzwei gestossen; denn solcher starke Stoß in diesem Fürsten ohne Hülf des Teufels nicht möglich zu thun gewesen sey. Es hat aber diese fürstliche Hochzeit bei vierzehn Tagen gewähret, und ist männiglich mit Futter und Mahl freiumsonst verehret worden.

Ein kaiserlicher Ueberfall der Stadt Konstanz,

vereitelt durch den Patriotismus eines Bürgers.

Im Anfange des Krieges, den Kaiser Karl der Fünfte gegen die Protestanten in Teutschland führte, war Konstanz am Bodensee noch eine freie Reichsstadt. Sie war der durch Luther so muthvoll begonnenen Religionsveränderung treu ergeben, und suchte deshalb in Augsburg bei dem Kaiser, der jetzt mehr in der Gestalt eines Feldherrn als des Reichsoberhauptes einen Reichstag daselbst hielt, um die Erlaubniß an, nach ihrer Ueberzeugung handeln zu dürfen.

Kaiser Karl war den Protestanten sehr abgeneigt, und wurde daher durch ein solches Begehren sehr zum Unwillen gereitzt. Schon lange hatte er Absichten auf Konstanz, um es mit seinen übrigen grosen Besitzungen zu vereinigen. Eine solche Widersetzlichkeit dünkte ihm jetzt ein guter Vorwand, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der Feldherr Alphons Vive, der mit spanischen Völkern im Würtenbergischen lag, erhielt die nöthigen Aufträge, um mit guter Manier Konstanz in Besitz zu nehmen. Man berathschlagte über die Art und Weise, und da man es für das angemessenste hielt, List mit Gewalt zu vereinigen, so wurde folgender Anschlag ersonnen.

Zwei spanische Lanzenknechte, die der teutschen Sprache mächtig waren, schlichen sich einzeln in die Stadt, und kehrten in zwei verschiedenen Wirthshäusern ein, wo jeder sich auf seine Weise gütlich that. Als sie darauf durch die Strassen wanderten, begegneten sie einander wie von ohngefahr, und stellten sich sehr verwundert über dieses unvermuthete Zusammentreffen. Der eine fiel den andern mit heftigen Worten an, und behauptete gegen das zusammengelaufene Volk, daß dieser ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldig sey. Zugleich gab er seine grose Freude darüber zu erkennen, daß er endlich so glücklich wäre, seinen Schuldner, der ihn mit der Bezahlung so lange aufgeschoben habe, zu erwischen.

Der angebliche Schuldner wurde vor Gericht gebracht, und die Sache anhängig gemacht Kläger und Schuldner wußten es leicht so einzuleiten, daß dem Richter die Entscheidung erschwert, und der Streit in die Länge gezogen wurde. Während dieser Zeit kundschafteten die beiden Spanier die Lage und Stärke der Stadtmauern, ihre Zugänge, die Zahl der Bürgerschaft und was sonst zu ihrem Zwecke diente, aus, und ehe man sich's versah, waren Kläger und Beklagter verschwunden.

Bald darauf, an einem Montage, wo die Stadt ein besonderes Fest feierte, und daher die meisten Bürger sich in der Kirche befanden, begann die Ausführung des feindlichen Planes. In aller Stille rückten die Spanier gegen die Stadt an, und drangen unbemerkt bis an die Vorstadt Petershausen vor, die auf der andern Seite des Rheines liegt, aber durch eine Brücke mit der eigentlichen Stadt verbungen ist. Plötzlich stürmten sie in die Vorstadt ein. Ungefähr zweihundert Bürger, die in dieser Gegend wohnten, eilten mit ihren Waffen herbei, und thaten tapfern Widerstand. Aber sie mußten der Uebermacht weichen. Nur wenige kamen davon, die Meisten fielen als Opfer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf dem Wahlplatze. Jetzt stürmten die Spanier mit Macht auf die Rheinbrücke zu. Aber einige Bürger, die sich aus dem blutigen Handgemenge noch gerettet hatten, machten, unterstützt

von andern aus der Stadt, die in der Nähe der Brücke wohnten, und den Lärm gehört hatten, ihnen jeden Fußbreit streitig. Es begann ein wüthender Kampf. Die geringe Breite der Brücke erlaubte nur Wenigen neben einander zu fechten; auf persönliche Tapferkeit kam alles an. Ein Rückzug in die Mauern der Stadt war nicht möglich, weil durch Verrätherey die Fallgitter am Thore unbrauchbar gemacht worden waren. Aber auch hier zeigte es sich, wie sehr der von Patriotismus und Freiheitsliebe begeisterte Krieger besoldeten Streitern an ausdaurender Stärke überlegen ist.

An der Spitze der Konstanzer focht ein gemeiner Bürger, ein Wagner aus der Stadt, vom edelsten Patriotismus beseelt. Lange hieng der Ausgang des Gefechts von ihm allein ab, und das Glück begünstigte den Tapfern, daß keine der Wunden, die er erhielt, tödtlich war, oder nur seinen Arm lähmte. Endlich entschlossen sich zwei der tapfersten Spanier, ihr Leben an diesen kühnen Bürger, der mit so ausserordentlicher Tapferkeit ihren ganzen Haufen aufhielt, zu wagen. Sie giengen mit vorgehaltenen Speeren herzhaft auf ihn los, und hinter ihnen drängten sich ihre Kameraden nach.

Der entscheidende Augenblick war nun gekommen, und nur eine seltene Entschlossenheit konnte die Gefahr abwenden. Diese bewies auch hier jener edle Bürger, der an der Spitze stand. Plötzlich

umfaßte er mit starken nervigten Ar men die beide Spanier, rief mit lauter Stimme Gott um Vergebung seiner Sünden an, und — stürzte sich mit den beiden Feinden in den Rhein. Alle drei fanden ihren Tod in den Wellen. Die spanischen Soldaten stutzten bei dieser ausserordentlichen That, die Konstanzer Bürger hingegen wurden durch dieses große Beispiel von neuem zur Tapferkeit begeistert. Der Aufenthalt, den dieses alles machte, gestattete unterdessen sämmtlichen Bürgern, die Waffen zu ergreifen, und ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Kaum hörten sie von der heldenmüthigen Aufopferung ihres Mitbürgers für das Vaterland, als sie, von edler Nacheifrung begeistert, wüthend auf die Feinde losstürzten, und sie zurücktrieben. Einer so überlegnen Tapferkeit waren die Spanier nicht gewachsen. Sie mußten sich zurück ziehen, und ihr ganzes Unternehmen aufgeben.

Die Belagerung von Stralsund.

Im Jahre 1628.

Unter allen Helden, die im dreissigjährigen Kriege auftraten, hat keiner grausamer gewirthschaftet, keiner größere Verwüstungen angerichtet, und des Elends der Völker weniger geachtet, als der kaiser-

liche General Wallenstein, der aus einem gemeinen böhmischen Edelmanne, vom Kaiser Ferdinand dem Zweiten, zum Herzoge von Friedland und zum Generalissimus aller seiner Truppen erhoben worden war. An der Spitze eines selbstgeworbenen Heeres von fünfzig tausend Mann, das bald auf hundert tausend und drüber anwuchs, durchzog er im Jahre 1625. ganz Teutschland, setzte seinen verheerenden Zug in den folgenden Jahren bis an die Ostsee fort, und behandelte nicht nur die Feinde seines Herrn, sondern auch dessen Freunde, mit einer nie gesehenen despotischen Willkühr. Allenthalben, wohin er sich mit seinen Räuberhorden wandte, wurde gebrandschatzt, geplündert, und alles aufgezehrt oder muthwillig verdorben. Der Frevel der Soldaten war ohne Maaß und Ziel, da sie ungestraft thun konnten, was sie wollten. Die beste von den Landleuten ihnen aufgetischte Kost war ihnen viel zu schlecht. Sie setzten sich nicht, und rührten keine Speisen an, wenn nicht jedesmal ein Thaler oder Gulden unter dem Teller lag. Waren sie mit Speise und Trank gesättigt, dann fielen sie mit viehischer Lust über Weiber und Töchter her, und schändeten sie vor den Augen der Männer und Väter. Wehe den Unglücklichen, die sich zu widersetzen wagten; sie mußten dafür nicht selten mit dem Leben büßen, und die Wohnungen wurden den Flammen preis gegeben. Was nicht fortgeschleppt werden konnte, ward ohne-

hin der Vernichtung bestimmt. Kühe über den Haufen stechen, Saaten abbrennen, oder die Pferde hinein jagen; Thüren und Fenster einschlagen, war eine Hauptlust.

Die Klagen der Unglücklichen fanden bei Wallenstein kein Gehör. Er selbst vermehrte vielmehr das allgemeine Elend durch ungeheure Brandschatzungen, die er mit unerbittlicher Strenge eintrieb. Sein Aufwand war mehr als fürstlich, seine Tafel die köstlichste, und in seiner ganzen Umgebung herrschte eine nie gesehene Pracht.

Aus einer solchen Plünderungs- und Zerstörungssucht mußten sich die schrecklichsten Folgen entwickeln. Viele Menschen starben vor Hunger. Brod wurde jetzt aus Eicheln, aus Hanfkörnern, aus Wurzeln und aus Erde gemacht. Die armen Leute verzehrten Träbern, Gras und Baumknospen; sie scheuten sich sogar vor dem Fleische der Aeser nicht, und wenn es ihnen daran fehlte, so gruben sie, zur Stillung ihres gewaltigen Hungers, die Leichname aus. Die Eltern mordeten ihre Kinder; ein Bruder mordete den andern, und viele endigten ihr verzweiflungsvolles Leben selbst. Vergebens flehten die teutschen Fürsten den Kaiser um Milderung des entsetzlichen Joches an, unter welchem das ganze Reich seufze; vergebens rieth selbst der Kaiser seinem Generale Mäßigung: dieser General war ihm bereits

über den Kopf gewachsen. Wallenstein hatte das Heer auf eigene Kosten geworben und ausgerüstet, und konnte große Foderungen an die leeren kaiserlichen Kassen machen. Da man ihn nicht befriedigen konnte, so mußte man sich bequemen, ihn durch Land zu entschädigen.

Wallenstein wünschte sich Besitzungen an der Ostsee, weil er durch dieselben zu einem eigenen Staate, mit dem sich damals seine Phantasie beschäftigte, den Grund legen wollte. Zu dieser Absicht schien ihm das Land der Herzoge von Mecklenburg, die vom Kaiser in die Acht erklärt worden waren, vortrefflich zu passen. Durch Unterstützung der ihm ergebenen kaiserlichen Minister brachte er es wirklich dahin, daß ihm Mecklenburg, als ein Unterpfand für seine Foderungen, eingeräumt wurde. Mit Betrübniß im Herzen huldigten ihm die mecklenburgischen Stände im April 1628. zu Güstrow. Zugleich ward er vom Kaiser zum Admiral über die Ost- und Nordsee ernannt. Auf diesen Titel baute nun Wallenstein den Plan zu einer großen Seemacht. Er wollte, als Besitzer der Häfen an der Ostsee, die Holländer aus derselben verdrängen, und mit Spanien eine Handelsverbindung errichten. Um diesen stolzen Plan auszuführen, bedurfte er einer Seemacht. Er hoffte durch Unterhandlungen mit den Hansestädten dazu zu gelangen; allein diese gaben seinem Ansinnen kein Gehör.

Zu den Hanseſtädten gehörte auch die Stadt Stralſund, die unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Vorrechte genoß. Sowohl Natur als Kunſt bildeten die Stadt zur ſtarken Feſtung. Sie wird von der See ſo eingeſchloſſen, daß ſie mit dem feſten Lande blos durch Brücken zuſammenhängt. Auf dieſe Stadt richtete Wallenſtein vornämlich ſein Augenmerk. Sie ſchien ihm zur Behauptung der Herrſchaft in der Oſtſee unentbehrlich zu ſeyn, zumal da ſie mit Schiffen und Kriegsbedürfniſſen hinlänglich verſehen war, um ihn, nach ſeiner Meinung, in den Stand zu ſetzen, eine Landung in Dänemark zu unternehmen, und das ganze Königreich zu erobern. Er verlangte daher von der Stadt, ob ſie gleich an den bisherigen Kriegshändeln nicht den entfernteſten Antheil genommen hatte, eine kaiſerliche Beſatzung einzunehmen. In Vertrauen auf den feſten Zuſtand der Stadt, die ohne eine Flotte nicht erobert werden konnte, und unter Berufung auf ihre Privilegien, ſchlug der Magiſtrat das unbillige Anſinnen ab.

Wallenſtein war nicht gewohnt, ſich von der Ausführung ſeiner Entwürfe durch Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Da aber eine Belagerung ſchwierig und weitausſehend war, ſo ſuchte er durch Liſt ſeinen Zweck zu erreichen. Der Oberſt Götz erſchien vor den Mauern der Stadt, und verlangte für ſeine Reiterei blos den Durchzug nach Rügen,

auf welcher Insel die Kaiserlichen schon seit dem vorigen Herbst lagen. Diese Schlinge war aber zu sichtbar, als daß die Stralsunder sich in dieselbe hätten verstricken sollen. Mit aller Höflichkeit verweigerten sie den Marsch durch die Stadt, beschenkten den Obersten, gaben der Mannschaft Bier und Wein, und führten sie mit ihren Schiffen auf die Insel. Da dieser Plan mißlungen war, so kam der Oberst Sparre nach Stralsund, und verlangte, daß für die Befreiung von der Einquartierung hundert und fünfzig tausend Thaler bezahlt werden sollten. Die Stralsunder waren nicht abgeneigt, die Befreiung von aller Einquartirung mit einer gewissen Summe abzukaufen, nur die geforderte schien ihnen zu groß, und ausserdem verlangten sie eine schriftliche Zusicherung, daß sie auch wirklich von allen Plagen frei bleiben sollten. Sie bewilligten achtzig tausend Thaler, und versprachen auf den ersten Termin dreissig tausend zu erlegen. Allein während der Unterhandlungen nahm der Feldmarschall Arnheim die nahe an der Stadt liegende Insel Dönholm, die ein Eigenthum derselben war, in Besitz, und die Kaiserlichen warfen, zur großen Gefahr für Stralsund, sogleich Schanzen auf derselben auf.

Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich durch die Stadt, und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Doch nach reiferer Ueberlegung bequemte man sich, um den Feind nicht zu reitzen, zur Bezah-

lung der dreissig tausend Thaler, und willigte sogar in den Besitz der Insel, jedoch unter der schriftlichen Zusicherung, daß alle Schanzarbeit unterbleiben und kein grobes Geschütz dahin gebracht werden sollte. Allein, kaum hatte Arnheim das Geld empfangen, so warf er, der Stadt gerade gegenüber, eine neue große Schanze auf Dönholm auf, und belud einige Schiffe mit schwerer Artillerie, um sie auf die Insel zu bringen. Auf der Landseite sperrte ein kaiserliches Reuterregiment die Zugänge zur Stadt. Bald zerstreuten sich die Reuter auf dem Lande umher, und hauseten nach ihrer gewohnten Weise. Sie raubten, hauptsächlich den Predigern, ihre ganze Habe, zerrissen in den Pfarrwohnungen und in den Kirchen alle Bücher, stießen Fenster, Thüren und Oefen ein, und waren taub gegen den Jammer der armen Einwohner.

Auf Dönholm blieben die Soldaten auch nicht lange ruhig, sondern schossen auf die vorübersegelnden Schiffe. Die stralsundischen Schiffer erboten sich, die Besatzung von der Insel zu verjagen, allein der Stadtrath trug Bedenken, es zu bewilligen. Er wollte alles vermeiden, was den furchtbaren Wallenstein reitzen konnte. Man begnügte sich daher damit, die Zufuhr nach der Insel abzuschneiden. Die Folge davon war, daß die Besatzung zum Abzug gewungen wurde, weil es ihr an Lebensmitteln fehlte. Durch Kapitulation kam Dön-

holm wieder an die Stadt, und die Besatzung wurde nach Rügen gebracht.

In Stralsund verbreitete dieser Vorfall allgemeine Freude, aber hoch stieg der Zorn der Wallensteinischen Soldaten. Um Ursache zu Beschwerden zu bekommen, war ihnen jeder Vorwand willkommen. Sie hatten vor einiger Zeit einem Edelmanne in Stralsund zwei kleine Kanonen abgekauft. Indem sie dieselben abholten, stießen sie harte Drohungen aus, und sagten, mit eben diesen Kanonen wollten sie in wenigen Tagen die Stadt beschießen. Der Janhagel gerieth über diese Worte in Wuth, und hielt die Kanonen beim Thore an. Der Rath bestrafte zwar die Aufwiegler und ließ die Kanonen verabfolgen, aber dennoch ward der unbedeutende Vorfall für ein Majestätsverbrechen erklärt. Als nicht lange nachher der König von Dänemark einige Wallensteinische Schiffe in Brand stecken ließ, beschuldigten die Kaiserlichen die Stralsunder der Theilnahme an dieser That sonder allen Beweis. Aus solchen gewichtlosen Gründen beschloß Wallenstein Stralsund mit Gewalt zu bezwingen.

Der Befehl, die Stadt von allen Seiten einzuschliessen, ward am dreizehnten May 1628. gegeben. Der General Arnim oder Arnheim, aus einem berühmten brandenburgischen Geschlechte entsprossen, ein eifriger Lutheraner, erhielt das Kommando über das Belagerungsheer. Er rückte sogleich

in das nahe vor der Stadt liegende Heinholz mit acht tausend Mann, verschanzte sich, und machte den Anfang zu der merkwürdigen Belagerung Die Stralsunder zogen ihre Kanonen auf die Wälle, brachen von den Häusern die Dächer ab, schickten Weiber und Kinder mit der besten Habe nach Schweden, Hamburg, Lübeck und Bremen, und sprachen zugleich die Hanseestädte um Unterstützung an.

So lange die Seeseite für Stralsund offen blieb, durfte sich Wallenstein auf die Eroberung der Stadt wenig Hoffnung machen. Er ließ daher die Städte Lübeck und Danzig auffodern, ihn mit Schiffen zu unterstützen; allein sein Antrag fand kein Gehör. Jetzt fieng er an, zu Wismar und Rostock Schiffe zu bauen; aber eine Flotte läßt sich nicht so geschwind, als eine Armee, in brauchbaren Zustand versetzen. Einige Abgeordnete des Herzogs von Pommern, und die Gesandte der Hanseestädte, gaben sich während der Zeit viele Mühe, zwischen Wallenstein und der Stadt einen Vergleich zu stiften. Doch Arnheim sprach: „Kein Vergleich, denn der beleidigte Respekt des Kaisers heischt Züchtigung. Nach dem bestimmten Befehle des Generalissimus muß ich Maaßregeln ergreifen, die seinen Zorn beweisen. Er selbst ist im Anzuge gegen die Stadt, und befindet sich bereits zu Magdeburg oder Berlin.“ Da die Abgeordneten mit Bitten anhielten, so that er zwar einige Vorschläge zur Eini-

gung, allein ihre Härte ließ ihn leicht eine abschlägige Antwort vorher sehen. Er foderte den Dönholm und die auf demselben liegende Artillerie, ferner die Freiheit, Schanzen zu bauen, und zwar an jedem ihm beliebigen Orte. Auser dem Rest von fünfzig tausend Thalern verlangte er noch andere hundert tausend. Die Stadt soll fünf ihrer besten Schiffe mit aller Artillerie und Munition zu des Kaisers Dienst stellen, und vier ganz montirte halbe Kartaunen geben. Die von Stralsund auslaufenden Schiffe melden sich beim kaiserlichen Kommandanten in Rügen, sie geben ihre Ladung an, die verschwiegenen Güter sollen weggenommen werden. Die Stralsundischen Schiffe streichen die Segel vor allen kaiserlichen Schanzen. Die Stadt bittet schriftlich ab, und reversirt sich mit einem Eide, dem Kaiser gehorsam treu zu bleiben, sie liefert des Tumults Urheber aus, und zieht einen in der Stadt residirenden kaiserlichen Agenten zu allen Rathschlägen.

Arnheim foderte, wegen der Erfüllung aller dieser Punkte, die Bürgschaft des Herzogs von Pommern und der Landstände. Auf eine andere Art, versicherte er, werde er in keine Unterhandlung eingehen. Heftig brauste er auf, als ihm diese Bedingungen abgeschlagen wurden. Er wollte alle Tractaten abbrechen, allein seine Hitze war nur Verstellung. Im Grunde suchte er durch die Unterhandlungen blos die Stralsunder in den Schlaf zu wie-

gen, und mittlerweile eine gute Gelegenheit abzuwarten, um unversehens über sie herzufallen, und die Stadt zu erobern.

Die vermittelnden Abgeordneten machten inzwischen einen neuen Versuch, den harten Sinn des Generals zu milderen Entschliessungen zu lenken. Es schien ihnen zu gelingen, denn sein Zorn verwandelte sich ganz unvermuthet in Gnade. Er gab fast in allen Punkten nach, überließ die übrigen der Entscheidung des bald ankommenden Wallenstein, und versprach, sobald dieser alle Artikel genehmigt haben werde, mit dem Kriegsvolke abzuziehen. „Ich will, setzte er hinzu, so viel es nur immer möglich ist, der Stadt gern gefällig seyn, wenn sie nur etwas billig denken will.“ Das machte in der Stadt große Freude, und die Bürger wurden durch Arnheims Worte sicher. Sie sahen schon des Friedens frohe Wiederkunft. Viele Bürger, ermüdet durch Arbeiten und vieles Wachen, verließen die Wälle und Schanzen, und giengen, des Friedens gewiß, nach Hause um auszuruhen. Allein kaum hatten sie die Augen geschlossen, so schreckte sie eine fürchterliche Kanonade aus dem Schlafe auf. Arnheim hatte auf die falschen Schlüsse der betrogenen Stralsunder seine Rechnung gestellt. Er vermuthete, wie es auch war, die Wälle nachläßig besetzt, und hoffte sonder Arbeit die Stadt zu ersteigen. Um Mitternacht, nur einige Stunden nach seiner Frie-

denszusage, stürmte er die Aussenwerke beim Knieperthor, nachher die Schanze beim Frankenthor. Stralsund ängstigte er mit Feuerkugeln und mit Vierundzwanzigpfündern. In der Ueberraschung eroberten die Kaiserlichen beide Schanzen, allein gegen Morgen wurden die Stürmer nach dem hartnäckigsten Gefecht wieder aus den Schanzen verjagt. Der Kaiserlichen ward eine gute Zahl todt geschlagen, die Stralsunder machten ansehnliche Beute.

In seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht, fieng Arnheim eine ordentliche Belagerung an. Er war selbst zum Verräther seiner Absicht geworden, und da ihn List nicht unterstützte, so suchte er mit offenbarer Gewalt zum Ziele zu gelangen. Vor den beiden bestürmten Thoren wurden Schanzen aufgeworfen, hinter welchen sich die Kaiserlichen vergruben, und von ihren Schießgerüsten beschossen sie Stralsund mit halben Kartaunen. Jetzt war der Schein zu einer friedlichen Aussöhnung mit Wallenstein verschwunden. Der Hansestädte Gesandte von Lübeck, Hamburg und Rostock verließen Stralsunds Bürger. Arnheim hatte diese Abgeordneten absichtlich, so lange als möglich, durch eitle Vorspieglungen aufzuhalten gesucht. Viele Zeit mußte verstreichen, ehe sie ihren Herren Bericht erstatten, ehe diese der bedrängten Stadt Hülfe senden konnten. Während deiser Zeit hoffte Arnheim Stralsund im Sturm zu erobern, allein schon am fol-

genden Tage (es war der achtzehnte Mai) langte eine unerwartete Hülfe an.

Stralsund hatte Danzig um Pulver ersucht. Der schwedische Admiral Gyldenhielm, der damals vor Danzig lag, berichtete seinem Könige, dem hochherzigen und tapfern Gustav Adolph, die Noth der Stralsunder. Dieser hatte schon lange sein Augenmerk auf die teutschen Angelegenheiten gerichtet, und um seines eigenen Reiches willen konnte er nicht gleichgültig dabei seyn, wenn Stralsund in kaiserliche Hände fiel. Ausserdem hatte der Kaiser den König von Polen, Gustavs Feind, mit Artillerie und andere Nothwendigkeiten unterstützt, daher unterstützte er jetzt die Stralsunder in ihren Bedrängnissen. Er schenkte ihnen eine Last Pulver, und versprach fernere Hülfe und Beistand. Dadurch wuchs den Städtern das Herz. Mit dem schwedischen Pulver feuerten sie wacker auf die friedländischen Schanzen, und Arnheim beklagte sich sehr über das stralsundische Feuer. Er verdoppelte aber auch dafür die Kanonade auf die Stadt, und liess täglich stürmen. Die Kaiserlichen eroberten Schanzen, und verloren sie wieder. Einst liess Arnheim um Mitternacht an drei verschiedenen Orten stürmen. Die Truppen waren mit einer grossen Anzahl Leitern, Spaten und Hacken versehen; sie wollten nicht nur die Schanzen, sondern auch die Stadtwälle ersteigen. Die grosse Schanze auf St. Gertruden Kirchhofe

war schon verloren gegangen, die Stralsunder fochten um die letzte Bastion, allein die Bürger und die Stadtsoldaten nahmen alle ihre Kräfte zusammen, schlugen den Feind ab vom Bastion, und eroberten die verlorne Schanze. Die Kartätschen verursachten unter den Kaiserlichen eine große Verwüstung. Das Glück begleitete in den Ausfällen allezeit die Städter.

In der kaiserlichen Armee herrschte zu dieser Zeit bei dem gemeinen Manne das Vorurtheil, daß man sich fest und unverwundbar machen könne, und die Officiere bestärkten ihn in diesem unvernünftigen Wahne. Unter Wallensteins Soldaten befanden sich besonders viele Hartmacher. Diese brannten den Soldaten gewöhnlich Schwerdter auf die bloße Brust, und sprachen einen Segen über sie; allein das schwedische Pulver stürzte die Eingesegneten nieder, so gut wie die Ungesegneten. Arnheim ergrimmte über das Glück der Bürger, und schwur Stralsund in einen Steinhaufen zu verwandeln. Um die vielen Todten zu begraben, begehrte er einen Stillstand, und die Stadt bewilligte ihn. Arglistig zog er während desselben in der Nacht einen neuen Laufgraben. Der Stillstand hatte die ermüdeten Bürger sicher gemacht, und sie bemerkten am folgenden Tage nicht sogleich das neue Werk. Es war Sonntag, die meisten waren in der Kirche, die Soldaten ruhten in ihren Quartieren. Der Stadtkommandant Flemming visitirte unter der Predigt den Wall

und die einzelnen Posten; er erblickte den neuaufgeworfenen Graben und in demselben Truppen. Schnell stieg die Gefahr eines Ueberfalls vor seinen Augen auf. Mit seinen wenigen Gefährten machte er eiligst die nothwendigsten Anstalten zur Vertheidigung, während ein Weib die Trommel ergrief, und Lärmen schlagend durch die Strassen der Stadt lief. Die Bürger, alles Volk, verließ plötzlich die Kirche; der Prediger stand erschrocken auf der Kanzel ohne Zuhörer ganz allein. Jedermann eilte auf den Wall, und die Argliſt verfehlte abermals ihren Zweck.

An diesem gefährlichen Tage, es war der fünf und zwanzigste May, kamen die ersten Hülfstruppen Der König von Dänemark, des Kaisers erklärter Feind, sandte drei Kompagnien Schotten und eine Kompagnie Teutsche unter des Obersten Holk Befehl. Der Stadtrath trug einiges Bedenken, vom Könige Hülfe anzunehmen, um nicht des Kaisers Zorn zu reitzen; allein Arnheims unedler Anschlag zwang die Stadt zur Annahme der dänischen Truppen. Bald hernach sandte der König neue Sükkurse, Soldaten in großer Zahl, Feuerwerker, Kanonen, Mörser und Pulver zu hundert Tonnen. Schweden sandte Schlachtvieh, hundert Tonnen Pulver und Kartaunen.

Der Muth der Bürger wuchs, bei so ansehnlicher Hülfe, mit jedem Tage, und sie waren fest entschlossen, sich bis auf's äusserste zu verthei-

digen. Arnheim fühlte schwer der Stadt Gewalt, den Muth der Bürger, der Garnison aufopfernde Tapferkeit. Große Feuerkugeln sollten die Häuser in Asche legen, aber niemals geschah ein sonderlicher Schaden. Als Stürme und Feuerkugeln über Stralsund nichts vermochten, so nahm Arnheim seine Zuflucht zu einer neuen List. Er erkaufte einen Bauern und sandte ihn in die Stadt, mit dem Befehle, insgeheim Feuer einzulegen. Wenn dann Stalsund in helle Flammen aufloderte, wenn die Städter sich mit Löschen beschäftigten und in der Garnison Unordnung herrschte: dann wollte er die Mauern ersteigen, und über die Betäubten herfallen. Allein der Himmel lenkte des Bauern Herz auf gute Wege, er gieng in die Stadt und entdeckte den arglistischen Plan.

Durch eine unrühmliche List hatte Arnheim sich Stralsunds bemächtigen wollen; der dänische Oberste Holk beschloß ihn dafür auf eine andere Art zu bethören. Er vertheilte seine Garnison auf die Wälle, stellte sie heimlich hinter die Brustwehr, und ließ alle Kanonen mit Kartätschen laden. Darauf befahl er in der ganzen Stadt Pechtonnen anzuzünden und ein großes Geschrei zu erheben, gleichsam als wenn Stralsund in allen Quartieren aufloderte. Es gelang ihm, die Feinde in die gelegte Schlinge zu locken. Arnheim hielt das schreiende Volk mit Löschen beschäftigt, und glaubte, seinem

Bauern sey das Vorhaben gelungen. Stralsund in Flammen erblickend, befahl er seinen bereit liegenden Leuten, die Mauern zu ersteigen, und sich ohne sonderlichen Widerstand der Festung zu bemächtigen. Allein eine unvorhergesehene Scene riß ihn schrecklich aus seinem Wahn. Plötzlich entzündeten sich die Wälle, die Kanonen donnerten zahllose Kartätschen, das kleine Gewehr feuerte unaufhörlich, und die Feinde fielen zu hunderten vor den stralsundischen Wällen. Arnheim tobte vor Wuth über die städtische List, er rief seine Leute zurück, und sie verkrochen sich wohlgeschlagen in ihre Schanzen.

Schon vor einiger Zeit hatten die Stralsunder einen Deputirten, den Protonotarius Wahl, nach Prag an den Kaiser und an Wallenstein gesandt, die Wege der Gewalt von ihrer Stadt abzubitten. Der Kaiser nahm den Abgeordneten eben so gnädig auf, als Wallenstein trotzig und hochfahrend. Wahl mußte zehn Tage demüthig warten, und den Kammerdiener gut bezahlen, bevor er vorgelassen wurde. Wallenstein fuhr den Abgeordneten hart an, und unfreundlich waren seine Worte: „Ich habe bereits Befehl ertheilt, zu den alten Truppen noch fünfzehn andere Regimenter vor Stralsund zu führen. Diesen Befehl zurücknehmen, ist nicht möglich. Ich gehe bald selbst dahin, und nicht eher zieh' ich ab, bis die Stadt kaiserliche Garnison eingenommen hat. Dieß ist mein fester Entschluß, und

er ist unveränderlich. Will Stralsund sich nicht beugen vor den kaiserlichen Waffen, so wird davon nichts übrig bleiben, sollten auch hundert tausend Mann umkommen, sollt' ich auch selbst mein Leben dabei verlieren."

Niedergeschlagen und hoffnungslos verließ Wahl den stolzen General, und wandte sich an den Reichsvicekanzler von Strahlendorf, an den er Empfehlungsbriefe bekommen hatte. Ein günstiges Gestirn schien ihm jetzt aufzugehen. Strahlendorf brachte Stralsunds Bitte an den Kaiser, und gnädig erhörte Ferdinand das Gesuch. Seiner Rede nach war das Betragen gegen die Stadt unbillig und unerhört. Ferdinand sagte, er habe seinem Generale Befehl ertheilt, die Irrungen in der Güte beizulegen, und die Stadt von der Einlagerung zu verschonen. Wahl erhielt hierüber eine schriftliche Versicherung, und freudig verließ er den Kaiserhof, denn in seinen Augen war Stralsund gerettet.

Wallenstein hatte inzwischen Prag verlassen, und war nach Pommern abgegangen. Wahl eilte ihm nach, holte ihn zu Prenzlow ein, und übergab ihm des Kaisers schriftlichen Befehl. Er glaubte durch sein Papier des Generals Absicht auf einen Schlag zu vernichten; aber wie staunte er, als dieser sprach: „Und wenn Stralsund mit eisernen Ketten am Himmel hienge, so müßt' es herunter." Wallenstein arbeitete nicht mehr für den Kaiser;

für sein eigenes Frommen wollte er die Festung benutzen, und kehrte sich wenig an den kaiserlichen Befehl. Er sandte an Arnheim gemessene Ordre, die Belagerung fortzusetzen, und mehr Truppen an sich zu ziehen; er selbst zog heran mit vielen Reutern und Wagen.

Stralsunds Lage wurde nun wirklich mit jedem Tage gefährlicher. Bisher standen achttausend Mann unter Arnheims Kommando vor den Wällen; jetzt marschirten aus Brandenburg, Mecklenburg und Holstein neun tausend Mann, die Belagerer zu verstärken. In der Stadt fehlte Eintracht und Geld. Von ihrem Landesfürsten, dem Herzoge von Pommern, konnte sie sich keinen Schutz versprechen, die Vermittlung des Churfürsten von Brandenburg schien unsicher, und die Fürsprache des Churfürsten von Sachsen war unwirksam geblieben. Die im ersten Schrecken angenommene dänische Hülfe reitzte den Kaiser, und der dänische König selbst hatte mehr seinen eigenen Vortheil als das Wohl der Stadt im Auge. Bei so vielen drohenden Nachrichten, und der sich häufenden Gefahr, kam mächtige Hülfe von Gustav Adolph, dem schwedischen Könige. Die Stadt hatte ihn durch Abgeordnete um Hülfe gebeten; diese kamen jetzt zurück, und mit ihnen ein schwedischer Gesandter. Acht königlich schwedische Schiffe, mit Kriegsmunition beladen, liefen in den stralsundischen Hafen ein, und brachten der Stadt

zur Stütze sechshundert Schweden. Der Gesandte, Baron Sattler, sprach im Rathe von den vor seinen König gekommenen Klagen der Stadt, von der Bitte um Hülfe gegen Ferdinands eigenmächtigen General, von des Feldherrn betrugsvollen Tractaten, von der bevorstehenden Unterjochung, von dem Verlust der Flotte und der Beraubung aller Freiheiten. „Die Hanse wäre mächtig genug, fuhr er fort, die mit ihr verbundene Stadt zu schützen, allein in diesem muthlosen Jahrhundert ist die Verbindung der Macht mit der Eintracht eine höchst seltene Sache. Die drohende Gefahr erlaubt keine Zögerung der freundschaftlichen Hülfe. Mein König ist durch alte Verträge, durch die Religion, durch Handlungsverbindungen zum Schutz und Beistand verpflichtet. Die Eroberung dieser Stadt und die Einnahme ihres Hafens droht der nordischen Freiheit Sklaverei, daher kann sie mein König nicht ohne Hülfe lassen."

So sprach der schwedische Abgeordnete, und seine Instruction bewies die Großmuth und Uneigennützigkeit seines Königs. Er hatte Vollmacht, den Frieden zwischen der Stadt und Arnheim zu befördern, und Gustav Adolph rieth, die Aufhebung der Belagerung mit großen Summen zu erkaufen. Auch der Stadtrath war noch immer zum Frieden geneigt, und hätte ihm gerne ansehnliche Opfer gebracht; aber unerträgliche und beschimpfende Anträge konnte

er nicht bewilligen. Da man es überdieß mit einem Feinde zu thun hatte, dem Treue und Glaube ein Spiel war, so trat die Stadt mit dem Könige von Schweden in eine förmliche Allianz.

Wallenstein betrachtete Schwedens Benehmen als unbefugten Eingriff in fremde Händel und sträfliche Anmassung. Stralsund sollte dafür büssen, und Gustav Adolph darüber Reue empfinden. „Mit Ruthen, sagte der Uebermüthige, will ich den König nach Schweden zurückpeitschen," und beschleunigte seine Reise nach der belagerten Festung. Als er daselbst am sieben und zwanzigsten Junius angekommen war, befahl er sogleich auf die nächste Nacht sich zum stürmenden Angriffe zu bereiten. Drei Regimenter eilten auf einmal herbei, und die ganze Nacht hindurch dauerte der Sturm, so heftig und anhaltend, daß die Belagerten große Gefahr liefen zu unterliegen. In Rücken flog eine Tonne Pulver in die Luft; die Stralsunder glaubten, es springe hinter ihnen eine feindliche Miene, sie geriethen in Verwirrung und wurden bestürzt über die unabwendbare große Gefahr. Wallenstein trieb die Städter in der ersten Angst aus den Schanzen bis zum Stadtthore zurück; allein hier faßten sie neuen Muth, ordneten sich und machten einen wüthenden Angriff. Die Feinde wurden zurückgeschlagen, und die Städter eroberten die beiden verlornen Schanzen wieder. Fünfhundert Mann büßte

Wallenstein durch diesen Sturm ein, fünfzig Köpfe die Städter. Ueber den Verlust sowohl, als darüber, daß einer seiner Lieblinge den Arm einbüßte, gerieth Wallenstein in eine solche Wuth, daß er schwur, von der Stadt vor der Eroberung nicht zu weichen, und sollte er geschunden werden. Er schwur den Tod jedem Kind im Mutterleibe, jeder in der Stadt lebenden Seele den Untergang. Die eingebrachten Gefangenen betheuerten, Wallenstein habe geschworen, er wolle drei Tage, und drei Nächte unausgesetzt stürmen lassen, und kaum war der Tag verschwunden, so erhob sich wieder ein gewaltiger Sturm. Zwei Regimenter fielen an, zwei frische traten in der Ermüdeten Stelle, aber die Städter wichen nicht. Drei und vierfach häuften sich die Todten, die Stralsunder fochten hinter aufgethürmten Leichnamen, die Erschlagenen dienten ihnen zur Brustwehr. Wallenstein verlohr fünfzehn hundert Mann, und die Kaiserlichen kehrten ohne allen Gewinn von der Blutarbeit in ihre Schanzen zurück.

Durch den wiederholten Verlust wurden die Soldaten so mißmuthig, daß sie nicht mehr stürmen wollten. Die Officiere mußten mit bloßen Schwerdtern und mit Partisanen zum Sturme treiben. Wurden sie zu neuen Stürmen kommandirt, so waren dieß immer ihre Worte: Sie giengen, vor dem stralsundischen Walle ihren Rest zu holen. Das

Feuer der Garnison wurde unaufhörlich unterhalten, Wallenstein hingegen spielte unausgesetzt gegen die Stadt mit Kartaunen. Ordentliche Stürme wurden nicht mehr gewagt. Noch lange Zeit dauerte die Kanonade, Wallenstein zog keinen Nutzen, vielmehr wurde sein Heer immer muthloser und schwächer. Er wünschte nach Mecklenburg zu gehen, um von seinem Fürstenthume Besitz zu nehmen, und that deswegen bald harte, bald mildere Vorschläge.

Die Belagerten hatten viel gelitten, aber ihr Muth war ungeschwächt. Sie hatten die See offen, bekamen neue Verstärkung, und erhielten Geld aus Hamburg und Lübeck. Der König von Dänemark näherte sich mit einer großen Flotte, denn durch Anspannung seiner letzten Kräfte hatte er zweihundert Schiffe ausgerüstet. Wallenstein besorgte mit Recht, der König möchte einen Einfall in Mecklenburg machen. Aus Preussen näherten sich schwedische Völker der Grenze Pommerns; die auf Rügen eingeschlossenen Kaiserlichen liefen in großer Zahl davon, und vor den Mauern Stralsunds hatten zwölf tausend Mann von dem Belagerungsheer ihr Grab gefunden.

Alle diese Umstände beugten Wallensteins stolzen Sinn, und um Mecklenburg zu retten, sah er sich genöthiget, die Belagerung aufzuheben. Er eilte daher, mit dem Herzoge von Pommern, der Stadt Stralsund wegen, einen Vergleich zu schließen.

Die vornehmsten Bedingungen desselben waren: Stralsund sollte nicht nur sein eigenes, sondern auch das dänische und schwedische Kriegsvolk abdanken; es sollte die neuen Aussenwerke niederreissen und ohne Erlaubniß keine wieder aufbauen; es sollte pommersche Besatzung einnehmen; die Besatzung sollte dem Kaiser, dem Landesfürsten, dem Churfürsten von Brandenburg und der Stadt schwören; es sollte die noch rückständigen fünfzig tausend Thaler in zwei Terminen bezahlen. Dagegen versprach Wallenstein der Stadt Befreiung von aller Einquartirung und von andern Lasten. Sobald der Herzog von Pommern diesen Vergleich unterzeichnet hatte, eilte Wallenstein nach Mecklenburg, obgleich gerade die Hauptsache fehlte — die Einwilligung der Stralsunder. Allein Wallenstein wollte sich nur mit guter Manier aus seiner Verlegenheit heraus ziehen, und dabei hatte er noch den Vortheil, die ganze Last des Vergleichs auf den Herzog von Pommern werfen, und an ihm Schadloshaltung suchen zu können.

Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, aber in alle Punkte des Vergleichs einzuwilligen, konnten sich die Stralsunder nicht sogleich entschliessen. Schon zu oft waren sie hintergangen worden, daher fürchteten sie neue Hinterlist, und darin irrten sie keineswegs. Der Waffenstillstand war noch nicht vier und zwanzig Stunden geschlossen, so wollten die Kaiserlichen die Wache eines Thors überfallen, al-

lein sie mußten mit Schande abziehen. Da nun zu derselben Zeit die Stralsunder wieder eine beträchtliche Verstärkung aus Schweden erhielten, so bedienten sie sich unversehens ihrer Macht, um die Feinde für den Bruch des Waffenstillstandes zu züchtigen. Die Garnison fiel aus, sie trieb den Feind aus der großen Stadtschanze, und schlug ihn zweimal in die Flucht. Fünfhundert Kaiserliche büßten den Frevel mit dem Tode, die Lebenden aber verloren nun vollends die Hoffnung, in die Stadt einzudringen. Da sie überdieß Mangel an Lebensmitteln litten, so zündeten sie die umliegenden Scheuren und Mühlen an, und zogen am vier und zwanzigsten Julius ab.

So endigte eine Belagerung, die Wallenstein blos zu seinem eigenen Vortheil unternommen hatte. Aber Stralsund war der erste Pfeiler, an welchem seine Feldherrenehre scheiterte.

Die Belagerung von Neiße.

Eine Scene aus dem siebenjährigen Kriege.

Die feste Stadt Neiße in Schlesien wurde im Jahre 1758. von österreichischen Truppen, welche der General Harsch kommandirte, belagert. Das Kommando in Neiße führte der preussische General Tres-

kow. Zwar bestand die Besatzung dieser Festung nur aus wenigen preussischen Truppen, aber die Oesterreicher befürchteten doch bald, daß es Schwierigkeiten haben dürfte, Neiße durch Gewalt der Waffen zu erobern, und daß, wenn die Belagerung sich in die Länge zöge, der König Friedrich der Zweite, ob er gleich damals mit seiner Armee sich in einer beträchtlichen Entfernung von diesem Orte befand, in der Folge es dahin bringen könnte den Entsatz desselben zu bewirken. Deswegen dachte man von österreichischer Seite darauf, eine Verrätherei zu bewerkstelligen, die man für das sicherste und geschwindeste Mittel hielt, in den Besitz der festen Stadt Neiße zu kommen.

Der General Treskow hatte nicht weit von dieser Stadt ein Gut; auf diesem wohnte seine Gattin, als die Oesterreicher unter dem General Harsch die Belagerung anfiengen. Er selbst war kurz vorher österreichischer Kriegsgefangener gewesen, und war in Oesterreich mit vieler Achtung behandelt worden. Auch hatte seine Gemahlin, welche, um ihm während seiner Gefangenschaft Gesellschaft zu leisten, zu ihm gereiset war, am kaiserlichen Hofe manche Gunstbezeugungen von der Kaiserin Maria Theresia empfangen, weswegen sie dankbare Gesinnungen gegen diese Monarchin hegte, und dieselben auch nach ihrer Rückreise aus Oesterreich in ihren Reden äusserte.

Auf diese Beobachtungen gründeten die österreichischen Befehlshaber der Truppen, welche Neiße belagerten, einen Entwurf, durch dessen geschickte Ausführung sie die Gemahlin des Generals Treskow dahin zu bringen hofften, daß sie ihren Gemahl bewegen würde, die Festung Neiße an die Oestereicher zu übergeben. Ein Baron von Eichberg, welcher kaiserlicher Rittmeister und Adjutant der Generale Laudon und Harsch war, wurde dazu ersehen, den gemachten Entwurf auszuführen. Dieser begab sich daher, den von seinen Obern erhaltenen Aufträgen gemäß, nach dem Gute des Generals von Treskow, und stattete bei der dort wohnenden Gemahlin desselben einen Besuch ab. Er sagte, er habe den Auftrag, sie von der Hochachtung zu versichern, die seine Generale gegen sie empfunden, und ihr, als einen Beweis derselben, Schutzbriefe für ihr Gut zu überreichen.

Die Frau von Treskow ward über diese Versicherung hocherfreut, und behandelte den Ueberbringer derselben als ihren Wohlthäter. Es war Abend, da er ankam; er wurde daher von ihr gebeten, auf dem Gute zu übernachten. Nachdem bei dem Abendessen der Nachtisch gebracht worden war, entfernte sich der Bediente; und da nun niemand mehr sich im Zimmer befand, als der Gast und die Frau vom Hause, so lenkte jener das Gespräch auf die Kaiserin Maria Theresia. Die Frau von

Treskow äusserte dabei, daß sie die Gnade in dankbarem Andenken behalten werde, welche ihr von dieser Monarchin erwiesen worden sey; und sie sagte vieles zum Lobe derselben.

Nunmehr glaubte der Baron von Eichberg, daß es Zeit sey, der Generalin den Antrag zu thun, um dessentwillen er eigentlich gekommen war. Er sagte nämlich: Sie könne sich die Kaiserin sehr verbinden, wenn sie es dahin brächte, daß die Festung Neiße an die kaiserlichen Truppen übergeben würde; und er sey bevollmächtigt, ihr und ihrem Gemahle auf den Fall, daß derselbe sich durch sie bewegen ließe, die Festung zu übergeben, eine überaus ansehnliche Summe als eine Belohnung zuzusichern, auch zu versprechen, daß, wenn es ihnen gefiele, hernach in's Oesterreichische zu ziehen, ihnen dort sehr große Auszeichnungen zu Theil werden sollten. Er setzte hinzu: die Sache sollte gewiß verschwiegen bleiben, und man könnte Einrichtungen treffen, daß die Unterhandlung nicht bekannt würde; es könnte ja zu einer verabredeten Zeit von den Oesterreichern ein verstellter Angriff auf die Festung gemacht, und der Einnahme derselben ein solcher Anschein gegeben werden, als sey die Festung wirklich durch Gewalt der Waffen erobert worden.

Die Frau von Treskow gerieth bei diesem Antrage in große Gemüthsbewegung. Nur mit

Mühe schwieg sie so lange, bis der Baron von Eichberg alles, was er sagen wollte, vorgetragen hatte. Dann sprang sie voll edlen Unwillens auf, rang wehmüthig die Hände, vergoß Thränen und bejammerte die Erniedrigung, die ihr, wie sie sagte, dadurch widerfahren war, daß man ihr einen solchen Antrag gethan und sie für fähig gehalten hatte, demselben willig Gehör zu geben. Oft rief sie mit einer durch Thränen fast erstickten Stimme aus: „Ist es möglich? Mir machte man einen solchen Antrag!“

Der Baron von Eichberg suchte sie zu besänftigen. Er sagte, der Antrag solle als nicht geschehen betrachtet, und verschwiegen gehalten werden. Er bat wegen desselben angelegentlich um Verzeihung; aber die tiefgekränkte Dame fuhr fort, ihren Unwillen zu bezeugen. Sie entsagte den empfangenen Schutzbriefen und erklärte, daß sie nicht länger auf ihrem Gute bleiben, sondern sich zu ihrem Gemahl begeben, und mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren theilen wolle. „Wir sind nicht reich, sagte sie zum Baron, dieß Gut ist unser Alles; durch die Ehre gezwungen, überlaß' ich es Ihrer Gewalt. Wollen sie sich rächen — wohlan, thun Sie es!“ Der Officier, von diesem Edelmuthe gerührt, bat sie auf seinen Knieen, daß sie ihm verzeihen, und daß sie auf ihrem Gute bleiben möchte. Sie versicherte ihn darauf von ihrer

Verzeihung, setzte aber hinzu, daß ihr Entschluß, sich nach Neiße zu begeben, fest stehe. Zugleich bat sie ihn, dafür zu sorgen, daß sie nicht von den österreichischen Truppen verhindert werde, diesen Entschluß auszuführen. Noch in derselben Nacht fuhr sie von ihrem Gute ab. Der Officier begleitete sie bis zu denjenigen Vorposten, die der Stadt am nächsten standen, und sorgte also dafür, daß sie sicher in die Stadt kam.

Der General von Treskow vertheidigte mit der Besatzung die Stadt so tapfer, daß er alle Angriffe der Oesterreicher vereitelte. Als sich nachher der König mit seiner Armeee näherte, hob der österreichische General Harsch die Belagerung auf.

Das Treffen bei Ebersberg.

Im Jahr 1809.

In dem großen Kampfe zwischen Oesterreich und Frankreich, im Jahre 1809., erlangte das kleine Städtchen Ebersberg im Erzherzogthum Oesterreich eine tranrige Celebrität — die Flammen verzehrten es nach einem äusserst blutigen Gefechte. Es muß doch wohl ein über alle Maßen Schauder erregendes Schauspiel gewesen seyn, da es einem französischen General, dem ja Schrecken der Schlachtfelder etwas gewöhnliches waren, Gelegenheit zu dem Ausrufe geben konnte: „Jamais je n'ai vu un spectacle si affreux! (Niemals hab' ich ein so gräßliches Schauspiel gesehen).“

An der Seite eines sehr steilen Hügels war amphitheaterförmig das Städtchen Ebersberg erbauet. Den Hügel, an welchen es sich lehnte, beherrschte ein ziemlich ansehnliches Schloß. Am Fuße dieses Hügels fließt die Traun, die zwar nicht tief, aber sehr breit ist. Ueber diesen Fluß führt eine hölzerne Brücke, die über eine Viertelstunde lang ist, und zum Eingange in das Städtchen dient, das blos in einer Gruppe von acht und fünfzig Häusern bestund. Da Ebersberg durch die Natur vertheidigt wird, so war es nicht befestigt, allein

es ist eine der vortheilhaftesten Militairstellungen, weil man von der einen Seite blos über eine Brücke dahin gelangen, und von der andern blos durch einen engen und beschwerlichen Hohlweg wieder herauskommen kann.

Der tapfere kaiserliche General Hiller hatte bei Eversberg, mit 35,000 Mann Oesterreichern, eine feste Stellung genommen, um das Vordringen der französischen Armee zu verhindern. Der Herzog von Istrien (Bessieres) und der Marschall Oudinot vereinigten sich am dritten Mai mit dem Herzog von Rivoli-Eßling (Massena), um die Oesterreicher aus ihrer Stellung zu verdrängen. Als diese die Franzosen anrücken sahen, wollten sie die Brücke verbrennen. Schon waren Maschinen festgemacht, als der Vortrab des Generals Claparedé, der aus den piemontesischen und corsischen Plänklerbataillonen bestand, die Wagen, Kanonen und acht bis neun hundert Mann in den Fluß warf. Inzwischen führten doch die Oesterreicher zwei Batterien auf. Ihre Kanonen machten ein so vortrefflich unterhaltenes Feuer, daß zwey Kompagnien Baiern, und ein Kompagnie Franzosen, welche den Uebergang versuchten, in einer Minute vernichtet wurden. Hierauf folgten einige Reuter, die ebenfalls niedergeschmettert wurden. Die Todten und Verwundeten, welche die Brücke bedeckten, hielten den Marsch so sehr auf,

daß die ganze Armee nach und nach hätte zu Grunde gehen können, wenn nicht Massena einen schrecklichen Befehl ertheilt hätte. Er befahl nämlich allen Verwundeten, die sich noch fortschleppen konnten, nach der Stadt vorzugehen, und ließ alle diejenigen, welche die Brücke verstopften, in den Fluß werfen, während mehrere am Ufer aufgeführte Kanonen das Feuer der Oesterreicher beantworteten.

Es war ein schrecklicher Anblick, wenn man die verstümmelten Soldaten sich in den Armen ihrer Kameraden sträuben sah, welche sie ins Wasser hinabstürzten, und wie diese, bald selbst verwundet, von den nachfolgenden Soldaten, wieder in den Fluß geworfen wurden.

Endlich erreichten die Franzosen die österreichischen Kanonen, zwangen ihre Feinde zum Rückzuge, und drangen in die Stadt ein. Hier begann eine neue Metzeley zwischen den Weichenden und Verfolgenden. Die Oesterreicher bedienten sich der Gebäude zu Batterien, und schossen unaufhörlich von den Dächern und aus den Bürgerhäusern auf die Franzosen, die in geschlossenen Gliedern vordrangen, und viel leiden mußten. Dieser Kampf hatte schon einige Stunden gedauert, als mit einemmale ganz Ebersberg in Flammen stand, und diese schnell um sich greifende Glut sperrte den weichenden Oesterreichern den Ausgang, und den Franzosen den Ein-

zug. Feuer und Schwerdt begannen gleichsam einen Wettstreit mit einander, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab stürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und versanken unter zerschmetterndem Geschrei in die über ihnen zusammenschlagenden Flammen. Halbverbrannte Leichname und röchelnde Sterbende lagen in den Strassen, und Kanonen und Wagen rollten über sie hin, und bahnten sich durch die zerfleischten Unglücklichen ihren Weg. Die Einwohner, die sich in ihre Keller versteckt, und alle Verwundeten, die einen Zufluchtsort in den Häusern gesucht hatten, wurden vom Feuer verzehrt, während mehrere Kanonen, welche den Rückzug der Österreicher deckten, den Hohlweg versperrten und die Franzosen aufhielten.

Das Gemählde, welches der unglückliche Ort, einige Stunden nach dem Gefechte, darbot, vereinigte in sich alle Arten von Schrecken: Die Brücke, mit Todten und Verwundeten bedeckt; der Fluß, voll Leichen und Trümmern; alle Häuser eingestürzt und rauchend; die Strassen mit verstümmelten und verbrannten Leichnamen versperrt, welche noch nach dem Tode den Ausdruck und die Stellung des schrecklichsten Schmerzgefühles behielten; unglückliche Weiber und Kinder, die eines in den Armen des andern verzehrt waren, und bei diesem allgemeinen Unglücke eine Armee, welche über diesen Schau-

platz der Verheerung unter dem Getöse einer kriegerischen Musik wegzog; Wagen, die über Tausende von Todten wegrollten, ihnen die Schädel verbrachen, und die Lappen ihrer Beute mit wegnahmen.

Der Abend hatte dem Gefechte ein Ende gemacht; aber die Flammen die in Ebersberg fortwütheten, und einen schrecklichen Feuerschein über den nächtlichen Himmel verbreiteten, brannten den ganzen Ort bis zur Asche nieder. Napoleon, der am andern Tage die Hillersche Position besichtigen wollte, fand es unmöglich, die Strassen der Stadt mit Pferden zu passiren. Die Pferde wurden auf einem Umwege um dieselbe geführt, und er selbst gieng mit seiner Suite zu Fuß durch die Stadt. Aber welch einen Anblick gewährte der Ort! Alle Strassen waren mit Todten und halb verbrannten Leichnamen angefüllt; überall sah man zerstreut umher Menschenarme, Beine und Köpfe neben den Aschenhaufen und den noch rauchenden Feuerbränden liegen. Der Geruch war so erstickend, daß alle Anwesende in des Kaisers Gefolge mit Taschentüchern Mund und Nase verstopfen mußten. Der Kaiser, von der Schreckensscene ergriffen, redete wenig und mit gepreßter Stimme; aber pralerisch und lügenhaft that er der Welt in seinem Bulletin kund: „Die Brücke, die Stadt und die Stellung von Ebersberg werden bleibende Denkmale des Muths der Sieger seyn. Der Wanderer wird still stehen

und ausrufen: Hier aus dieser prächtigen Stellung, von dieser so weit ausgedehnten Brücke, aus diesem durch seine Lage so festen Schlosse, wurde eine 35,000 Mann starke österreichische Armee durch siebentausend Franzosen vertrieben." — Die Wahrheit ist, daß die Franzosen den Oestereichern an Zahl überlegen waren, der Verlust aber auf beiden Seiten gleich war.

V.

Aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste,

der

Sitten, Gebräuche und Moden.

Hochzeitlicher Luxus der Deutschen im Mittelalter.

Es ist eine irrige Meinung, wenn man unsern Zeiten zur Last legt, daß der Luxus und die Verschwendungssucht nie eine solche Höhe erreicht haben, als in unsern Tagen. Ein Blick in die Geschichte der Vergangenheit belehrt uns eines andern. Schon im Mittelalter erzeugte der wachsende Wohlstand in Deutschland einen Aufwand und eine Verschwendung, die alle Schranken durchbrachen. Dieß zeigte sich nirgend mehr, als bei Hochzeitfesten, auf welche Summen verwendet wurden, die in Erstaunen sezzen. Beispiele geben davon den anschaulichsten Beweis.

Als Kaiser Philipp von Schwaben, ein Sohn Kaiser Friedrichs des Rothbarts, seine Hochzeit mit Irenen, König Rogers von Sicilien Wittwe, einer griechischen Prinzessin, feierte, wählte er zum Schauplatze der Festivitäten einen großen freien Platz im offenen Felde bei Augsburg, auf welchem auch schon Heinrich der Stolze von Baiern seine Vermählung gefeiert hatte. Die Stadt selbst war für die Menge der Gäste, welche von allen Seiten herbei strömten, zu klein; alles wohnte in Zelten und Hütten, und die schöne Jah-

reszeit und das Wetter begünstigten das Fest. Beinahe alle Fürsten Teutschlands waren mit ihren Gemahlinnen zugegen. Die Zahl der Ritter und ihrer Begleiter war fast unübersehlich, des gemeinen Volks nicht zu gedenken, das die Neugier aus allen benachbarten Städten und Gauen herbeilockte. Alles ertönte von Gesang und Tanz, und Turniere wechselten mit vielerlei andern Arten von Lustbarkeiten.

Eine größere Pracht und Verschwendung herrschte bei der zweiten Vermählungsfeier Kaiser Friedrichs des Zweiten. Die Braut war in Purpur und Gold gekleidet, umgeben von einem großen Haufen der schönsten Jungfraunn, ebenfalls in Purpur gekleidet. Viele Schiffe lagen zu Lustfahrten bereit, deren Hintertheil vergoldet, das übrige aber mit purpurnen Decken überzogen war.

Als der Graf Eberhard von Würtenberg sich im Jahr 1474. mit Barbara, des Herzog Ludwig von Mantua Tochter vermählte, wurden am Tage des Beilagers, auf und bei dem Schlosse Urach, vierzehntausend Personen gespeist. Vor der Speisekammer sprang aus drei Röhren Wein in ein großes Gefäß, in welchem eine große Menge hölzerner Becher zum Schöpfen für jedermann lagen.

Eines der glänzendsten Hochzeitfeste war das Herzogs Georgs des Bärtigen von Baiern-Landshut im Jahr 1475. Albrechts von Brandenburg Gemahlin erschien bei demselben in einem Ge-

folge von mehr als hundert adelichen Damen. Vierzehn Jungfrauen unter denselben trugen Federbüsche mit Diamantagraffen. Albrecht selbst brachte 1300 Pferde mit, und die Anzahl aller Pferde, die sämmtliche Gäste mit sich gebracht hatten, betrug 6400. Von der Pracht, die bei dieser Gelegenheit in der Kleidung herrschte, macht ein alter Schriftsteller folgende Beschreibung: „Item, darnach gieng die Braut, und führte sie der Kaiser (Friedrich der Dritte) und Herzog Otto, und der Kaiser hett an ein rotes gar kostenliches Stück, das war gilden, und hatte einen Ueberschlag mit gar kostenlichen Perlen gestickt, darinne versetzt gar viel kostenlichen Edelgestein von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. ꝛc. und viel ander Edelgestein, und hatte auch an dem Hals hengen ein gar kostenliches Kreuz, darinn versetzt war viel gar kostenlicher Edelgestein, und führte die Königinn (königliche Prinzessin Braut) bei der rechten Hand, und zur linken Hand gieng Herzog Ott, und hatt an einen braunen kurzen Rock; das halb Theil des Rocks war aller gestickt mit Perlen, desgleichen war die Kappen, und die einen Hosen mit gar schönen Perlein, auch darein versetzet Edelstein, und gieng zu der linken Seite. Item die Braut hatte an einen rothen seiden Rock von gar guten Atlas, und war von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die waren aber groß und schön, und gar gestickt von heidnischen

Blumen, und in den Blumen standen gar schöne Edelgestein, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hatte ein hohes Koller, das war ganz gestickt mit Perlein. Auf dem Haupt hatte sie eine kostenliche Kron, von gar kostenlichen Hefft=lein, und inwendig der Kron auf dem Haar hatte sie einen breiten Borden von gar großen Perlein, und unter der Kron hieng ein dünn Tuch hervor, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Au=gen sah, und hatte auch ein kostenliches Halsband, und gieng aufgerichtet, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und dazu grade, und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen. Auf die nemliche Art giengen auch die übrigen Fürsten, entweder ganz in gülden Stück gekleidet, oder in Kleidern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlein gestickt waren."

Schon in Herzog Otto's von Baiern Kleidung finden sich Spuren von dem sonderbaren Geschmacke unsrer Vorfahren. Aehnliche Beispiele waren nicht selten. So erschien z. B. der Erzherzog Maximi=lian, der Sohn des Kaisers, in einem kurzen rothen sammetnen Rocke, grau und weiß getheilt; Churfürst Albrecht von Brandenburg in einem at=lasnen Rocke, über den linken Arm mit zwei weissen und schwarzen durchgehenden Strichen, der Bräu=tigam, bei Einholung der Braut, aber in einem brau=

nen, weiß und grauen Rocke, und einem mit Perlen gesticken linken Ermel, worauf die Worte standen: „In Ehren liebet sie mich.“

Auch die alten sächsischen Fürsten begiengen dergleichen Feste mit ausserordentlicher Pracht. Als Magdalena, Tochter Herzog Georgs von Sachsen, mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg vermählt wurde, dauerten die Feierlichkeiten fünf Tage. Es waren dabei zugegen 22 Fürsten, 10 Fürstinnen, 5 Prinzessinnen, 20 Grafen und eine große Anzahl von Gästen aus der Ritterschaft und dem Adel. Diese Gäste hatten 2048 Pferde bei sich, welche der Braut Vater auf seine Kosten fütterte.

Ein sehr glänzendes Hochzeitfest wurde im Jahr 1512. gefeiert, als der Herzog Heinrich von Sachsen mit Katharinen, einer mecklenburgischen Prinzessin, Beilager hielt. Die beiden Brüder, Churfürst Friedrich und Herzog Johann, brachten ein sehr zahlreiches und prächtig gekleidetes Gefolge, und unter diesem 23 Edelknechte mit sich, die im Turniren große Fertigkeiten besaßen, und alle in eine Farbe gekleidet waren. Die Kleidung selbst bestand in kurzen rothen Röcken, mit vier kleinen Falten unterhalb dem Gürtel. Herzog Georg hielt seinen Einzug ebenfalls in Begleitung eines köstlich geschmückten Zugs, und seine Gemahlin fuhr in einem vergoldeten Wagen, welchen acht graue Hengste zogen. Die Braut wurde das erstemal, eine halbe Stunde

vor Freiberg, durch Abgesandte des Bräutigams empfangen. Sie hatte zwei vergoldete, und mit schwerem goldenen Zeuge bedeckte Wagen bei sich. Der zweite Empfang geschah im Felde vor Freiberg, durch den Bräutigam und seine Verwandten selbst. Der Bruder desselben hielt die Anrede, und der Braut Bruder führte das Wort auf der andern Seite. Als der Zug wieder nach der Stadt gehen sollte, wurde die Ordnung desselben auf dem Felde durch die Marschälle und Hofmeister genau und umständlich veranstaltet. Das Gefolge des Bräutigams eröffnete den Zug. Die Hauptfarbe ihrer Kleidung war gelb und roth, die Beifarben grün, braun und weiß, und letztere hatten wieder Querstreifen von den Hauptfarben. Herzog Georgs Zug war ganz schwarz gekleidet.

Als sämmtliche Gäste in die Stadt gekommen waren, wurde zuerst ein Turnier gehalten, und sodann in der Kapelle das Tedeum gesungen. Ein Tanz beschloß die Feierlichkeit, allein erst am folgenden Tage begannen die eigentlichen Feste. Unter Begleitung von zehn fürstlichen Personen gieng das Brautpaar in die Domkirche zur Brautmesse. Hier hatte jeder Gast in Rücksicht auf Kleiderpracht sein Möglichstes gethan. Man sah die mannigfaltigsten Trachten und Schnitte, und besonders waren goldene Ketten ein Artikel, worin immer einer den andern zu übertreffen suchte. Ein gewisser Edelmann trug für

2000 M. fl. Ketten an sich. Vor der Braut giengen zwölf Diener, mit eben so viel Kerzen in der Hand, her. Herzog Georgs von Sachsen Gemahlin trug einen mit Perlen über und über gestickten Rock, ausser einer Menge von Edelsteinen und goldenem Geschmeide. Zwei Grafen und zwei Ritter trugen ihre Schleppe. Die Landgräfin von Hessen war eben so kostbar gekleidet. Alle Fräulein, die den Zug begleiteten, trugen Röcke von schwerem goldenen Zeuge, und waren mit Perlen und Kleinoden bedeckt. Die Fräulein im Gefolge der Gemahlin Herzog Georgs trugen rothe sammtne Röcke, mit Perlen reich gestickt, und große goldene Ketten. Die Braut, die Fürstinnen und andere als Gäste anwesenden Frauenzimmer nicht gerechnet, waren 160 solcher geputzter Damen. Die gemeinste Tracht war Sammet. Auch diesen Tag beschlossen Turniere. Den dritten Tag wurde ein Stechen im hohen Zeug und ein Schwerdtkampf gehalten, wobei acht Danke an die Sieger ausgetheilt wurden, nämlich vier Fürstendanke und vier Gesellendanke. Wolf von Schönberg, Innocenz von Starschedel, Hans Metzsch und Martin von Waldenfels erhielten die Preise, welche in einem goldenen Schwerdte, Schüssel, einer Lanze und ein paar Handschuhen bestanden, und von den Damen ausgetheilt wurden.

Die Rechnung von den Zehrungs- und Speisekosten bei dem Beilager des Grafen Günthers

von Schwarzburg, mit dem Beinamen des Streitbaren, das im November 1560. gefeiert wurde, ist nicht nur wegen ihren Stärke, sondern auch wegen ihrer Mannigfaltigkeit und des Sonderbaren mancher Artikel, merkwürdig. Es wurden zu diesem Feste 64 fürstliche und gräfliche Personen und 84 Ritter eingeladen, die denn ein ungeheueres Gefolge, und eine große Menge Pferde mit, ur Stelle brachten.

Das Verzeichniß des bei dieser Gelegenhait Verbrauchten ist folgendes: 700 Malter Korn (vermuthlich das Malter zu 4 Maas oder Scheffel gerechnet.) 120 Hirsche. 116 Rehe. 150 große und kleine wilde Schweine. 850 Hasen. 20 Auerhähne. 35 Birkhühner. 300 Rebhühner. 200 Schuepfen. 60 Haselhühner. 85 Schock Krametsvögel. 150 Stück welsche Hühner. 20 Schwäne. 24 Pfauen. 14 Schock andere Vögel. 8 Schock wilde Gänse. 100 Stück Ochsen. 1000 Stück Hammel. 70 Schock Hühner. 45 Schock zahme Gänse. 3550 Schock Eyer. 175 Schock Kapaunen. 245 Spanferkel, gebraten. 200 Seiten Speck. 8 Rinder, geräuchert. 47 Stück Schweine. 24 Saugkälber, ein Jahr alt. 40 junge Saugkälber. 4 Tonnen Schmalzbutter. 8 Tonnen gesalzene Butter. 7 Faß Weinessig. 10 Faß Biereſſig. 200 Fäßlein eingemachtes Wildpret. 720 Schock große Karpfen. 21 Centner Hechte. 85 Schock grüne Forellen. 4 Centner grüne Aale. 7 Fuder Krebse. 60 Stübchen Schmerlen. 24 Stübchen kleine Gemangfische, 10

Schock Neunaugen. 30 Schock Barbensaalfisch. 3 Tonnen gesalzenen Hecht. 6 Tonnen Lachs. 2 Tonnen Stör. 1 Tonne gesalzenen Aal. 1 Ballen Schollen. 1 Ballen Stockfisich. 3 Tonnen Rothschier. 4 Tonnen Rochen. 3 Tonnen Heringe. 3 Schock gedörrte Lamparten. 3 Centner Zwetschgen. 1 Tonne Honig. 13 Centner Wachs. 2 Centner Reis. 3 Centner Hirse. 10 Centner Unschlitt. 1 Centner Kirschmus. 12 ganze Parmesankäsche. 700 holländische Käse. 4 Körbe Rosinen. 1 Butte Oblaten. 700 Kronen für Zukkergebackenes. 200 Thaler für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln. 700 Klaftern Holz. 4800 Malter Hafer.

Noch größer ist fast der Luxus, der bei dieser Gelegenheit im Getränke herrschte, da natürlich die Sitte des Zeitalters hier noch größere Mannigfaltigkeit und Menge heischte. Man brauchte 20 Lägel Malvesier. 25 Lägel Rheinfall. 25 Fuder Rheinwein. 30 Fuder Würzburger und Frankenwein. 6 Fuder Nekarwein. 12 Faß Breihahn. 24 Tonnen Hamburger Bier. 12 Faß Eimbecker Bier. 12 Faß Braunschweiger Bier oder Mumme. 6 Faß Gose. 6 Faß Mindisch Bier. 10 Faß Arnstädter Bier. 30 Faß Zelbisch Bier. 10 Faß Englisch Bier. 200 Faß Speisebier, ohne was sonst noch an alten Kräuterbieren (als Hirschzungen- Salbey- Beyfußbier und dergl.) vertrunken wurde. 1010 Eimer Landwein. Ferner 4500 Thaler für Kleidung und Pferdeschmuck. 4500

Thaler für Stallung, rauch Futter und Trinkgelder auf 3500 Pferde. 10,000 Thaler für Bekleidung, Teppiche und Umhänge der Gemächer.

Im Jahr 1578. vermählte sich Wilhelm von Rosenberg, ein sehr reicher böhmischer Edelmann, mit der Prinzessin Anne Maria von Baden. Auf diesem Hochzeitfeste, welches von 26sten Januar bis ersten Februar dauerte, und zu welchem, ausser vielen andern vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern, und der Erzbischoff von Prag geladen waren, wurde auf den Tafeln verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 50 Fäßchen gesalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Drosseln, Krammetsvögel, Schnepfen und Holztauben, 150 gemästete Ochsen, 20 jährige Kälber, 526 junge Kälber, 1526 Würste, 150 Mastschweine, 456 Leberwürste, 326 Bratwürste, 450 Schöpse, 395 Lämmer, 504 größere Ferkel, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Schöpse, 350 Pfauen, 1335 Gänse, 3106 Kapaunen, Hähne und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 3400 andere Fische, 5200 Schock Krebse, 7096 Stück geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespaßen, 675 Bricken, 300 Nessel Gründlinge, 780 Bücklinge, 4 Hausen, 4 Tonnen Heringe und 30,947 Eier. An ungerischen, tyroler, österreicher und Rheinwein giengen 1100 Eimer auf, an Bier

903 Faß. Die Pferde der Gäste verzehrten 3073 Strich Haber.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen nicht nur so schmackhaft als möglich zubereitet — wenn man die silbernen Deckel abnahm, mußte ein starker Duft der köstlichsten Gewürze aus den Schüsseln steigen — sondern auch dem Aeussern nach mit kostbaren Verzierungen bekleidet. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichsten Erfindungen ergötzten. Zu diesen ungeheuren Verschwendungen der Tafel rechne man noch an den fürstlichen Höfen die musikalischen Kapellen, die Feuerwerke seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, die große Menge unnöthiger Hofleute, Hofzwerge, Hofnarren und Hofbediente, die vielen Hunde, Pferde, Jäger, Goldmacher, das Spielen, die neuen unnöthigen Gebäude und dergleichen, und man wird leicht begreifen, daß bei einer solchen Wirthschaft der Verfall der fürstlichen Kammern unvermeidlich war, und daß die Fürsten, wie die Grafen und Herrn, sich nothwendig in Schulden steckten und zu Grunde richteten. Der Churfürst August in Sachsen hinterließ im Jahr 1586. einen Schatz von siebenzehn Millionen, wovon im Jahr 1613. nichts mehr da war. Im Jahr 1594. übernahmen die baierischen Landstände sieben und vierzig Tonnen Goldes fürstlicher Schulden, die sie in zwölf Jahren abtragen wollten.

Selten wurde an großen und kleinen Höfen ein Landtag gehalten, auf welchem nicht von der Uebernahme alter Schulden, oder der Bewilligung neuer Steuern, gehandelt wurde.

Fürsten und Herren waren aber nicht die einzigen, welche der Schwelgerei ergeben waren; sie erstreckte sich auch auf die mittlern und niedern Volksklassen. Schon im Jahr 1423. erließ der Landgraf Ludwig der Erste von Hessen eine Verordnung, welche allein hinreichend wäre, gegen die von Manchen so hoch gepriesene Frugalität der Vorzeit einen Zweifel zu erregen. Es heißt in dieser Verordnung unter andern: Item were Hochtzeit oder Wirthschaft in unsrer Stadt Cassel haben oder machen will, es sey Pfaff, Leien oder Hofgesinde, die sollen das halten, als hernach geschrieben stehet ꝛc. ꝛc. fortmehr zu der Hochtzeit an dem ersten Abende mag man haben fünfzehn Schüsseln und nicht mehr — — am andern Tage zu der Braut Suppen auch fünfzehn Schüsseln, and zu dem rechten Imbs fünfzig Schüsseln, und die Diener zehn Schüsseln, und am Abende mag man auch haben fünfzehn Schüsseln, für zwei Menschen wäre eine Schüssel zu rechnen ꝛc. ꝛc.

Aehnliche Verordnungen wurden zu verschiedenen Zeiten, in jedem Lande und in jeder größern Stadt, gegeben und erneuert. Allein demohngeachtet stieg der Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen in

so sinnreicher Erfindung, daß kein Policeigesetz ihm hinlänglich begegnen konnte. Vormals hatten die Handwerksleute und Bürger bei ihren Hochzeiten und Tänzen nur Trommelschläger, oder einen Sackpfeifer. Nach der Zeit nahmen sie Geiger: nun aber wollten auch sie die Hausleute oder Stadtpfeifer, auch wohl gar Posaunen und Trompeten haben. In der Hochzeitordnung der Stadt Münden wurde verordnet, daß bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische, jeder zu zehn Personen, seyn sollte. Zu einer kleinen Hochzeit erlaubte man vierzehn Tische. Der Schmaus sollte nicht über drei Stunden dauern. Hinter dem Hochzeithause saßen die Stadtarmen, die das Rathszeichen trugen; diese mußten zu essen bekommen: und vor dem Hause versammelten sich die Siechen des Orts.

In Chursachsen war man strenger. Nach der Policei- und Kleiderordnung vom Jahr 1612. sollte keiner vom Adel bei einem Hochzeitmal mehr als acht Tische setzen, und, ausser dem Obst, nicht über zwölf Gerichte geben, bei hundert Thaler Strafe. Bei bürgerlichen Hochzeiten sollte allemal der Magistrat die Anzahl der Gäste und Tische nach Beschaffenheit der Umstände bestimmen: doch wurden nicht mehr als fünf Gerichte, ausser dem Käse, Kuchen und Obst, und nur zweierlei Wein und zweierlei Bier erlaubt, kein Malvasier, kein Rheinfall, Alicante, Muscateller, Veltliner oder andere

ausländische Weine. Würde jemand mehr Gerichte oder Getränke geben, so sollte er für jedes zwanzig Gulden Strafe erlegen. Auch sollten alle Schau- und Beiessen gänzlich abgeschafft seyn. Auf vornehmen Hochzeiten sollten die Stadtpfeifer für den Tag nicht mehr als fünf Thaler bekommen, und weder an des Bräutigams noch an der andern Hochzeitgäste Tischen auflegen lassen, blos den Junggesellentisch ausgenommen Den Geringen sollte, auf vornehmen Hochzeiten, nicht mehr denn drei Thaler für den Tag gegeben werden. Handwerksleute und andere gemeine Bürger sollten zu ihren Hochzeiten die Stadtpfeifer nicht nehmen, sondern sich an den Geigern, oder, wie vor Alters gebräuchlich gewesen, mit den Trommmelschlägern begnügen; jene sollten für den Tag zwei, diese einen Reichsthaler bekommen.

Alle diese und andere Einschränkungen des Luxus waren gut gemeint, wurden aber schlecht beobachtet und bald wieder vergessen. Die Moralisten eiferten und jammerten darüber, und die Prediger prophezeihten, daß Gott Krieg in's Land schicken werde, daß Hunger und Pest entstehen müßten und dergl. So voreilig die Prophezeihung zu seyn schien, so richtig war die Bemerkung, daß ohne eine solche allgemeine Revolution dem Unwesen nicht gesteuert werden konnte.

Ein stattliches Gastmahl

im fünfzehnten Jahrhundert.

(Aus Könighofens Strasburger Chronik.)

Ruprecht, ein Herzog von Baiern, Herzogs Stephan, Pfalzgrafen Sohn, kam im Jahr 1445. an das Bisthum Strasburg. Auf Dienstag vor Valentin ritt er zu Strasburg ein mit 500 Pferden, und hatte seinen Vater, Stephan, bei ihm, auch seiner Brüder Einen und sechzehn Grafen und Herren.

Nach gehaltener Messe gieng der Bischof mit seiner Herrschaft in den Hof, und man saß zu Tische, und trug manche Essen und fremde Tracht auf. Unter andern brachte man dem Bischof ein Gebakkenes, das war ein Schloß und so groß als ein Seister. Da thät der Bischof an dem gebackenen Schloß ein Fensterlein auf, da flogen Vögelein heraus; darnach thät er ein Thürlein auf; da war ein Weiherlein darin gemacht, das lief voll lebendiger Fischlein. Darnach brachte man ihm eine andere Tracht, das war ein Spinnfärlein, gebraten, halb vergoldet, halb versilbert, zum dritten Essen einen gebratenen Pfauen mit seinen Federn.

Es saßen in dem einen Saal mehr denn 300 Priester, und man gab in drei Gängen und jedes

Mahl fünf Trachten, und war jedes Essen anders, denn das andere.

Erster Gang: Ein Kraut — Rindfleisch — weisse Mandeln und Hühner darin — Schwarze Gallrei= Fische — Pastet von Fladen.

Zweiter Gang: Schwarz Pfeffer, darin schwei= nen Wildpret. — Gebratenes von einem Hirsch — Grießmuß mit braunem Zucker — ein gefärbt Ge= backenes — ein Essen, was weiß und gelb, war lind zu essen.

Dritter Gang: Reiß mit Zucker besäet — Kappenhühner und Spinnfährlein gebraten — Gall= rey, darin Hühner, Koppen und ein Soß dabei — Ge= backenes, wie Regelsbirnen, Zwetschgen, Pflaumen.

Es giengen auch vor dem Tisch acht Propheten, die hatten ihre Reim und Sprüch, waren auch be= kleidet wie die Propheten, hatten auch in ihren Hän= den allerlei Saitenspiel, und spielten vor dem Tisch.

Geschichte der Bärte.

Jedes Volk, jedes Alter und jeder Stand opfert der Mode, und wird mehr oder weniger von ihr beherrscht. Der männliche Bart diene zu einem Be= weise. In allen Zeitaltern war die Art und Weise, wie man seinen Bart trug oder schor, dem Wechsel

so sehr unterworfen, wie jede andere Mode. Es gab eine Zeit in Europa, wo ein langer, dichter Bart gleichsam für ein sichtbares Sinnbild von Weisheit und Klugheit galt, und wo ein Mann mit einem geschornen Kinn als ein Sonderling angestaunt wurde. Der Bart aber nicht allein, sondern auch seine Form und Gestaltung, erlitt eine Menge seltsamer Veränderungen.

Schon im grauen Alterthum galt ein großer hängender Bart für ein charakteristisches Kennzeichen des höchsten Wesens. Der Jupiter der Heiden, samt allen übrigen Bewohnern des Olymps würden ohne diese majestätische Zier nie für das erkannt worden seyn, was sie waren. Moses verbot den Juden das Scheeren des Bartes, und die alten Philosophen betrachteten ihn als das eigentliche Symbol ihres Standes. Bei den alten Teutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach; bei den Indiern eine schwere Strafe. Noch jetzt wird, nach Niebuhrs Berichte, derjenige, der sich, aus Unachtsamkeit oder auf eine andere Weise, den Bart scheren läßt, in Basra beschimpft, und mit dreihundert Stockschägen bestraft. Die Beduinen haben eine so große Achtung vor dem Bart, daß Weiber und Kinder allemal den Bart ihrer Männer und Väter küssen, wenn sie einander begrüßen; das thun auch die sich begegnenden Männer. Die Indianer in Quito kennen keine

größere Beschimpfung, als das Abschneiden des Bartes; daher denn diese Strafe auch nur bei sehr großen Verbrechen üblich ist.

Egypter, Griechen und Römer ließen Jahrhunderte lang ihren Bart wachsen, die letztern aber fiengen an, sich rasiren zu lassen, als Publius Sicinus ihnen (454 Jahre nach Erbauung der Stadt) aus Sicilien eine gute Anzahl Barbierer mitbrachte. Scipio, der Afrikaner, war der erste, welcher die Mode einführte, dieses täglich zu thun. Es gab zu großen Ceremonienvisiten Veranlassung, wenn einem römischen Jünglinge zum erstenmal der Bart abgenommen wurde. Dieses geschah vom ein und zwanzigsten bis zum neun und vierzigsten Jahre; von diesem Alter an war es keinem Römer mehr erlaubt, den Bart nicht lang zu tragen. Der Erstlingsbart wurde in einer goldenen oder silbernen Büchse verwahrt, und einer Gottheit, sonderlich dem Jupiter im Kapitol, geweiht. Vierzehn der ersten römischen Kaiser ließen sich rasiren, aber Kaiser Hadrian setzte die Bärte wieder in ihre alten Rechte ein, weil er die Narben seines Gesichts gern verdecken wollte, und alle seine Nachfolger thaten bis auf Constantin ein gleiches.

Die ältesten Christen liebten ein geschornes Kinn, und widmeten die erste Bartschur den Märtyrern und Heiligen. Personen von Ansehen pflegten sogar ihren Kindern zum erstenmal den Bart durch andere

Personen von Stande rasiren zu lassen, die dadurch ihre Pathen oder geistlichen Väter wurden. Ja, man wurde schon der Pathe eines Jünglings, indem man ihm nur den Bart berührte. Ein anderer alter Gebrauch war, daß man bei Verträgen und schriftlichen Verhandlungen, zur größern Bekräftigung, einige Barthaare an das beigedruckte Siegel befestigen, und dieses ausdrücklich in der Unterschrift mit anmerken ließ. So heißt es in einem Schenkungsbriefe vom Jahr 1181 „mit Beifügung dreier Haare aus meinem Barte.“ Oft diente ein Bart auch zur Geissel und Unterpfand. In den siegreichen Kriegen, welche die alten Portugiesen in Ostindien führten, gerieth Don Castro, einer ihrer Generale, in Geldverlegenheit. Er ersuchte einige Kaufleute zu Goa um einen ansehnlichen Geldvorschuß, den er auch erhielt, und setzte dafür einige Locken von seinem Barte zum Pfand ein, die er, zur gesetzten Zeit, mit Ehren wieder auslösete. Ein Schwur beim Barte hatte stets die größte Glaubwürdigkeit.

In der christlichen Kirche war der Bart Jahrhunderte lang ein Gegenstand der Zwietracht; der einen Parthei galt er als ein Zeichen der Rechtglaubigkeit, von einer andern wurde er für die ausgesteckte Fahne der Ketzerey erklärt. Es wurden Provincial-, National-, General-Concilien, Synoden und Kapitel von allen Mönchsorden gehalten, um

diesen ehrwürdigen Auswuchs des Kinns zu untersuchen, und aus allen diesen Untersuchungen entstandenen Streitigkeiten ohne Zahl, wo die Frage erörtert wurde: welche Gestalt man ihm geben müsse, und ob man ihn ohne Sünde dürfe wachsen lassen? Bald befahl man ihn rund, bald viereckigt, bald ausgezackt zu tragen, und jedesmal wurde der Bannstrahl gegen die aufgehoben, welche dem neuen Rathschlusse nicht gehorsam waren. So lange man sich nur über Form und Größe stritt, nahm blos die abendländische Geistlichkeit Theil daran; als aber im zwölften Jahrhundert die Geistlichen, zum Unterschied von den Weltlichen, sich rasiren ließen, gerieth das ganze Morgenland in Aufruhr. Alle Glaubigen in Asia und Afrika eiferten für die Sache des Bartes, und erklärten die Bartlosen geradezu für Ketzer. Die morgenländischen Mönche und Bischöfe hielten so fest auf die Bärte, als auf ihren Glauben, und noch heutiges Tages würde bei den Griechen das Bild eines bartlosen Heiligen für ein schreckliches Aergerniß gelten.

Im Abendlande ließ sich die Geistlichkeit rasiren, ohne sich an die Vorwürfe der Morgenländer zu kehren. Es wurden besondere Tage festgesetzt, an welchen die Mönche sich den Bart abnehmen lassen sollten, nämlich einmal in der Fasten, und das übrige Jahr alle vierzehn Tage, die Einsiedler hingegen alle sechs Wochen. Die alten Karthäuser ließen

sich sechsmal im Jahr den Bart scheeren, die heiligen Abende vor Ostern, Pfingsten, Mariä Himmerfahrt, Allerheiligen, Weihnachten und Anfang der Fasten. In der Folge thaten sie es den ersten Tag vor jedem Monat, und nach neuern Statuten alle vierzehn Tage. Den Prioren und andern, die in Klostergeschäften ausgehen mußten, wurde erlaubt, sich alle Wochen rasiren zu lassen. In einigen alten Klosterstatuten findet man sogar die Regeln vorgeschrieben, die beim Rasiren beobachtet werden mußten. Die Mönche versammelten sich nämlich an den festgesetzten Tagen im Kloster, die Kranken allein ausgenommen. Jeder rasirte sich selbst, oder ließ sich diesen Dienst von einem Mitbruder erweisen. Ein Mönch hatte die Geräthschaften in Verwahrung, und theilte die Scheermesser, ein anderer hingegen die Becken aus, und diejenigen, welche die Woche bei Tische aufgewartet hatten, sorgten für warmes Wasser. In jedem Kloster war nur ein Streichriemen, um die Scheermesser zu schärfen, und es war verboten, ihn zu beschädigen, das Rasierwasser zu verschütten, und dergleichen, bei Strafe einiger Streiche. Während der Operation wurde nicht gesprochen, und zu Zeiten ein Psalm gesungen. Geschah es, daß man zum Gebete läutete, so mußten die Mönche, welche noch nicht fertig waren, dieß bis nach der Kirche aufschieben, in der Kirche selbst aber ihren Platz nicht im Chore, sondern an einem abgesonder-

ten Orte einnehmen. Den jungen Geistlichen wurde der Bart das erstemal mit vielem Pompe abgenommen, und vor und nach dem Abscheeren verlas man besondere Gebete.

In den ersten Jahrhunderten ihrer Monarchie hielten die Franzosen große Dinge auf einen langen Bart. Man trug ihn als ein Ehrenzeichen, und ein langer Bart unterschied einen Franzosen von andern unter das Joch gebrachten Völkern. Unter König Heinrich dem Ersten glich das Gesicht der damaligen Stutzer, durch die Art, wie sie sich den Bart und die Haare zu verschneiden pflegten, vollkommen einer dreifachen Kaskade. Ihre runden, gleichen und flachen Haare giengen nicht über die Ohren, und waren gleichsam der erste Fall; die herabhängenden Knebelbärte ohne Spitze bildeten den zweiten, und der lange, spitzig zulaufende Bart am Ende des Kinns, der dritte Fall. Die jungen Herren trugen große Sorgfalt für ihre Bärte, allein gegen das Ende des eilften Jahrhunderts erklärte der Erzbischof Wilhelm von Rouen den langen Haaren und Bärten den Krieg, und trieb es so weit, daß im Jahr 1096. auf einer Kirchenversammlung ausgemacht wurde, es sollten die, so lange Haare trügen, zeitlebens von der christlichen Kirche ausgeschlossen seyn, und man sollte nach ihrem Tode nicht für sie bitten. Diese Sache lief aber nicht so ganz ruhig ab, denn die Bärte fanden mächtige Verthei-

diger. Das allertraurigste aber war, daß sich König Ludwig der Siebente selbst den Bart scheeren ließ, um den Befehlen der Bischöfe zu gehorchen. Seine Gemahlin Leonore fand das lächerlich, und es entstand darüber ein solcher Zwiespalt unter den königlichen Ehegatten, daß sie sich von einander scheiden ließen. Sechs Wochen nach dieser Ehescheidung vermählte sich die Königin mit dem Herzoge Heinrich von der Normandie, welcher nachher König von England wurde, und zur Mitgabe brachte sie ihm Poitou und Guyene zu. Hierauf entspannen sich alle jene Kriege, welche Frankreich länger als drei Jahrhunderte verwüsteten. Es mußten über drei Millionen Franzosen sterben, weil sich ein Erzbischof über die Bärte entrüstet, weil sich ein König hatte barbieren lassen, und weil er seiner Gemahlin mit einem glatten Kinn lächerlich vorgekommen war.

Nach und nach kamen die Bärte in Frankreich aus der Mode, und man sah keine mehr, bis Franz der Erste sie wieder herstellte. An seinem Hofe erschien die ganze galante und kriegerische Jugend in langen Bärten, nur die Magistratspersonen und die Geistlichen nicht. Zwar machten die Kardinäle, als Fürsten der Kirche, auch Ansprüche auf diesen männlichen Prunk, allein man stritt es ihnen ab. Ein unrasirter Bischof, der in aller Pracht und Herrlichkeit vor der Thüre seiner Domkirche erschien,

um Besitz von seinem Sprengel zu nehmen, wurde von einem Trupp rasirter Chorherren abgewiesen, die sich weigerten, ihm den Eintritt zu verstatten, wenn er nicht Gebrauch von der goldnen Scheere machen wolle, die man ihm überreichte, um sich den Bart abzuschneiden.

An der Form des Bartes wurde nirgend mehr gekünstelt, als in Frankreich. Auf den langen Bart, der unter Franz dem Ersten Mode war, folgte der Zwickelrunde, dann der Zwickelbart oder das Barttoupet, das wie ein Sträußchen unten am Kinn saß, ferner die in Form eines Schwalbenschwanzes geschnittenen Bärte, die frisirten Bärte, die Knebel- und Schnurrbärte, die auf türkische und spanische Manier, in Gestalt eines Dolchheftes, gestutzten Bärte, und noch eine Menge anderer Bartformen. Unter Heinrich dem Vierten trug man drei Finger lange Bärte, die breit geschnitten wurden, wie Fächer, zugleich aber ein paar lange und steife Knebelbärte, wie die Katzen haben. Des Abends machte man seinen Bart mit einer eigenen wohlriechenden Wachspomade zurechte, und schloß ihn alsdann in eine Art von Kapsel, damit er des Nachts nicht Schaden leiden möchte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten war vornämlich der kleine Stutzbart unter der Nase in Ehren, bis endlich die Bärte von den meisten Mannspersonen gänzlich aus dem Gesichte verbannt wurden. Man behauptet,

daß eine gewisse häßliche Krankheit, welche die Spanier aus Amerika nach Neapel brachten, und welche Bart und Haare ausfallen machte, einen großen Einfluß auf diese Bartrevolution gehabt habe. Einige große Herren, die von dieser Krankheit litten, und sich schämten, öffentlich die Merkmale ihrer Ausschweifungen zu Schau zu tragen, entschlossen sich, lieber dem Barte ganz zu entsagen. Viele folgten ihrem Beispiel aus Noth oder Schmeichelei, und nach und nach verbreitete sich die neue Mode, das Gesicht zu rasiren, von Land zu Land.

Da der Bart warm macht, so wär' es natürlich, daß man ihn im Morgenlande abscheere, und in Europa wachsen ließe. Aber in Asien sind die Gebräuche so unveränderlich, wie die Staatsverfassungen. Seit zwei tausend Jahren haben sich daselbst die Sitten nicht verändert. Im Alterthum trugen die Menschen daselbst ihren Bart, und die Nachkommen tragen ihn noch: Karl der Zwölfte, König von Schweden, konnte die Janitscharen zu Bender nicht eher in Wuth bringen, bis er ihnen mit Abschneidung der Bärte drohte. Wer einem Muhamedaner auf den Bart spuckt, oder sich gegen ihn der Worte bedient: „Dreck auf deinen Bart!" erweiset ihm eine Beleidigung, welche der Beleidigte mit Blut rächen muß. Geschah es ohne Vorsatz, so muß der Beleidiger den andern um Verzeihung bitten, und seinen Bart küssen. Die Sineser,

denen die Natur große Bärte gewissermassen versagte, sparen keinen Fleiß, die ihrigen so lang wachsen zu machen, als möglich, und beneiden uns Europäer, weil uns die Bärte ohne Mühe kommen. Die Perser halten den Bart heilig, und warten ihn mit großer Sorgfalt. Weil schwarze Bärte bei ihnen Mode sind, so färben sie ihre Bärte vermittelst einer Salbe, wenn ihnen Alter oder Natur einen andern Bart gegeben haben. Ein ehrbarer Türke hingegen hält es für unanständig, seinen Bart zu schwärzen. Es gehört bei türkischen Besuchen mit zu den Ehrenbezeugungen, daß der Bart mit wohlriechendem Rauchwerk geräuchert wird. Ein Knabe kniet mit dem Rauchfasse vor jedem Gaste, der begierig den Wohlgeruch in seinen Bart zieht. In Arabien ist es eine Schande, mit geschornem Barte zu gehen. Einem den Bart abschneiden, ist in Egypten eben so viel, als ihn auf's schändlichste verunehren, und als seinen Leibeignen behandeln. Bei dem Barte der Braminen in Hindostan wird geschworen, und in Tibet tragen die Geistlichen falsche Bärte. Die Mauren in Afrika sind auf nichts stolzer als auf ihren Bart; sie kämmen und balsamiren ihn, und er ist der erste Gegenstand ihres Putzes.

Von den Amerikanern sind blos die Esquimaux, und noch zwei oder drei andere Völkerschaften im mittäglichen Amerika, etwas bärtig. Als die dünnbärtigen, oder fast bartlosen Bewohner dieses großen

Welttheils die ersten Europäer sahen, traf ihre größte Verwunderung die langen Bärte, die man damals in Europa trug, und die ihnen, als eine seltsame Häßlichkeit, reichen Stoff zum Lachen gaben.

Es gab eine Zeit, da man die falschen Bärte den natürlichen vorzog. Der Erfinder derselben war ein Spanier, und seine Landsleute gaben seiner Erfindung so großen Beifall, daß jedermann sich das Gesicht scheeren ließ, und einen falschen Bart trug: man wechselte den Bart, wie die Perücken. Da aber viele Mißbräuche damit getrieben wurden, so wurden sie verboten. Den Bart zu schmücken, wurden viele Mittel ersonnen. Man wichste ihn mit eigenen dazu präparirten Wachsstangen, die ihm nicht allein die Modeform, sondern auch die Farbe, oder den Wohlgeruch gaben, die er haben sollte. Des Abends wurde er gewaschen, gekämmt, balsamirt und dann in einen Beutel oder Säckchen gesteckt, damit er im Schlafe keinen Schaden nehme. Die Mannspersonen von gutem Tone führten kleine Bürstchen bei sich, die ausdrücklich dazu verfertigt waren, einen verwirrten Bart wieder in Ordnung zu bringen. Oft leistete die Dame dem Herrn diesen Dienst, und das war denn eine vorzügliche Gunstbezeugung. Der Bart eines Negerkönigs war in zwanzig kleine Locken abgetheilt, an welche man sechzig Edelsteine gebracht hatte. Andere Neger knüpften kleine Schellen an die Barthaare.

Geschichte der Kutschen.

Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich, besonders bei feierlichen Veranlassungen, bedeckter und unbedeckter Wagen, in welchen man mit einiger Bequemlichkeit fahren konnte. Die Egypter, Griechen und Römer hatten dergleichen Fuhrwerke, und die letztern suchten eine Ehre darin, in besonders hohen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Wagen zu fahren. Die Teutschen, welche der Römer Herrschaft zerstörten, hielten nichts auf das Fahren in prächtigen Wagen, sondern sie gaben überall dem Reiten den Vorzug. Herren und Diener, Männer und Frauen, Weltliche und Geistliche ritten auf Pferden oder Mauleseln, und Frauen und Mönche noch bequemer auf Eselinnen. Der Minister ritt zu Hofe, und sein Pferd gieng allein, ohne Führer, zu seinem Stalle zurück, bis es ein Bedienter wieder nach Hofe brachte, um den Herrn abzuholen. Auf gleiche Weise ritten die Rathsherren der Reichsstädte, noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, zu Rathe. Die Mitglieder des Raths, welche als Gesandte zu Reichstägen und andern Gelegenheiten verschickt wurden, hießen deswegen Rittmeister.

Die Einzüge und Aufzüge grosser Herren geschahen niemals in Wagen, sondern zu Pferde, und

Selbst im päbstlichen Ceremoniel wird des Leibpferdes und Leibmaulesels gedacht. Bei der Kaiserkrönung war den Churfürsten und Erzämtern vorgeschrieben, den Einzug zu Pferde zu halten, und ihre Reichshofdienste zu Pferde zu verrichten. Selbst Fürstinnen mit ihrem weiblichen Gefolge, ritten bei feierlichen Einzügen, bei Visiten und zur Kirche auf schönegeputzten Zeltern, oder sie ließen sich in Sänften tragen. Auf Reisen fuhr das vornehme Frauenzimmer gemeiniglich in bedeckten Wagen, die einigermassen den heutigen Landkutschen gliechen, und deren Gebrauch nur dem hohen und niedern Adel erlaubt war.

Eigentliche Kutschen, oder in Riemen hangende bedeckte Wagen, kamen zuerst im fünfzehnten Jahrhundert in Gebrauch, allein nur Damen von hohem Stande bedienten sich ihrer. Männer hielten es für unanständig zu fahren. Wenn damals die Churfürsten und Fürsten die Reichstage nicht besuchen wollten, so entschuldigten sie sich dadurch bei dem Kaiser, das ihnen ihre Gesundheit das Reiten nicht erlaube, und man nahm es für ausgemacht an, daß es sich nicht für sie schicke, wie Frauenzimmer zu fahren. Als Graf Wolf von Barby vom Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen zur Reise nach Speier, zu dem daselbst angesetzten Reichskonvent im Jahr 1544. gofedert ward, bat dieser um Erlaubniß, sich wegen seiner Unpäßlichkeit eines behangenen Wagens mit vier Pferden bedienen zu

dürfen. Sogar dem Frauenzimmer ward der Gebrauch bedeckter Wagen lange Zeit erschwert, wie sich davon um eben diese Zeit Beispiele finden.

Das Fahren mochte doch manchen gemächlichen Herren auch besser behagen, als das Reiten; wenigstens fiengen Kaiser, Könige und Fürsten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, sich auf Reisen, und hernach auch bei Feierlichkeiten, der bedeckten Wagen zu bedienen. So kam z. B. Kaiser Friedrich der Zweite im Jahr 1474. in einem behangenen Wagen nach Frankfurt. — Bei dem, vom Churfürsten Joachim zu Brandenburg 1509. in Ruppin gehaltenen Turnier, findet sich schon ein ganz vergoldeter Wagen der Churfürstin, zwölf andere mit Carmoisin beschlagene Kutschen, und eine mit rothem Sammet belegte Kutsche der Herzogin von Mecklenburg. Bei der Krönung des Kaisers Maximilian im Jahr 1562. hatte der Churfürst von Cölln vierzehn Kutschenwagen. Als Markgraf Johann Sigismund 1594. zu Warschau die Huldigung wegen Preussen leistete, hatte er in seinem Gefolge sechs und dreissig Kutschen mit sechs Pferden. Bei der Wahl das Kaisers Matthias hatte der brandenburgische Gesandte drei Kutschen. Als dieses Kaisers Gemahlin 1611. ihren Einzug zur Vermählung hielt, fuhr sie in einem, mit wohlriechendem Leder überzogenen Wagen. Die Infantin von Spanien, Maria, Gemahlin des

nachmaligen Kaisers Ferdinand des Dritten, fuhr 1631. in Kärnthen in einem gläsernen Wagen, darin nicht mehr als zwei Personen sitzen konnten. Der Brautwagen der ersten Gemahlin des Kaisers Leopold, einer spanischen Prinzessin, kostete nebst dem Pferdegeschirr 38,000 Gulden. Die Kutsche dieses Kaisers selbst war über und über mit rothem Juchten und schwarzen Zwecken beschlagen Die Geschirre waren schwarz, an dem ganzen Werke aber kein Gold. Die Scheiben waren von Krystall. Wenn es Festtag war, so war das Pferdegeschirr mit rothen seidenen Franzen besetzt. Die kaiserlichen Kutschen hatten hierin auch etwas besonders, daß die Zugstränge von Leder waren, da hingegen alle Kutschen, worin im kaiserlichen Gefolge die Hofdamen fuhren, nur mit Stricken vorlieb nehmen mußten.

An dem Hofe Herzog Ernst Augusts zu Hannover waren schon im Jahr 1681. fünfzig vergoldete Karossen mit sechs Pferden. Das erstemal, daß bei einer Reichsfeierlichkeit die Gesandten in Kutschen erschienen, soll bei der kaiserlichen Kommission geschehen seyn, die im Jahr 1613. zu Erfurt zusammen kam.

Anfangs glaubten die Landesherren, den Gebrauch der Kutschen durch Verbote aufhalten zu können. So untersagte z. B. im Jahr 1588. Herzog Julius zu Braunschweig den adelichen Vasallen

das Kutschenfahren sehr nachdrücklich. Auch Herzog Philipp der Zweite von Pommern-Stettin erinnerte 1608. seine Vasallen, daß sie sich nicht so sehr der Wagen, als der Ritterschaft bedienen sollten. Alle die Warnungen haben aber nichts geholfen, und die Kutschen sind in ganz Teutschland gemein geworden.

In Frankreich scheinen die Kutschen schon früher gebräuchlich gewesen zu seyn. Schon Isabella, Gemahlin Karls des Sechsten von Frankreich, soll im Jahr 1405. in einem bedeckten, in Riemen hangenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Weil anfangs nur Frauenzimmer in den neuerfundenen Kutschen fuhren, so nannte man dieß in Riemen hängende Fuhrwerk Frauenzimmerwagen (Chariots damerets). Als man sie unter König Franz dem Ersten verbesserte, und ein viersitziges Kabinet zwischen vier Rädern hieng, erhielten sie den Namen Karosse. Eine solche Karosse ließ Franz für seine Maitresse, die Herzogin von Valentinois machen. Aber noch immer behielt das vornehme Frauenzimmer das Vorrecht, in diesen dunkeln Kefichten zu fahren, die lederne Vorhänge statt der Glasfenster hatten. Die Könige ritten gemeiniglich auf Pferden, und die Hofbedienten auf Maulesseln. Es waren auch in Paris an allen öffentlichen Gebäuden und Pallästen, Tritte zum Aufsteigen aufs Pferd gemauert.

Der erste Franzose, der sich einer Kutsche oder sogenannten Karosse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz des Ersten, der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Die Bequemlichkeit, welche die neuen Wagen verschafften, brachte sie in kurzer Zeit in Ansehen, und nach dem Beispiele der Königin fiengen ihre Hofdamen und andere Pariserinnen vom Stande auch an, in Kutschen zu fahren. Aber das Pariser Parlament, welches die Kutschen für ein Verderbniß der Sitten und eine gefährliche Pracht hielt, stellte dem Könige Karl dem Neunten vor, er möchte den Gebrauch der Kutschen einschränken, und nur auf Reisen erlauben. Es scheint aber nicht, daß Karl auf diese Vorstellung geachtet habe, weil die Karossen damals noch sehr theuer und nicht sehr häufig waren. Was indessen das Parlament nicht durch Verbote und Strafen gegen die Karossen ausrichten konnte, das suchten einige Mitglieder desselben, die der alten Mode treu blieben, durch ihr Beispiel zu hindern. Gillis le Maitre, erster Parlaments-Präsident zu Paris, pflegte, wenn er mit seiner Familie auf's Land reisete, neben seiner Gemahlin und Tochter, die in einem schlechten Wagen mit Stroh voligestopft fuhren, nebst seinen Bedienten auf einem Maulthier herzureiten. Christoph de Thou, der nicht lange nach ihm dieselbe Würde bekleidete, dachte von den bequemen Kutschen nicht

so intolerant, sondern hielt für seine Gemahlin eine eigene Equipage. Da bisher das Kutschenfahren ein Vorrecht des Königlichen Hauses gewesen war, so mußte es als eine besondere Gunst angesehen werden, wenn man für sein gutes Geld in einer Kutsche fahren durfte.

Zu den Zeiten König Heinrichs des Vierten, der 1610. in einer Kutsche ermordet wurde, sah man in Paris noch immer nur selten dergleichen Gefährte. Der König selbst hatte für sich und seine Gemahlin nur Eine Kutsche, die sie gemeinschaftlich brauchten. Dieß erhellet aus einem Briefe des Königs an einen seiner Vertrauten, worin er sich entschuldigt, daß er ihn unmöglich besuchen könne, weil die Königin zu derselben Zeit ihre gemeinschaftliche Kutsche gebrauche. Auch die Vornehmsten in Paris wußten unter seiner Regierung nicht gar viel von Kutschen. Wenn z. B. Frau Nicole von Aubespine, eine Dame vom ersten Range, Staatsvisiten gab, so pflegte sie auf einem Maulthiere, hinter ihres Mannes Secretair zu sitzen. Die damals üblichen Kutschwagen (chars) hiengen noch nicht in Riemen, hatten einen Himmel, der auf zierlichen Säulen ruhte, und der ganze Kasten war mit Vorhängen von Zeug oder Leder, die in die Höhe gezogen werden konnten, umgeben. Ludwig der Vierzehnte hielt 1642. seinen Einzug in einem hängenden Wagen, und 1658. waren schon 320 Kutschen in Paris.

Das älteste Fuhrwerk, dessen sich in England zuerst das vornehme Frauenzimmer bediente, kömmt unter dem nun vergessenen Namen Whirlicotes vor. König Richards des Zweiten Mutter fuhr in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts darin. Es kam aber wieder etwas aus der Mode, als die Gemahlin dieses Königs, Anna, die Tochter Kaiser Karls des Vierten, dem englischen Frauenzimmer zeigte, wie anständig und bequem es auf einem Quersattel reiten könne. Da blieben die Whirlicotes nur bei Krönungen und andern öffentlichen Feierlichkeiten im Gebrauch. Kutschen sollen in England um's Jahr 1580. bekannt geworden, und zuerst aus Teutschland durch Fitz-Allen, Grafen von Arundel, dahin gekommen seyn. Als 1598. ein englischer Gesandter nach Schottland kam, hatte er schon eine Kutsche bei sich. Der allgemeine Gebrauch dieser Wagen wird um's Jahr 1605. gesetzt. Mit sechs Pferden fuhr in London 1619. zuerst der Herzog von Buckingham. Um diese neue Pracht lächerlich zu machen, ließ der Graf von Northumberland acht Pferde vor seinen Wagen spannen.

In Italien, wo die Zeit des Gebrauchs der Kutschen unbekannt ist, wurden die Glasfenster statt der ledernen Vorhänge eingeführt. Als in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Karl von Anjou seinen Einzug in Neapel hielt, fuhr die

Königin in einem Wagen, der von innen und aussen mit himmelblauem Sammet beschlagen, und überall mit goldenen Lilien besäet war. Eine solche Pracht hatten die Neapolitaner nie zuvor gesehen. Die Kutschen wurden überhaupt immer mehr verschönert, von aussen vergoldet, inwendig mit Sammet und anderem Zeuge ausgeschlagen, mit Bildschnitzerarbeit und Gemählden verziert.

In Spanien soll man die erste Kutsche 1546. gesehen haben, und nach Schweden soll sie in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aus England gebracht worden seyn. Vorher führten auch in Schweden die größten Herren ihre Frauen mit sich auf dem Sattel, wenn sie auf's Land reiseten. Selbst die Prinzessinnen stiegen zu Pferde, und nahmen einen Wachstuchmantel um, wenn es regnete. Rußland soll in seiner Hauptstadt schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts prächtige Kutschen gehabt haben.

Die Kutschen haben ein Gewerbe veranlaßt, das in großen Städten eine Menge Menschen ernährt, und zu großer Bequemlichkeit gereicht. Dieß ist die Unterhaltung der Miethkutschen, die unter dem Namen der Fiacres bekannt sind. Die Benennung ist französischen Ursprungs. Ums Jahr 1650. hatte nämlich ein gewisser Nicolas Sauvage zu Paris den Einfall, Wagen und Pferde beständig zum Ver-

miethen bereit zu halten. Dieß gefiel den Parisern, und weil der Mann in einem Hause wohnte, welches Hotel St. Fiacre genannt wurde, so hießen nun Kutscher, Kutschen und Eigenthümer derselben Fiacres. Auch Fünfschillingskutsche erhielt ein dergleichen Gefährt, weil die Person für jede Stunde fünf Sols bezahlte. Sechs Personen konnten darin fahren. Zwei davon saßen an den Thüren auf kleinen Bänken, die auf und niedergeschlagen werden konnten. Hinter dem Sitz des Kutschers stand auf einer langen Stange eine Laterne, weil die Straßen in Paris damals noch nicht des Nachts erleuchtet wurden.

Früher noch, als in Paris, gab es in London Miethkutschen, und im Jahr 1625. stieg ihre Zahl bereits auf zwanzig. Zehn Jahre nachher waren sie so zahlreich geworden, daß König Karl der Erste es nöthig fand, ihre Vermehrung durch eine Verordnung einzuschränken. Im Jahr 1637. wurden in und um London und Westmünster fünfzig Miethkutscher angenommen, deren jeder nicht über zwölf Pferde halten sollte. Im Jahr 1652. ward ihre Anzahl auf zweihundert, im Jahr 1654. auf dreihundert, im Jahr 1694. auf siebenhundert, und im Jahr 1715. auf achthundert bestimmt. Die Anzahl der Kutschen in Paris schätzt man auf fünfzehntausend, in Madrid sollen fünftausend, in Wien viertausend herrschaftliche und einige hundert Mieth-

Kutschen seyn. Mit der steigenden Bevölkerung wächst auch die Zahl solcher Gefährte.

Eine besondere Art von Kutschen ist in neueren Zeiten unter dem Namen Berline beliebt geworden. Philipp von Chieze, gebürtig aus Piemont, der bei dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Generalquartiermeister und Oberster war, und 1663. in Berlin starb, ließ sich, da er einmal in Geschäften nach Paris geschickt ward, nach eigener Erfindung zu dieser Reise einen besondern zweisitzigen Wagen bauen, der in Frankreich und überall gefiel, und Berline genannt wurde.

Welcher Nation eigentlich die Erfindung der Kutschen, d. i. solcher Fuhrwerke, an denen der ganze Wagenkasten in elastische Riemen gehenkt ist, zuzuschreiben seyn möge, ist ungewiß. Der Name Kutsche kommt mit geringen Veränderungen in allen europäischen Sprachen vor. So sagt man z. B. französisch und spanisch cocher, italiänisch cocchio, englisch coach, ungarisch cotczy, holländisch goethe u. s. w. Aus dem Ursprunge des Worts würde sich also das Vaterland der Kutschen schwerlich bestimmen lassen, wenigstens würde doch dadurch nicht ausgemacht seyn, welche Art des Fuhrwerks eigentlich unter diesem Namen zu verstehen sey. Neuerlich hat man zu beweisen gesucht, daß das Wort ungarischen Ursprungs sey, und von einem Dorfe

in der Wieselburger Gespanschaft, welches jetzt Kitsee genannt werde, ehemals aber Kotsee geheissen habe, herkomme, und eben daselbst sey dieß Fuhrwerk erfunden worden. So viel scheint wenigstens gewiß zu seyn, daß eine Art bedeckter Wagen im sechzehnten Jahrhundert, oder noch früher, unter dem Namen ungarischer Wagen beliebt gewesen ist. Da man auch in Teutschland anfänglich nicht Gutsche, sondern Gutschi-Wagen, gesagt hat, so scheint die Endigungssylbe vielmehr einen ungarischen als teutschen Ursprung zu verrathen.

Verzierungen des Gesichts bei verschiedenen wilden Völkern.

Alle häßliche, rohe und geistlose Nationen suchen eine Schönheit darin, die natürlichen Gebrechen ihres Körpers durch Kunst noch zu vergrößern. Die Völker, welche von den großen mongolischen Nationen im östlichen Asien abstammen, hat die Natur größtentheils von den übrigen Bewohnern der Erde durch einen größern Mund und durch dickere Lippen unterschieden. Diese größere Oeffnung des Mundes pflegen die Bocues, in der Gegend von Buenos Ayres noch dadurch zu erweitern, daß sie ihren

Kindern das Maul bis an beide Ohren aufschneiden. Viele andere Völker von mongolischer Abkunft aber pflegen den Mund zu vervielfältigen, und die Lippen zu vergrößern. Diesen Geschmack trift man unter den Bewohnern des südlichen Amerika und derjenigen Inseln an, die im östlichen Ocean zwischen Siberien und der Küste von Amerika, liegen. Die übrigen Völker gleichen Ursprungs hingegen müssen diese Verschönerungen entweder zu beschwerlich oder zu schmerzhaft gefunden haben.

Die östlichen Insulaner machen gewöhnlich in die Unterlippe, gegen die beiden Winkel des Mundes, tiefe Einschnitte, durch welche sie, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, zwei gekrümmte und geschliffene Wallroßzähne stecken, die auf dem Gaumen ruhen, und mehrere Zolle lang sind. Die Eitelsten unter diesen Inselbewohnern machen in der Mitte der Unterlippe noch einen dritten Einschnitt, in welchem sie ein gefärbtes Steinchen tragen. Eben diese Verzierungen lieben auch die Bewohner der Inseln, die zwischen dem nordwestlichen Amerika und dem nordwestlichen Vorgebirge Asiens liegen. Diese unnatürlichen Verunstaltungen geben diesen Völkern nie ein scheußlicheres Ansehen, als wenn sie rohes und blutiges Fleisch fressen, denn alsdann dringt oft das Blut aus dem Fleische, das sie verzehren, zu den verschiedenen Oeffnungen ihrer künstlichen Mäuler heraus.

Bei allen Caraiben, sowohl auf dem festen Lande als auf den Inseln, ist es allgemeiner Gebrauch, daß sie sich entweder durch einen tiefen Schnitt in die Lippe oder das Kinn, ein zweites Maul erkünsteln, oder daß sie auch in der Unterlippe Oeffnungen machen, in welche sie ihre sogenannten Caracolis stecken. Diese Caracolis sind Halbmonden von verschiedener Größe, die, wie man glaubt, aus einem Gemische von Gold, Silber und Kupfer verfertigt werden. Solcher Caracolis tragen die Caraiben zwei in den Ohren, die etwa drittehalb Zoll lang sind, einer dritten im Nasenknorpel, einen vierten in der Oeffnung der Unterlippe, und einen fünften, der an einem Bande um den Hals befestiget ist, auf der Brust. Der Halbmond in der Lippe ist um ein Dritttheil größer, als in den Ohren, und fällt also zur Hälfte über das Kinn herab. Die Bewohner der Insel St. Andre gleichen ihnen darin, daß sie den Kindern Löcher durch die Unterlippe bohren, und daß sie dieselben vom vierzehnten Jahre an meistens Stücke von Schildkrötenschalen tragen lassen, wovon das eine Ende über das Kinn herabhängt, das andere aber zwischen der Lippe und den Zähnen gehalten wird. So beschwerlich dieser Zierrath auch ist, so legen sie ihn doch nicht anders, als die Nacht über ab.

Ausser den Caraiben zerschneiden oder durchbohren sich noch die Lippen die Majurunas in der Pro-

vinz Maynas, viele Wilde in Paraguay und die Tapujas in Brasilien. Die erstern machen nicht blos einen Einschnitt in die Unterlippe, sondern einen Kranz von Oeffnungen um den ganzen Mund, oder um die beiden Lippen herum. In diese Oeffnungen stecken sie, wenn sie in Krieg ziehen, oder bei festlichen Zusammenkünften, zwei Zoll lange Hölzer, die gleichsam eine Pallisade um den Mund herum ausmachen. Viele Wilde in Paraguay durchbohren den Kindern die Lippe mit einem glühenden Eisen, oder mit einem spitzigen Rohr, und durch diese Oeffnung lassen sie einen spannlangen Cylinder von Metall oder von Gummi oder Knochen bis auf die Brust herabhängen. Dieser Zierrath hat in den Augen dieser Völker einen so hohen Werth, daß sich nur allein die Männer damit schmücken dürfen. Die Tapujas in Brasilien füllen die Löcher in der Unterlippe entweder mit einem Stückchen Holz, oder auch mit einem farbigten Stein aus. Statt dieses Zierraths tragen die Gamellos in Brasilien beständig eine nicht kleine Schüssel im Munde, wodurch der Mund so ausgedehnt wird, daß, wenn sie das Schüsselchen herausnehmen, die Unterlippe so tief herunterfällt, daß sie weder bequem essen noch trinken können.

Mit diesen Verunstaltungen des Gesichts lassen sich noch zwey andere vergleichen. Die Weiber unter den Caraiben umwinden die Beine ihrer Töchter

von der Geburt an, sowohl unter dem Knie als über den Knöcheln, so fest mit unverwüstlichen Bändern, daß die umwundenen Theile nicht wachsen, oder sich nicht ausdehnen können. Alle nährenden Säfte strömen daher den kleinen Streifen der Beine zu, die nicht umwunden sind, und an diesen Streifen tritt die Wade wie ein ungeheurer und gleichsam abgeschnittener Geschwulst heraus, worin sie eine ungemeine Schönheit finden. Nicht weniger stolz sind die Ibi, ein Negervolk in Afrika, auf ein Unterscheidungszeichen, welches nur den Vornehmen allein erlaubt ist. Diese lassen sich nämlich einen zollbreiten Streifen Haut von einem Ohr bis zum andern abziehen, und zwar so, daß die Augenbraunen mit weggenommen werden. Wenn die Schönheit eines männlichen Gesichts, wie diese Völker sich einbilden, mit der Verunstaltung desselben, oder der Furchtbarkeit seines Anblicks zunähme, so müßte man den Ibis die Ehre lassen, daß sie zu den sinnreichsten Erhebern der Schönheit des menschlichen Antlitzes gehörten.

Seltsame Abneigung von allerlei natürlichen Dingen.

König Heinrich der Dritte von Frankreich, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Hunden, konnte nicht allein in einem Zimmer bleiben, in welchem eine Katze war.

Die Königin Maria von Medicis, Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten, konnte durchaus keine Rose, nicht einmal eine gemahlte, sehen. Von andern Blumen war sie eine große Freundin. Der Ritter von Guise wurde sogar ohnmächtig, wenn er eine Rose erblickte, und Johann der Zweite, Großherzog zu Moskau, hatte dasselbe Schicksal beim Anblick eines gewissen Frauenzimmers.

Der tapfere Herzog von Epernon, Pair und Admiral von Frankreich, fiel in Ohnmacht, wenn er ein Caninchen sah.

Der Marschall Albert fand den Anblick eines Spanferkels unerträglich; er bekam Uebelkeiten, wenn eines auf einer Tafel aufgetragen wurde.

Der König Ladislaus von Polen hatte vor Aepfeln eine solche Abneigung, daß er sie wie Feuer floh.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam bekam das Fieber wenn er Fische sah.

Der gelehrte Sprach- und Alterthumsforscher Scaliger bebte am ganzen Leibe, wenn er Kresse erblickte.

Der berühmte Kanzler Baw fiel jedesmal in Ohnmacht, wenn eine Mondsfinsterniß war, und kam nicht eher zu sich, bis der Mond sein Licht wieder erhalten hatte.

Der französische Philosoph Bayle bekam Verzuckungen beim Geräusch des aus einem Hahn laufenden Wassers.

Der dänische Astronom Tycho de Brahe fiel zu Boden, wenn ihm unversehens ein Fuchs oder Hase unter die Augen kam.

Der französische Staatsrath la Mothe le Vayer, ein Mann von klassischer Gelehrsamkeit, vermochte nicht, den Ton irgend eines musikalischen Instruments auszustehen, empfand aber das lebhafteste Vergnügen, wenn es donnerte.

Ein großer Gelehrter wurde beim Gebrauch des Essigs aller Sinne beraubt, und konnte diese Flüssigkeit nicht einmal sehen.

Ein Vater konnte seinen leiblichen Sohn so wenig leiden, daß er sogleich ohnmächtig ward, wenn

er auch selbst an einem Orte verborgen war, wo der Vater hinkam.

Ein Engländer wurde aller Bewegungskraft beraubt, wenn er das drei und fünfzigste Kapitel des Propheten Jesaias lesen wollte oder lesen hörte.

Merkwürdige Automate.

Automate sind mechanische Kunstwerke, die ihre bewegende Kraft in sich selbst verbor en halten, und sich also von selbst, ohne merkliche äussere Kraft, zu bewegen scheinen. Gemeiniglich sind die bewegenden Kräfte Federn oder Gewichte, weil sich diese 'n den kleinsten Raum zusammen ziehen, und am besten verbergen lassen. Die gewöhnlichen Taschenuhren geben das bekannteste Beispiel von Automaten. In Verfertigung solcher Maschinen thaten sich schon die Alten hervor, und es ist zum Erstaunen, was in neuern Zeiten der menschliche Verstand hierin geleistet hat.

Archytas von Tarent, ein berühmter Mathematiker und pythagoräischer Philosoph, der 396 Jahre vor Christi Geburt lebte, kann als der Erfinder der Automaten angesehen werden. Ihm schreibt

man die Erfindung einer hölzernen Taube zu, die fliegen konnte.

Archimedes von Syrakus, der größte Mechaniker des Alterthums, der 285 Jahre vor Christi Geburt geboren ward, und im Jahr 212 starb, verfertigte eine Kugel von Glas, deren Kreise die Bewegung der Gestirne anzeigten.

Albert der Große, ein Dominikanermönch, welcher in den Mönchsschulen zu Hildesheim, Regensburg und Cölln lehrte, die Bischofswürde, die er zu Regensburg bekleidete, bal wieder aufgab, und in seine Zelle nach Cölln zürück gieng, wo er im Jahr 1280. starb, wurde als Wundermann und Zauberer angestaunt, weil er ein metallenes Automat verfertigt haben soll. Es stellte einen, in der Stube auf- und niedergehenden Mann vor, der einige vernehmliche Worte sprach. Einer seiner Schüler, Thomas von Aquinum, der über die Worte des Automaten erschrack, soll diese Maschine zertrümmert haben.

Johann Regiomontanus, ein berühmter Mathematiker aus Königsberg in Franken (geb. 1436. gest. 1476.) soll eine eiserne Fliege verfertigt habend die sich aus seiner Hand um die Tafel bewegte unwieder zurück kam.

Hans Schlottheim, ein Mechaniker zu Augsburg, machte für Kaiser Rudolph den Zweiten um das Jahr 1581. sehr künstliche Uhrwerke, die zum Theil zu einem Geschenk für den türkischen Kaiser bestimmt waren. Bei diesen letztern war auch ein Automat von einer Galeere.

Achilles Langenbucher, Bürger und Goldschmied zu Augsburg, verfertigte, ausser vielen selbst spielenden musikalischen Instrumenten, im Jahr 1610. in eine Kirche ein großes musikalisches Instrument, das eine ganze Vesper von 2000 Takten von selbst schlug.

Christoph Trefler, ein Drechsler und Mechaniker zu Augsburg, verfertigte 1683. eine Maschine, die den Weltbau vorstellte und sich durch Räder bewegte. Sie war größtentheils von Silber und kam an den kaiserlichen Hof. Auch vielerlei andere Automate verfertigte er.

Johann Eppinger, eines Bauern Sohn aus Baiern, und in jüngern Jahren selbst ein Bauer, verfertigte 1769. ein Bild des Hirtengottes Pan, das eigene Stücke auf seiner Flöte von Rohr spielte. Verschiedene selbstspielende Orgelwerke sind ebenfalls von seiner Erfindung. Er lebte zu Augsbrng, und starb daselbst 1772.

Johann Ernst Elias Orffyreus, mit seinem eigentlichen Namen Beßler, ein zu seiner Zeit berühmter, mitunter auch berüchtigter Mann, der sich unter allerlei Gestalten in der Welt herum trieb, und 1745. zu Fürstenberg sein unstetes Leben endigte, erfand ein selbstlaufendes Rad, das zwölf Schuh im Durchmesser hatte, und sechzig Pfund hob.

Der Missionar Thibaut verfertigte für den chinesischen Kaiser, zwischen 1760, und 1766. einen Löwen und einen Tiger, die dreissig Schritte weit giengen, und 1768. arbeitete der Missionar de Ventavon an zwei Maschinen, die Männer vorstellten, und ein Blumengefäß tragen sollten.

Jacob von Vaucanson, ein Mechaniker aus Grenoble, der 1709. geboren war, und 1782. zu Paris starb, erfand mehrere kunstreiche Automate, die allgemein bewundert wurden. Dahin gehört sein Flötenspieler, den er 1738 zu Stande brachte. Die Figur war 5 1/2 pariser Schuh hoch, sitzend und mit einem Piedestal versehen, in welchem die Hauptttheile des Mechanismus verborgen waren. Diese Maschine führte verschiedene musikalische Stücke auf der Queerflöte mit der größten Genauigkeit aus, ohne anders in die Flöte zu wirken, als der Mensch, nämlich mit den Lippen zum Ansatz, und mit den Fingern zur Modulation der

Töne. Vaucanson verfertigte ferner einen Trommelschläger, der mit der einen Hand das Flageolet spielte, und mit der andern das Stück auf der Trommel mit einfachen, doppelten, und Wirbelschlägen begleitete; imgleichen eine Ente, welche die Körner mit dem Schnabel aufnahm, kaute, verschlang, und durch die natürlichen Wege, in einer, verdauten Körnern ähnlichen, Gestalt wieder von sich gab. Diese Ente schlug mit den Flügeln, richtete sich auf den Füßen in die Höhe, drehte den Hals und dergleichen, und der Bau ihres Körpers war der Natur so viel als möglich nachgeahmt. Vaucanson erfand auch einen Stuhl, auf welchem ein Kind die schönsten Lyoner Zeuge verfertigen konnte.

Die beiden Jaquet Droz, in la Chaux de Fonds, Vater und Sohn, haben Vaucanson noch übertroffen. Die merkwürdigsten der von dem jüngern verfertigten Automate sind: Die Figur eines zweijährigen Kindes, das sitzend an einem Pulte seine Feder eintaucht, das Ueberflüssige wegschüttelt, und alles, was man ihm in französischer Sprache vorsagt, nachschreibt; eine andere ähnliche Figur, welche mit dem Bleistifte kleine Zeichnungen auf einer Schreibtafel verfertigt; ein Mädchen, das den Flügel spielt, und ein zusammengesetztes Stück von 4 1/2 Schuh in's Gevierte, und 2 — 3 Schuh Höhe, welches mancherlei Scenen der Natur

und Kunst, mit mehreren automatischen Figuren darstellt u. a. m.

Wolfgang von Kempelen, ein Edelmann aus Presburg, der 1734. geboren war, und 1804. in Wien starb, erfand einen mechanischen Schachspieler, der den geschicktesten Spielern überlegen war; und eine Sprachmaschine, welche, mit einem besondern Blasebalg versehen, die Stimme eines vierjährigen Kindes nachzuahmen schien, und die Sylben deutlich aussprach.

Ein Pariser Abt und Mechanikus Mical, der 1789. starb, verfertigte im Jahr 1782. zwei kolossale eherne redende Köpfe, welche er aber selbst zerbrach, weil sie die Regierung nicht kaufen wollte.

Die Gebrüder Schatz in Magdeburg stellten einen Automaten in Form einer hängenden Kugel auf, der sichtbar mit keinem Gegenstande in Verbindung steht, und doch Fragen beantwortet.

Der Uhrmacher und Mechaniker Siegmeier zu Eisleben verfertigte 1802. ein musikalisches Automatenwerk, einen Flötenspieler und eine Flötenspielerin vorstellend.

Der Mechanikus Mälzel aus Wien, wurde als Erfinder des Panharmonicons berühmt. Dieses

musikalische Instrument ahmt, mittelst mehrerer Walzen und Blasebälge, ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem der Künstler durch diese die Instrumente selbst in Bewegung setzt; besonders ist von Kennern die Kraft und Präcision der Blasinstrumente, z. B der Trompeten, bewundert worden. Im Jahr 1808. brachte dieser Mechaniker ein neues Kunstwerk zu Stande, einen Trompeter-Automaten.

VI.

Aus mancherlei ernsthaften und komischen Vorfällen.

Furchtbarer Kampf um eine Königskrone.

Isdegerdes, König von Persien, bestieg den Thron im Jahr 400., und starb, nachdem er ein und zwanzig Jahre regiert hatte. Die Perser, die unter seiner grausamen und gewaltthätigen Regierung sehr viel gelitten hatten, glaubten, daß Bacha-ram-Gur, sein Sohn, ebenfalls nicht menschlicher seyn würde. Weit entfernt daher, ihn zu ihrem Könige zu wählen, warfen sie ihre Augen auf einen vornehmen Perser, Namens Kesra, und setzten ihn auf den Thron.

Als Bacharam, der sich damals zu Hirach in Arabien aufhielt, diese Nachricht erhalten hatte, sammelte er ein starkes Heer, und wollte den Usurpator vertreiben. Er hatte in Persien noch Freunde und Anhänger, welche sich bemühten, diesen Streit ohne Blutvergießen beizulegen. Aber es hielt schwer; einer von beiden hätte auf die Krone Verzicht leisten müssen, zum Vortheil seines Nebenbuhlers.

Bacharam schlug endlich ein Mittel vor, welches von beiden Theilen angenommen ward. Die königliche Krone sollte in einem eingeschränkten, und besonders dazu gewählten Platze, zwischen zwei ausgehungerten Löwen, denen man, um sie nach Raub begierig zu machen, einige Zeit alle Nahrung ver-

sagen würde, in die Mitte gesetzt werden. Derjenige von den zwei Nebenbuhlern, dem es gelingen würde, die Krone von diesem gefährlichen Orte hinwegzutragen, sollte der würdigste sie zu erhalten seyn, und als der rechtmäßige Beherrscher Persiens angesehen werden. Es geschah.

An dem bestimmten Tage erschienen alle Großen des Reichs, um diesem seltsamen Schauspiele beizuwohnen, und ihrem künftigen Könige huldigen zu können; nun erschienen die Nebenbuhler auch. Bacharam sagte zu Kesra: „Nun wohlan, tritt muthig hinzu, und hebe die Krone auf.“ — „Ich bin im Besitz des Thrones, erwiederte Kesra, dir steht es zu und nicht mir, die Krone von dem Orte wegzunehmen, wo sie liegt.“ Bacharam, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne sich zu bedenken, sprang sogleich in den Kreis. Er warf sich mit der Wuth und dem Ungestüm eines Tigers über die Löwen, ohne andere Waffen als seine Arme, erlegte die beiden Bestien, hob die Krone von der Erde auf, und setzte sie stolz auf sein Haupt. Nun giengen ihm alle Großen des Reichs entgegen; Kesra, an ihrer Spitze, umarmte den jungen König, und alle begrüßten ihn mit lautem Freudengeschrei als Persiens wahren Beherrscher. Bacharam regierte zwanzig Jahre, und starb im Jahr 441.

Eigene Art der Bekehrung.

Als der Czar Wladimir der Große sich im Jahr 976. zum Herrn der ganzen russischen Monarchie erhoben hatte, beschloß er — ein Christ zu werden, hauptsächlich aus Staatsursachen, und um die griechische Prinzessin Anna oder Anastasia zu heirathen. Seinem Vorgeben nach stand der Ausführung des frommen Vorhabens nur ein Hinderniß im Wege: er hatte keine griechischen Priester in seinem Reiche, von denen er sich hätte können taufen lassen. Freilich würde er diesem Mangel leicht haben abhelfen können, denn die Griechen hätten ihm mit dem größten Vergnügen eine gute Anzahl Apostel zu seiner Belehrung und Bekehrung gesandt. Aber Wladimirs stolzer Charakter verwarf ein Verfahren, wobei er der Gnade des griechischen Kaisers etwas zu überlassen geschienen hätten. Lieber wollte er Griechenland bekriegen, und sich durch Gewalt der Waffen Priester, Unterrich und Taufe erobern. Er stellte sich daher an die Spitze seiner Truppen, begab sich in den Chersones, die heutige Krimm, und belagerte die Stadt Theodosia, jetzt Kaffa genannt.

Vor der Stadt angekommen betete Wladimir also: „Großer Gott, erweise mir die Gnade, und laß mich diese Stadt einnehmen, damit ich aus der-

selben Priester und Christen mit fortführen, die mich unterrichten, mich und meine Unterthanen, und welche die wahre Religion in meine Staaten bringen."

Die Belagerung dauerte schon sechs Monate, und Wladimir fieng bereits an, eine glückliche Ausführung seines Vorhabens zu bezweifeln, als ein treuloser Priester, ein an einen Pfeil gebundenes Briefchen in's russische Lager schoß, welches die Worte enthielt: „Hinter dem Lager befindet sich eine Quelle süßen Wassers, die einzige, welche den Belagerten das nöthige Getränk durch unterirdische Wasserleitungen zuführt." Sogleich suchte man die Quelle, fand sie glücklich, grub die Wasserleitungen ab, und nöthigte so die Belagerten zur Uebergabe.

Nun war also Wladimir im Besitz einer großen Anzahl Priester, und er konnte sich nach Wunsch taufen lassen. Ehe es aber dahin kam, wollte er sich mit den griechischen Kaisern verschwägern, und schickte deswegen Gesandte an die Kaiser Basilius und Constantin, welche die Hand ihrer Schwester Anastasia für den Czar verlangten. Der Antrag wurde zwar nicht verworfen, allein die Gesandten erhielten die Weisung, ihr Herr sollte sie vorher taufen lassen. Wladimir wollte aber nicht einmal den Schein der Nachgiebigkeit annehmen, sondern er drohte Constantinopel eben so zu behandeln, wie Theodosia, wenn ihm nicht au-

genblicklich willfahrt würde. Die Kaiser zauderten, die Prinzessin war in Verzweiflung. Alle Bitten wurden fruchtlos angewendet; man mußte die Prinzessin schicken. Diese wußte indessen ihren neuen Gemahl bald dahin zu bringen, daß er sich taufen ließ, und die gemachten Eroberungen zurück gab. Zugleich mit ihm sollen zwanzig tausend seiner Unterthanen getauft worden seyn. Daher wird er der Salomo und Apostel des Nordens genannt, und in Rußland unter dem Namen des heiligen Basilius, den er bei seiner Taufe erhielt, verehrt. In seinem Alter wurde er des Regierens müde, theilte das Reich unter seine zwölf Söhne; und starb im Jahr 1015. nach einer Regierung von 39 Jahren.

Die Hexenfahrt auf den Brocken.

Als Karl der Große, der berühmte Frankenkönig, mit eben so vielem Bekehrungs- als Eroberungsgeiste, die kriegerische Schaubühne in Teutschland betrat, waren die Teutschen, namentlich die Sachsen, noch freie Völker voll Kraft und Muth, die sich durchaus keiner fremden Herrschaft unterwerfen wollten. Als eifrigen Götzendienern lag ihnen aber die Religion ihrer Väter, nicht weniger als ihre Freiheit, am Herzen. Karl bot alle seine Kräfte auf, sie zu

überwinden. Zugleich wollte er sie zum Christenthume bekehren. Dieß verwickelte ihn in einen Krieg, der über drei und dreissig Jahre dauerte. Oft wurden die Sachsen geschlagen; aber nach jedem Siege Karls, und nach jedem Friedensschlusse, griffen sie immer wieder zu den Waffen; und, nach jeder scheinbaren Annahme des Christenthums, kehrten sie zum Götzendienste zurück. Dieß erbitterte Karln zuletzt so sehr, daß er, nach damaligen schrecklichen Begriffen, Gewalt brauchte. Viele, die sich nicht wollten taufen lassen, wurden auf seinen Befehl niedergehauen. Zugleich gab er ein Gesetz, das dem Feuereifer eines spanischen Inquisitors angemessen war. Alle diejenigen nämlich, welche die christliche Taufe anzunehmen sich weigern, oder unter dem Christennamen sich verstellen, und trotz des Bekenntnisses zum Christenthum fortfahren würden, als Heiden zu leben und den Götzen zu dienen, sollten mit dem Tode bestraft werden.

Die heidnischen Sachsen mußten zwar endlich der Gewalt weichen, und öffentlich die Taufe annehmen; allein in ihrem Herzen blieben sie Heiden, und wenn sich Karl mit seinem Kriegsheere kaum zurückgezogen hatte, opferten sie in den Wäldern wieder den Götzen. Der König ließ darauf alle ihre Altäre und Götzenbilder zerstören; und da sie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Opferfeste zu feiern, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Waldungen

und Gebirgen des Harzes, namentlich auch zum Gipfel des Brocken, der damals noch wenig zugänglich seyn mochte, und wo man sich schwerlich getraute, sie zu verfolgen. Indessen ließ Karl, der bald Nachricht davon erhielt, an den vorzüglichsten Opferfesttagen, die Zugänge zu den Gebirgen, namentlich zum Brocken, mit Wache besetzen. Allein die Sachsen, welche, wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, der Religion ihrer Väter um so eifriger anhiengen, sannen auf List, an den Freuden ihrer Opferfeste Theil nehmen zu können. Sie verkleideten sich in scheußliche Larven, und bahnten sich den Weg zu ihren Götzen, indem sie des Nachts die Wachen erschreckten, die beim Anblick dieser Teufelsgestalten um so geschwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heuforken oder Feuergabeln bewaffnet waren. Diese gebrauchten sie, im Nothfall, sowohl zum gewaltsamen Bestürmen und Verdrängen der christlichen Wache, als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften sie ihrer auch beim Opferfeuer selbst, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Feuerbrände, mit welchen in der Hand sie, in Schmauß und Fröhlichkeit, um das Opferfeuer herum tanzten. Da auf den Höhen des Harzes, wenigstens auf dem Brocken, am Feste der ersten Mainacht, gewöhnlich noch Schnee liegen mochte, so bedurfte man vielleicht der Besen,

auf deren Stielen die Sage die Damen der Walpurgisnacht reiten läßt, zum Fegen und Reinigen des Opferplatzes.

Die damaligen Christen hielten den Götzendienst für Teufelsdienst, und glaubten nichts gewisser, als daß der Teufel selbst, trotz der mit christlichen Wachen besetzten Zugänge zu den Opferplätzen, seine treuen Anhänger unterstützte, und durch die Luft zum Brocken hinauf führe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubige Wache, durch ihr Geschwätz von den gesehenen Teufelsmasken und Hexengestalten, zur Bemäntelung ihrer Flucht, entweder veranlaßte oder nährte, indem sie ihm nicht widersprach.

Der Arzt wider Willen.

Der russische Czar Alexei Michailowitsch, Vater Peters des Großen, wurde im Jahr 1657. außerordentlich vom Podagra gequält. Da ihm seine Leibärzte keine Linderung verschaffen konnten, so versprach er demjenigen, welcher ihm ein Heilmittel anzeigen würde, große Summen. Die Frau eines Bojaren, beleidigt durch die Härte ihres Mannes, erklärte, dieser habe ein unfehlbares Mittel gegen das Uebel, welches den Monarchen beschwere. Der Fürst ließ den Mann holen, und ihm sein Mittel

abfodern. „Ohne Zweifel, antwortete dieser, hält man mich für einen andern; ich weiß nichts von dem, was man von mir haben will, bin nie ein Arzt gewesen, und weiß weder für das Zipperlein noch für irgend eine andere Krankheit ein Mittel.“ Man glaubte, er sey zu gleichgültig gegen die Gesundheit des Czars und fürchtete sich, weil die Leibärzte am russischen Hofe, deren Mittel ohne Erfolg bleiben, gewöhnlich hart bestraft wurden. Deswegen ließ man ihn bis auf's Blut peitschen und in's Gefängniß führen. Hier erfuhr er, daß seine Frau ihm dieses Stückchen gespielt habe. Ausser sich von Zorn darüber, schwur er ihr eine fürchterliche Rache. Dieß wurde dem Czar gemeldet, der aber glaubte, daß der Bojar nur darum über seine Gattin so ergrimmt sey, weil sie sein Geheimniß verrathen habe. Er befahl daher, ihn noch einmal zu peitschen, und zwar ärger als zuvor. Auf's neue betheuerte der Unglückliche hoch und heilig: er sey kein Arzt; man sagte ihm aber, daß man ihn zu Tode peitschen würde, wenn er sein Mittel nicht kund machte. Da er jetzt einsehen mußte, daß er dem Tode doch nicht entgehen würde, wenn er auch bei seiner Versicherung beharrte, so entschloß er sich, die Rolle des Arztes zu spielen. Er kenne zwar ein Mittel, sagte er, allein da er von dessen Wirksamkeit nicht überzeugt sey, so habe er nicht gewagt, es Sr. Majestät anzuzeigen. Er werde es anwenden, man

müsse ihm aber vierzehn Tage zur Zubereitung desselben erlauben. Der verlangte Aufschub wurde gestattet; er schickte an die Ufer der Oka und ließ daselbst eine Menge wohlriechender Kräuter sammeln, wovon er dem Czar ein Bad bereitete. Der Zufall wollte, daß dieses Bad eine sehr heilsame Wirkung hatte, und das Uebel gehoben wurde. Zur Belohnung wurde der Bojar — zum drittenmal gepeitscht, stärker als zuvor, weil er so wenig Anhänglichkeit an Sr. Majestät bewiesen habe. Hierauf gab man ihm eine beträchtliche Summe Geldes, zehn Kronbauern, und verbot ihm bei schwerer Strafe, an seiner Frau Rache zu nehmen.

Moliere hat diesen Vorfall dramatisch bearbeitet, in seinem Arzt wider Willen (le médecin malgré lui).

Der tapfere Ritter.

Ritter Waldmann von Settelstedt, ein Thüringer, war einer der wackersten Kämpen seiner Zeit. Einst machte er öffentlich bekannt, daß er im Begriff sey, nach Merseburg zu einem Stechen zu ziehen, das im Jahr 1227. daselbst gehalten wurde, und wohin ein großer Zulauf von Rittern war. Ihn würde, hieß es, eine schöne Jungfrau begleiten,

die in der einen Hand einen Sperber, in der andern aber einen Steuber (Jagdhund) führen sollte. Er fodere jeden Ritter auf, eine Lanze mit ihm auf seinem Hinwege nach Merseburg, oder in der Stadt selbst, oder auch dem Heimwege, zu brechen, doch behalte er sich vor, jeden Tag nicht mehr als dreimal rennen zu dürfen. Die Bedingungen des Kampfes sollten folgende seyn: Würde ein anderer Ritter ihn besiegen, so sollte dieser seinen Harnisch und Stechzeug, den Sperber und Steuber, imgleichen die Jungfrau, als Preis des Sieges erhalten. Doch sollte die Jungfrau sich mit einem goldenen Finger (Ring) lösen können. Würde hingegen er die Oberhand behalten, so sollte allemal der Besiegte der Jungfrau einen goldenen Finger zum Geschenk geben.

Man sieht daß Waldmann sich auf seinen Arm verlassen konnte; denn er setzte wenigstens zehn gegen eins.

Diese Auffoderung gefiel den kampflustigen thüringischen Rittern. Sie kannten Waldmanns Tapferkeit; aber eben, weil sie von ihm besiegt zu werden für keine Schande hielten, fand sich deren eine große Menge, die das Abentheuer bestunden, so daß kein Tag vergieng, an dem nicht Waldmann Proben seiner Stärke und Fertigkeit gegeben hätte. Er kam aber nicht nur ohne Verlust, und daß seine Jungfrau einen einzigen Finger geben

durfte, nach Merseburg und zurück, sondern er hatte auch für diese von Andern so viel Finger gewonnen, daß sie alle Hofjungfern an Ludwigs Hofe damit beschenken konnte.

Das Wunderblut und die Sündenwaage.

Wilsnak, ehemals ein Dorf, jetzt eine Stadt im Havelbergischen Kreise in der Prignitz, war im Jahr 1383. nebst zehn andern Dörfern, durch den Ritter Heinrich von Bülow in einem Raub- und Streifzuge ausgeplündert, und in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Die unglücklichen Einwohner durchsuchten nachher den Schutt der eingeäscherten Gebäude, um zu sehen, ob sie noch einige unversehrte Sachen finden könnten. Der Pfarrer Johannes durchwühlte aus eben der Absicht die Trümmern der verbrannten Kirche. Hier entdeckte er denn, daß auf dem steinernen Altar die Wachslichter in der Feuersglut nicht geschmolzen, und die Altarbücher von der Flamme nicht verzehrt worden wären. So erstaunenswürdig dieß schon war, so entdeckte er doch bald ein noch größeres Wunder. Er fand drei vor dem Brande eingesegnete Hostien, auf denen Blutstropfen standen, die sie zusammenklebten.

Menschlicher Eigennutz und heiliger Betrug bewog die Geistlichen, welche die Hostien natürlich gefärbt hatten, vorzugeben, daß dieses des Erlösers Blut sey, und aus den Hostien geschwitzt wäre. Man erdichtete Wunderwerke, die an Kranken, an Armen, an Hülfsbedürftigen durch die Anbetung des heiligen Blutes geschehen wären. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus bekräftigten die Betrügerey, verbreiteten den Aberglauben, und reitzten durch große Versprechungen alle Welt zur Wallfahrt nach Wilsnak. Für eine Meile hieher wurde ein vierzehntägiger Sündenerlaß, für jeden feierlichen Umgang um die Kirche auf vierzig Tage Erlösung aus dem Fegfeuer, und für jede Anbetung des Wunderblutes eben dasselbe verheissen. Hohe und niedere Personen nicht nur aus der Mark, sondern auch aus dem übrigen Teutschlande, und selbst aus den entferntesten Gegenden Europas, strömten nach Wilsnak, das bald wieder aufgebaut ward, und aus einem Dorfe zu einem Städtchen erwuchs.

Kaum sollte man glauben, daß der Verstand noch verfinsterter werden, und von habsüchtigen Priestern noch tiefer in die Irre geführt werden könnte; und doch geschah es! Die Pfaffen erfanden, mit dem Vortheil, den sie von dem Aberglauben der zahlreichen Wallbrüder zogen, noch nicht zufrieden, eine sogenannte Sündenwaage. Der Pilger, welcher

Vergebung seiner Sünden suchte, mußte in eine Schaale tretten, und in die zweite Geld oder andere Geschenke, und wenn's auch nur Brod, Käse, Butter, Würste, Speck, Eier oder sonstige Lebensmittel waren, legen. Die Waagschaalen kamen erst dann in's Gleichgewicht, wenn so viele Gaben in der Schaale lagen, als die Sünden des Büßers schwer waren. Der Eigennutz der Geistlichen wußte es stets so einzurichten, daß die versöhnende Gabenschaale nicht eher stieg, als bis der Sünder nichts mehr geben konnte. Reiche Leute waren daher immer auch die größten Sünder.

Es gab zwar einige einsichtsvolle Männer, die laut ihre Stimme gegen diese Greuel erhoben. Unter diesen zeichnete sich der berühmte Johann Huß aus, der eine Schrift, betitelt: Lug und Trug, dagegen herausgab, worin er durch mehrere Beispiele das Fabelhafte und Abgeschmackte der Wundergeschichte zeigte. Aber dennoch behielten Thorheit und Aberglaube lange Zeit die Oberhand, bis endlich der lutherische Prediger Joachim Ellefeldt 1552. die gemißbrauchten Hostien verbrannte, und dem Unwesen völlig ein Ende machte.

Ein komischer Tanz.

Als Kaiser Siegmund 1414. nach Strasburg kam, erhielt er bei früher Tageszeit von einigen artigen Strasburgerinnen einen Besuch, als er noch zu Bette lag. Sogleich verließ er das Lager, seine schönen Gäste zu empfangen, warf seinen Mantel um, und gieng einer ganz sonderbaren Erlustigung entgegen. Die Weiber zogen ihn mit sich fort, und er folgte ihnen, barfuß, wie er war. So durchtanzten sie in seiner Gesellschaft gar lustig und fröhlich die Strassen der Stadt. In der Körbergasse kauften die Weiber dem Kaiser ein paar Schuhe für sieben Kreuzer, zogen ihm dieselben an, und tanzten weiter mit ihm fort. Das alles ließ der gute Kaiser, der ein gar fröhlicher, lustiger Herr war, geschehen, hatte eine große Freude an dem Benehmen der Weiber, ließ sich beschuhen, und tanzte mit ihnen umher, so lange bis er völlig ermüdet wieder nach seiner Wohnung hüpfte, und sich zur Ruhe legte. Bei seinem Abschiede, theilte er hundert und fünfzig goldene Ringlein, jedes einen, oder anderthalb Goldgulden am Werthe, unter die lustigen Strasburger Weiber aus, und hinterließ seine Tänzerinnen sehr zufrieden mit seiner Lustigkeit und Artigkeit.

Der Riese Miligedo.

Vor Jahrhunderten lebte unter den Preussen ein großer Mann, der Riese Miligedo genannt, der bei seiner ausgezeichneten Größe auch eine ausserordentliche Stärke besaß. Einst, als die teutschen Ordensritter das Schloß Bartenstein mit fünfhundert Mann besetzten, leistete dieser Miligedo ihnen Hülfe. Die Preussen, welche dieses Schloß unter der Anführung ihres Obersten Mattingus belagerten, hielten den Miligedo allein für stärker, als die Hälfte aller übrigen Mannschaft, die auf dem Schlosse zur Besatzung lag. Sie sannen also darauf, ihn aus dem Wege zu räumen. Dieß versuchten sie zuerst mit Gewalt: auch bei ihnen fand sich ein sehr großer sehr starker Mann, welcher Wango hieß. Dieser mußte in's Feld treten, und den Miligedo zu einem besondern Kampfe herausfodern. Er ließ sich nicht lange nöthigen, und kam in völliger Rüstung auf den Platz. Unter andern Gewehren trug er eine große Keule, deren Knopf voll Blei gegossen war. Sobald er seinem Gegenkämpfer sich näherte, schlug er, ehe Wango seine Waffen gegen ihn richten konnte, ihn dergestalt mit seiner Keule auf den Kopf, daß er ihm den Helm und zugleich den Hirnschädel zerschmetterte. Kaum war dieß geschehen, so sprangen zwanzig

Preussen aus dem Gebüsche hervor, die den Miligedo zugleich anfielen. Aber auch mit diesen ward er bald fertig; fünfzehn von ihnen blieben auf dem Platz; die übrigen begaben sich auf die Flucht, und Miligedo zog triumphirend auf die Burg zurück.

Unerhörte Mißhandlung der kaiserlichen Majestät.

Schwerlich giebt es in der Geschichte der neuern Regenten solche Beispiele von Derbheit und Grobheit gegen Fürsten, und solche Beispiele von Gelassenheit und Sanftmuth der Fürsten gegen vermessene Untergebene, als die folgenden sind. Sie bezeichnen charakteristisch die Sitten der Vorzeit, die ganz das Gegentheil der heutigen, vielleicht zu verfeinerten Welt ist, und nöthigen uns ein gutmüthiges Lächeln ab.

Otto der Große, Kaiser der Teutschen, feierte einst das Osterfest zu Pavia. Ein junger Prinz von Schwaben, der den großen Reitzen eines auf der kaiserlichen Mittagstafel bereits aufgesetzten, wohl ausgebackenen, und mit den schönsten Ingredienzien versehenen Osterkuchen nicht länger widerstehen konnte, brach ohne weitere Umstände, ehe noch der Kaiser zur Tafel saß, ein derbes Stück davon ab,

und stillte vorläufig damit seine Eßlust. Der Truchseß, der die Besorgung der Tafel hatte, nahm dem schwäbischen Prinzen diese unzeitige Naschhaftigkeit so übel, daß er ihm einen derben Schlag auf den Kopf versetzte, nach welchem Blut hervorströmte.

Heinrich von Kempen, des Prinzen Hofmeister, ergrimmte über diese, seinem fürstlichen Zöglinge zugefügte Beleidigung, und brachte wiederum zur Vergeltung dem Truchseß mit dem Degen einen so unglücklichen Hieb bei, daß dieser, ohne weitere Lebensspur, todt zur Erde sank. Kaum war dieß geschehen, so trat der Kaiser in's Zimmer, und sah mit Entsetzen die Blutscene vor seinen Augen. Als er den Hergang der Sache erfahren hatte, befahl er, im äussersten Unwillen über die Entweihung des kaiserlichen Zimmers, dem von Kempen auf der Stelle den Kopf abzuschlagen. Dieser bat um die Vergünstigung, seine Vertheidigung vortragen zu dürfen: allein der Kaiser wollte sie nicht hören, und wiederholte den Befehl seiner Hinrichtung. In einer Art von verzweifelnder Raserei fiel jetzt von Kempen auf den Kaiser, schlug ihm ein Bein unter, daß er zu Boden fiel, raufte ihm den ganzen Bart aus, daß die ehrwürdigen Trümmer desselben überall herumflogen, gieng von dem Bart zu den Haaren des gesalbten Hauptes über, die er gleichfalls weidlich zerzauste, und mißhandelte die kaiserliche Majestät so derb, daß sie

noch lange die Spuren dieses Kampfs trug. Es war nicht möglich, die wüthenden Kämpfer, die sich so fest gepackt hatten, aus einander zu reissen, bis endlich mehrere Trabanten den von Kempen grimmig in die Rippen stiessen, aufhoben, fortführten, um ihn dem Henker zu übergeben.

Der Kaiser, der sich etwas verschnauft hatte, ließ den Verurtheilten in's Tafelgemach zurückbringen, stand ihm die Vertheidigung zu, welche dieser folgender gestalt führte: Er habe das seinem jungen ihm anvertrauten Prinzen zugefügte Unrecht nur in dem Maaße, als ihm solches widerfahren sey, rächen wollen, ohne sich dabei des Vorsatzes einer Ermordung bewußt gewesen zu seyn. Da aber der Kaiser seine Entschuldigung nicht habe anhören wollen, so habe er freilich den Entschluß gefaßt, die ihm unbillig zuerkannte Todesstrafe an dem Kaiser selbst zu verschulden, um die liebe Gerechtigkeit in dessen Urtheil zu bringen.

Otto ließ diese Vertheidigung gelten, die sich allerdings hören ließ, und legte vor allen Anwesenden folgendes, nicht minder merkwürdiges Zeugniß ab: Nicht der von Kempen, sondern Gott selbst habe ihn durch Kempens Fäuste derb gezüchtiget, und ihm die Lehre gegeben, keinen Menschen unerhört zu verdammen, der Schein möchte auch seyn, wie er wolle. — Kempen kam ohne Strafe davon, nur der Hof wurde ihm verboten. Nach dieser Justiz-

verhandlung seßten sich die Gäste zur Tafel, von der sie ziemlich bezecht wieder aufstanden.

Fast einen ähnlichen Vorfall erzählt die polnische Geschichte von Kasimir, der nach Mizislav regierte. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Brettspiels, und spielte es unter andern häufig mit einem Hofmanne, Namens Konar. Doch war der König geübter als Konar. Dieser verlor einst im Spiele fast seine ganze Habe gegen den König. Als Konar bei einem neuen Spiele, in der Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, das Leßte seines Vermögens aufsetzte, und auch dieß verlor, gab er im ersten Verdruß über sein Mißgeschick dem Könige eine laut schallende derbe Ohrfeige. Das auf das Geschrei des Königs in's Zimmer eindringende Militair bemächtigte sich des hißigen Hofmanns, der sogleich verhaftet wurde. Die Richter erklärten diese Ohrfeige für ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und sprachen dem Inquisiten das Leben ab. Kasimir aber sprach ihn von aller Strafe los, und erklärte sogar, daß ihm ganz Recht geschehen sey, weil er selbst durch Eigennutz beim Spiel seine Würde verächtlich gemacht habe.

Fürstliche Großmuth.

Im Jahr 1314. wurde Ludwig, genannt der Baier, ein eben so edler als tapferer Fürst, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde vor Frankfurt am Main, zum teutschen Kaiser gewählt.

Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, gab sich alle Mühe, diese Würde an sich zu reissen, und wurde wirklich von einigen Wahlfürsten zum teutschen Könige gewählt und gekrönt. Er konnte sich aber als solcher nicht behaupten, und erklärte deswegen Ludwig dem Baier den Krieg, welcher sieben Jahre dauerte, bis es endlich zu einer entscheidenden Schlacht kam. Zu dieser Schlacht hatten sich Friedrich, die übrigen österreichischen Provinzen, und seine Bundesgenossen ein ganzes Jahr gerüstet. Sie brachten ein Heer von dreissig tausend Mann zusammen, und rückten, mit einer solchen Zuversicht auf ihre Macht, in Baiern ein, daß es schien, als wären sie vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Besitz zu nehmen, als erst um den Sieg zu kämpfen. Friedrich und die Seinigen rückten auch wirklich, ohne den geringsten Widerstand zu finden, bis nach Mühldorf vor. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit. Ludwig rückte ihm entgegen. Als er aus seiner Haupt-

stadt München auszog, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unterwegs strömten die Einwohner der Landstädte und Dörfer herbei, mit der Entschlossenheit, für ihren Landesherren, und den Ruhm ihrer Nation, zu siegen zu oder sterben. Auch seine Freunde und Bundesgenossen eilten ihm zu Hülfe, und es kam am acht und zwanzigsten September 1322., auf der sogenannten Aechwiesen, zwischen Ampfing und Mühldorf, zu einer mörderischen Schlacht.

Ludwig der Baier erfocht durch die Klugheit und Entschlossenheit seines Feldherrn, Seyfried Schweppermann *), eines gebornen Nürnbergers, den vollständigsten Sieg, nahm fünfzehnhundert Oesterreicher von gutem Geblüte gefangen, und unter diesen befand sich Friedrich der Schöne selbst. Als man diesem hohen Gefangenen ankündigte, daß man ihn vor den Kaiser Ludwig führe, erschrack er heftig, denn er glaubte, daß er

*) Als am Abend nach der Schlacht Kaiser Ludwig mit seinen Generalen zu Nacht speiste, und sich dabei ein Mangel an Eiern zeigte, so, daß jeder Anwesende nur Ein Ei bekam, legte Ludwig seinem Oberfeldherren zwei mit den Worten vor: „Jedem Ein Ei, nur Schweppermann zwey! denn ihm haben wir's zu danken, daß wir heute im Lager speisen.“

nun fürchterliche Rache an ihm nehmen werde. Allein Ludwig sah den Gefangenen, als man ihn vorführte, mit freundlichem Blicke an, und sprach: „Ich sehe Sie gerne bei mir, lieber Vetter! Nur guten Muth gefaßt, Sie haben den Tod nicht zu fürchten, das Leben sey Ihnen zugesichert.“ Friedrich senkte das Angesicht zur Erde und sprach: „Das Schicksal hat mich in Ihre Hände geliefert, ich bin zufrieden.“

Am folgenden Tage ließ der Kaiser den gefangenen Herzog Friedrich nach Trausnitz, einem Schlosse in der Oberpfalz, abführen. Nicht lange nachher begab sich Ludwig, des Krieges satt, selbst nach Trausnitz, und setzte den gefangenen Herzog, der sich bei seiner Ankunft vor Schrecken nicht fassen konnte, durch seine Anrede, freundliche Begegnung und Großmuth in Erstaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingung eines Lösegeldes die Freiheit schenkte, sondern ihm zugleich den Vorschlag that, aus Liebe zum Frieden, die Reichswürde mit ihm so zu theilen, daß sie beide dem teutschen Reiche mit gleichem Ansehen vorstehen, und die Stände dazu anhalten wollten. Er führte darauf den tief gerührten Friedrich mit sich nach München, wo beide Fürsten eine ordentliche Urkunde ausfertigten, und sie mit wechselseitigen Zeugen bekräftigten, sich aber darin jetzt dahin verstanden, daß Ludwigen die Reichsregierung in Teutschland, Friedrichen

aber in Italien überlassen werden sollte. Kaiser Ludwig machte diesen Entschluß den Reichsständen bekannt; allein diese bewilligten es nicht, sondern bestanden darauf, daß Ludwig allein die ganze teutsche Reichsregierung behalten mußte.

Blinder Religionseifer.

Wilhelm, Prinz von Oranien, hatte den Holländern die Freiheit von der spanischen Tyrannei erworben, und den Grund zu ihrem nachmaligen Flor gelegt. Philipp der Zweite, König von Spanien, dieser abergläubische und blutdürstige Tyrann, war der Raserei nahe, da er wahrnahm, daß diese Niederländer, die er Bettler zu nennen pflegte, sich nicht nur von seinem Joch losgerissen und frei gemacht, sondern auch die Lehre der Ketzer angenommen hatten. Er bot daher alle Bubenstücke der Hölle auf, um dem Verfechter der holländischen Freiheit, den Prinzen Wilhelm, seinen Grimm fühlen zu lassen. Eines von diesen satanischen Mitteln, die er wählte, war, daß er demjenigen zwei Tonnen Goldes versprach, der diesen Helden todt oder lebendig in seine Hände liefern würde.

Dieser glänzende Lohn reitzte einen Spanier, Namens Johann Jauregay, seine Menschlich-

keit aufzugeben: Er schoß im Jahr 1582. nach dem edlen Prinzen, verwundete ihn aber blos durch den Kinnbacken, und wurde von den Trabanten Wilhelms auf der Stelle mit Lanzen durchstochen.

Philipp fügte zu den zwey Tonnen Goldes noch fünfzig tausend Thaler, und die Verheissung des Adelsbriefes hinzu, wenn jemand es wagen wollte, die Rolle eines Teufels besser zu spielen, als dieser Mörder. Da meldete sich Balthasar Gerhard, ein Burgunder, und versprach, dem blutdürstigen König das sehnlich gewünschte Opfer zu bringen. Zu dem Ende nahm er die Maske eines Heiligen an, und gieng an den Hof Wilhelms, der damals zu Delft war. Hier gab er vor, er sey ein Protestant, und habe als solcher aus Frankreich fliehen müssen. Der Prinz erwies ihm viele Güte, und gab ihm, als er sich stellte, daß er abreisen wolle, ein ansehnliches Reisegeld. Der Unhold nahm's und kaufte sich ein paar Pistolen, lud sie mit drei vergifteten Kugeln, schlich sich wieder an den Hof, wo er bisher jeden Winkel kennen gelernt hatte, und erschoß zwei Tage nachher, nämlich am dreissigsten Junius 1584., seinen Wohlthäter, da dieser eben von der Tafel gieng, durch's Herz. Im Verhör gestand er, daß er schon seit sechs Jahren die Absicht gehabt habe, die Mordthat zu begehen, und fügte hinzu, daß ihn drei Jesuiten dazu aufgemuntert, ihm auch vorläufig die Absolution ertheilt hät-

ten. Das Ungeheuer ließ nicht die geringste Reue spüren, im Gegentheil bekannte er dem Schließer oft, er wolle den Prinzen, im Fall dieser nicht recht getroffen worden, noch einmal anfallen, und wenn er auch mit tausend Trabanten umgeben wäre: „denn, setzte der Unmensch hinzu, wenn auch tausendfache Martern mich erwarten, so erhalte ich doch für meine Heldenthat eine desto glänzendere Belohnung im Himmel.“ — Aber, wer sollte wohl noch einem Himmel verlangen, in welchem solche Würger wohnen? Bei grausenvoller Hinrichtung, oder vielmehr Zerfleischung dieses Unglücklichen, gab er keinen Laut von sich, ja er zog nicht einmal die geringste Miene.

Strenge Rechtspflege.

Georg Schwerhammer, ein Teutscher, war im Jahr 1386. Bürgermeister der Altstadt Prag. Er wohnte ohnfern der Kirche St. Martini, dem Hause des Herzogs von Burgund gegenüber, an der Ecke der Gasse, die zur Bethlehems-Kapelle führt, wo etwa zwanzig Jahre später Huß gewöhnlich zu predigen pflegte. Eines Tages, da er vom Rathhause kam, badete sein Weib ihr Kind in dem Zimmer, wo er seine Kleidung ablegte, und das er

gleich darauf verließ, um an andere Geschäfte zu geben. Das Kind schrie im Bade; die Mutter suchte im Zimmer umher, nach einem Spielwerke, es zu besänftigen, und da ihr nichts zur Hand lag, griff sie in die Tasche der Kleidung, welche ihr Mann abgelegt hatte, fand hier das Siegel der Stadt, nahm es heraus, und gab es dem Kinde zum spielen. Als sie dieß darauf aus dem Bade genommen hatte, vergaß sie des Siegels, womit es gespielt hatte; es blieb im Wasser liegen, und sie schüttete es mit demselben aus dem Badegefäße auf die Gasse.

Nach einer kleinen Weile gieng ein Bürger vorüber, fand das Siegel, und trug es zu Jacob Wölflin, dem ersten Rathsmanne, (der Stadtwirth wurde ein solcher genannt), und übergab es demselben. Wölflin begab sich am folgenden Tage auf's Rathhaus, zeigte das Siegel den übrigen Schöffen und Rathsmännern, bevor der Bürgermeister erschienen war, rathschlagte mit denselben über die Strafe, welche dieser wegen seiner Verwahrlosung verdiene, und sie erkannten — auf die Todesstrafe! Sofort erhielt der Scharfrichter Befehl, sich zur Vollziehung derselben anzuschicken.

Unterdessen erschien Georg Schwerhammer auf dem Rathhause. „Wo hast du das Stadtsiegel?“ redete Georg Wölflin ihm an. Er griff in seine Tasche, suchte, fand es nicht, und bat um Erlaubniß, nach Hause zu gehen und es du holen.

Er stund nämlich in der Meinung, daß er es dort vergessen habe. Man hieß es ihm bringen. Als er die Stiege jedoch hinab war, machte der Rathswirth mit den übrigen Männern vom Rathe mit dem Scharfrichter sich auf, und ihr Zug folgte ihm nach seinem Hause.

Unterdessen suchte Schwerhammer das Siegel in seiner Wohnnng überall vergeblich, und weil er es endlich nicht finden konnte, wollte er sich zurück auf das Rathhaus begeben; da traf er unten in seinem Hause den Rath versammelt, der das Siegel ihm vorzeigte, das Vorgefallene vorwarf, und ihm sein Urtheil verkündigte. Kein Erbarmen, kein Aufschub fand statt. Die Rathsherren hießen ihn binden, vor das Haus führen, und zur selbigen Stelle und Stunde ward das Haupt ihm abgeschlagen. An der Mauer des Kirchhofes der St. Martinskirche wurde er begraben. Auf der Stätte seiner Enthauptung errichtete man am dritten Tage nach derselben ein steinernes Kreuz. Noch gegenwärtig heißt das Haus, welches er bewohnte, zum steinernen Kreuz.

Keiner Veranlassung zu dieser gerichtlichen Greuelthat, keiner Folgen für diejenigen, die sie verübten, welche sie nach sich gezogen hatte, thut die Geschichte Meldung. Wahrscheinlich lag Haß zwischen den Teutschen und Böhmen dabei zum Grunde, der

um jene Zeit mancherlei Reibungen veranlaßte. Die Böhmen waren darüber ergrimmt, daß König Wenzel, auf Anrathen seiner Teutschen Räthe, viele Stadtämter mit Teutschen besetzt hatte.

Preiswürdige Eigenschaften eines teutschen Kaisers.

Maximilian der Erste, der von 1493. bis 1519. auf dem teutschen Kaiserthron saß, verband mit vielen andern großen Eigenschaften, auch eine feurige Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Gewöhnlich hatte er Gelehrte und Künstler um sich, mit denen er, zu seiner eigenen Belehrung, sich auf's Huldreichste unterhielt. In müssigen Stunden erlustigte er sich durch die Musik, und hielt sich eine eigene Hofkapelle. Da er, unter andern nützlichen Kenntnissen, vorzüglich die Wichtigkeit einer guten vaterländischen Geschichte wohl erkannte, so suchte er in Klöstern und Kanzleien die vaterländischen Geschichten auf, und ergötzte sich an den Nachrichten seiner großen Ahnherrn bis an seinen letzten Lebensfunken. Zu diesem Endzwecke bereiste auf seine Kosten sein Rath Jakob Manlius Teutschland, Italien und Frankreich, um in versteckten Winkeln der Klöster und Bibliotheken kostbare geschichtliche

Werke aufzusuchen. Er selbst schrieb mancherlei, das von seinen Talenten zeugt, und durch seiner Zunge Gewalt fesselte und gewann er schnell die Gewalt der Hörer.

Da Maximilian die Gelehrten und Künstler wie seine würdigsten Freunde behandelte, in freien Stunden sich mit ihnen unterhielt, sie in den größten Staatsangelegenheiten zu Rathe zog, und sich ihrer zu Gesandtschaften und Unterhandlungen bediente, so konnten die Adelichen ihren Aerger darüber nicht verbergen. Da sie sich häufig um Hofdienste bewarben, ohne sich um jene Eigenschaften und Geschicklichkeiten zu bewerben, die zu Geschäften erforbert werden, so mußte sich der Kaiser öfters darüber erklären. Einmal sagte er: „Man muß diejenigen überall vorziehen, welchen Gott, die Natur und ihr Fleiß, Vorzüge gegeben hat.“ Zu einer andern Zeit, da man ihm zu verstehen gab, daß Adeliche eher als Schreiber (so hießen damals Gelehrte) und Pfaffen, als Gesandte verschickt werden sollten, gab er zur Antwort: „Die kann ich brauchen; faule, eitle and ungeschickte Leute helfen mir nichts.“

Im Gefolge des Kaisers befand sich ein adelicher Jägermeister, der allemal vor Aerger roth wurde, wenn er einen Gelehrten sah. Der stolze, unwissende Mann machte sich ein eigenes Geschäfte daraus, die Gelehrten, die er bei dem Kaiser an-

traf, zu necken, und, indem er Nachrichten von ihrem Privatleben aufsuchte und erzählte, sie zum Gegenstande des Gelächters zu machen. Diese ertrugen den rohen Uebermuth des unerzogenen und unwissenden Ahnenmannes mit Stillschweigen; der Kaiser aber lächelte über die unzeitigen Scherze, und schien das Kränkende derselben nicht zu bemerken. Eines Tages aber, da eine große Menge vornehmer Herren und Damen versammelt, und der Jägermeister nach seiner Gewohnheit wieder ganz damit beschäftigt war, sich über einen anwesenden Gelehrten, der eben eine Urkunde zum Ausarbeiten übernommen hatte, lustig zu machen, kehrte sich Maximlian plötzlich zu dem Jägermeister, und, indem er dem Gelehrten die Urkunde abnahm, und sie jenem vorhielt, fragte er ihn: „Sagt mir doch, wackerer Ritter Jägermeister, was hier geschrieben steht?“ Der gute Mann wollte sich entschuldigen; aber da half nichts: er sollte lesen. Endlich mußte er denn mit der größten Verwirrung gestehen — daß er nicht lesen könne. „Dacht ich's doch immer, so oft ich euch spotten hörte, sagte der Kaiser, daß ihr über eine Sache spottetet, wovon ihr nichts verstündet. Es ist auch freilich leichter, setzte er hinzu, und ließ den Mann stehen, zehn Jägermeister, als Einen Gelehrten zu finden.“ —

So sehr Maximilian die Gelehrten schätzte, so versäumte er doch darüber das Kriegswesen nicht.

Er führte bei seinem Heere mehrere wesentliche Verbesserungen ein, und an Muth und Tapferkeit in ritterlichen Uebungen konnt' es im niemand zuvor thun. Von seiner Geschicklichkeit in Waffenhandwerk zeugt, unter vielen andern, folgenden Vorfall.

Als im Jahre 1495. Maximilian zu Worms einen Reichstag hielt, stellte der viel berühmte französische Ritter Claudius von Batre in seiner Herberge unter das Fenster seinen Schild aus, mit der stolzen Ankündigung: er wolle mit jedem Teutschen, wenn er Muth genug hätte, eine Lanze brechen. Maximilian, der stets gefaßte Held, entbrannte vor Zorn, da niemand zu diesem Heldenwerk sich meldete. Er thats. Die Schmach des teutschen Volks tilgend, hieng er neben des stolzen Franzosen Schild die Wappen Burgunds und Oesterreichs, und ließ ausrufen: Ein Teutscher habe seine Herausforderung angenommen. In der festgesetzten Stunde traten beide Streiter, in vollkommener Rüstung und mit verschlossenen Helmen, in den Schranken auf. Jeder schwieg, und bei dem dritten Trompetengetön rannten Beide gegen einander. Als bald die Lanzen entzwei splitterten, ergrief jeder das Schwerdt, und nach langer Uuentschiedenheit, empfieng Maximilian eine Brustwunde. Grimm und Schmerzensgefühl entbrannte sein tapferes Gemüth; mit der höchsten, wildesten Anstrengung drang er noch einmal auf den Feind, und nach kurzem Hin- und Her-

drängen, warf er den stolzen Fremdling zu Boden. Hochlauter Beifallsruf schallte dem unbekannten Ritter entgegen, und als dieser seinen Helm öffnete, und man den Kaiser erkannte, da durchwallte die höchste freudigste Rührung die erstaunte Menge.

So gab Maximilian überall die höchsten Beweise von Muth und Entschlossenheit. In seiner Jugend war er einst zum Besuch bei seiner Schwester, der Herzogin. Dort rieß er einem eingeschlossenen Löwen den Rachen auf, und hielt mit der Hand die Zunge fest. Zu seinen Hauptvergnügungen gehörte die Jagd, auf welcher er manche Gefahr ritterlich bestund. Vorzüglich liebte er die Gemsenjagd, wo er sich einmal in den tyrolischen Gebürgsklüften, an der sogenannten Martinswand, so verstieg, daß er, verlassen von aller menschlichen Hülfe, sich schon zum Tode bereitete. Endlich aber erschien ihm, zur Freude seiner Jagdgenossen, und ihm ein Wunder, ein Jüngling aus dem Gebirge, leitete ihn auf verborgenen Pfaden aus der einsamen Wildniß, und so kam er glücklich gerettet bei den Seinigen an.

Maximilian starb am eilften Januar 1519. in einem Alter von 59 Jahren. Als seine letzte Stunde herannahete, bat er seinen Beichtvater, ihn nicht mehr Kaiser, sondern schlechtweg Maximilian zu nennen. Er war so schaamhaft, daß er befahl, man möge ihm das Weißzeug, das er

sich kurz vor seiner Todesstunde geben ließ, nicht mehr ausziehen. Deswegen verordnete er, man sollte ihm nach seinem Tode die Haare abschneiden, die Zähne ausbrechen, zerstoßen und vor Jedermanns Augen in die Lüfte streuen, um daran die Vergänglichkeit aller Dinge und aller ehemaligen Größe zu zeigen. Sein Leichnam ruht in der St. Stephanskirche in Wien.

Ein Ritterkampf,

einzig in seiner Art.

Helene Scharsegine, natürliche Tochter Kaiser Maximilian des Zweiten, ward zu ihrer Zeit für das schönste Mädchen Teutschlands gehalten. Natürlich brachte diese anziehende Eigenschaft mehrere auf den Einfall, diesen Phönix der Jungfrauen zu besitzen. Rauber, ein teutscher Baron, und ein vornehmer spanischer Edelmann, warben um sie, und jeder schmeichelte sich, der beglückte Schwiegersohn des Kaisers zu werden; denn Rauber war sein Günstling, und der Spanier ein Mann vom ersten Range. Aber gerade diese Konkurrenz setzte den Kaiser in die größte Verlegenheit. Er wollte keinen durch eine abschlägige Antwort beleidigen,

Völtz del. Fleischmann sc.

Ein Ritterkampf, einzig in seiner Art.

und doch fand er mit allem seinem Hin- und Herſinnen kein Mittel, dieß möglich zu machen. Endlich gab ihm sein guter Rittergenius den Einfall ein, es darauf ankommen zu lassen, wer den andern mit seiner Liebe in den Sack stecken würde. Es ward ein Tag zum Zweikampf angesetzt, und jedem ein Sack, nach der Länge seines Gegners angemessen, zugestellt.

Man denke sich zwei Athleten, in der Blüthe ihrer Jahre, und einen Kampf um einen solchen Preis, als die schöne Scharsegine war. Alle Kräfte, Kunstgriffe und Kämpferstreiche wurden aufgeboten, um den hohen Sieg zu erreichen. Keiner wurde des andern mächtig! Endlich nahm der gewandte Teutsche die Gelegenheit wahr, umschlang den Grandes mit gewaltigen Armen, und steckte ihn mit seiner brennenden Liebe und ganzen spanischen Grandezza in den Sack, den er sich selbst hatte anmessen lassen. Der Kaiser freute sich über das Wohlverhalten seines Landsmannes, und lohnte den Sieg mit dem Besitz der schönen Helene Scharsegine. Der Spanier schlich sich beschämt von hinnen.

Die Hunde im Krieg.

Die Spanier hatten bei der Eroberung von Amerika weder von der Artillerie noch von der Reiterei so viele Vortheile, als von ihren Doggen und Jagdhunden, welche die Eingebornen Tag und Nacht aufspürten und verfolgten. Mehr als zwei tausend Amerikaner wurden von den Hunden erwürgt, die den Vasco Nunnez begleiteten. In der Schlacht bei Caramalka wurde die erste Linie in dem kleinen Heere des Pizarro von einer Reihe Hunden formirt, die so heftig und tapfer über die armen Peruaner herfielen, daß der spanische Hof, über ihre Heldenthaten entzückt, die Veranstaltung traf, daß man ihnen so gut wie den übrigen Truppen einen regelmäßigen Sold auszahlen mußte, der allemal demjenigen Soldaten zufiel, von dem jedes dieser Thiere unterhalten wurde. Man findet in einem alten Kriegsetat dieses Zeitraumes, daß der Dogge Bercillo „für seine der Krone geleisteten Dienste" monatlich zwei Realen erhielt. Unter dem Heere des Ferdinands Soto, das bei der Eroberung von Florida gebraucht wurde, war ein großer Jagdhund, mit Namen Brutus. Dieses ungeschlachte Geschöpf wurde endlich nach schrecklichem Blutvergießen, wie ein spanischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, zum großen Leidwesen der Christen getödtet — als ob

man ein Christ wäre, wenn man, mit Ungerechtigkeit und Gewalt ausgerüstet, ein fremdes Land anfällt, auf harmlose Menschen mit reissenden Thieren Jagd macht, und Raubthiere mit Menschenfleisch füttert.

Der falsche Prophet.

Michael Stiefel, ein guter Rechenmeister und Prediger bei Wittenberg, hatte aus 22 Gründen entdeckt, daß das Ende der Welt Montags den dritten October 1533. Morgens acht Uhr kommen würde. Die Bauern ließen, als sie das hörten, ihre Arbeit liegen, verkauften und verschenkten ihre Häuser und liegenden Gründe, wie er es auch selbst mit seinem Hausgeräth und seinen Büchern machte, ohne Zweifel, um derer zu spotten, die etwas im Tode so unnützes noch annahmen, und thaten sich vor ihrem Ende noch etwas zu gute. Aus Brandenburg, Schlesien und entfernteren Provinzen strömten ganze Haufen glaubiger Seelen zu ihm; er hatte die letzten Tage nichts anders zu thun, als den ganzen Tag Beichte zu sitzen. Als endlich der dritte October kam, bestieg er die Kanzel, um im Gebet und Gesang den jüngsten Tag zu erwarten. Aber die angedeutete Stunde und der ganze Vormittag ver-

giengen, ohne daß irgend eine Veränderung sich zeigte. Endlich erinnerten die leeren Magen die Glaubigen, daß sie noch lebten, aber ihre leeren Häuser und Scheuren sagten ihnen, daß sie zu leichtgläubig gewesen wären. Jetzt brach ihr Unwille gegen den falschen Propheten los. Sie rissen ihn von der Kanzel, banden ihn, schleppten ihn so nach Wittenberg, fiengen einen Proceß an, und foderten Schadloshaltung. Nur Doctor Luther besänftigte noch die aufgebrachten Gemüther, und der beschämte Rechner bekam eine Dorfpfarre nahe bei Königsberg in Preussen.

Leibesstärke.

In der Mark Brandenburg gab es ehedem ausserordentlich große und starke Leute. Zu diesen gehörte Joachim von Schapelow, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, unter dem Churfürsten Johann Georg lebte. Schapelow mußte sich einst, auf Befehl des Churfürsten, mit einem andern ebenfalls sehr großen und starken Manne, der sich gerade in Berlin aufhielt, in einen Kampf einlassen. Ohne sich lange zu besinnen, warf Schapelow seinen Gegner nieder, ergrief ihn wieder, hielt ihm die Hände fest, und hatte nichts gerin-

geres im Sinne, als ihn aus dem Fenster zu werfen, was jedoch nicht verstattet wurde. Der Churfürst, um seine Stärke auf eine andere Art zu erproben, erlaubte ihm, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einem male heraus tragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten, und eines unter den linken Arm; dann faßte er mit den vier Fingern einer jeden Hand, eines beim Spundloche, und also zusammen vier Fässer. Ohne zu ermüden, brachte er die schwere Last weiter, und gieng damit fort. „Dießmal, rief ihm der Churfürst zu, mag's geschehen; ich werde mich aber wohl hüthen, dich wieder in meinen Weinkeller zu schicken.“

Fürstliche Lebensweise und Gesinnung.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Weimar, Stammvater der altenburgischen Linie und Administrator von Chursachsen, besorgte, ausser seinen Regierungsgeschäften, sein Hauswesen so fleißig, daß er alle täglichen Geschäfte und Verrichtungen, mit eigener Hand in den Kalender schrieb. In einen derselben, vom Jahr 1585., findet man beim August folgende Nachricht: „Heute bin ich mit meiner Gemahlin nach Hartisleben gereiset, und habe lassen

einführen, auch zur Lust, sowohl Vor- und Nachmittags, das Getraide helfen auf- und abladen.“

Kurz vor seinem Ende (er starb den siebenten Julius 1602.) ließ der Herzog alle seine Kinder zu sich kommen, und ermahnte sie zur Gottesfurcht und Frömmigkeit. Hier sagte er zum ältesten Prinzen, damals „ein Herrlein von fünf Jahren:“ „Hans Lips, ließ fromm und studiere fleißig, so wirst du mit der Zeit einen Regenten geben, der Land und Leuten nutze seyn wird, und habe den Schwarzkopf — damit meinte er den Kanzler Gerstenberger, welcher hinter ihm stand — in Acht, er hat mehr bei mir gethan, als ich und ihr demselben vergelten können.“ Hierauf wendete er sich gegen den Kanzler selbst, und sprach zu ihm: „Thut bei meinen Kindern, was ihr bei mir gethan, und ich um euch wohl verdient habe.“

Kindliche Gesinnung.

Der Churfürst August von Sachsen hatte einen Obristen, Wolf Tiefstätt genannt, in seinen Diensten, der von Profession, wie sein Vater, ein Messerschmidt war. Seine Tapferkeit brachte ihm Geld und Ehre, und erwarb ihm sogar den Ritterschlag. Dieser wackere Mann stand einst hinter dem

Churfürsten, als dieser an der Tafel saß, und wurde kaum von ihm bemerkt, als er ihm zurief: „Wolf geh herbei, und setze dich hieher zu meiner Rechten.“

Der Oberste weigerte sich höflich. Als aber der Churfürst seinen Befehl einigemal wiederholte, sagte jener: Er wünsche eine Bitte thun zu dürfen, und die Versicherung zu erhalten, daß ihm der Churfürst die Gewährung derselben nicht abschlagen wolle. Der Churfürst gab sein Wort. „Gnädiger Herr, sagte Wolf, ich habe einen alten Vater, dem ich mein zeitliches Leben und mein Handwerk zu verdanken habe. Wollt ihr wohl diesen an meiner Stelle an der Tafel sitzen lassen? Hier ist er.“

Diese Bitte gefiel dem Churfürsten sehr wohl, und er sagte: „Es ist brav, Wolf, daß du dich deines ehrlichen Vaters nicht schämst. Er setze sich zu mir.“ Der alte Messerschmidt mußte sich an die Tafel neben dem Churfürsten setzen, und nach derselben beschenkte der milde Fürst den Alten noch obendrein gar stattlich.

Wie wunderbar das Verbrechen ans Licht kommt.

Es war im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Ritter Glovers die Stelle eines englischen

Gesandten in Constantinopel versah. Er hatte vor einiger Zeit einen gebornen Engländer, Namens Dibbins, in seine Dienste genommen, der von der Insel Candia aus in der türkischen Hauptstadt angekommen war. Der junge Mensch, der ein empfehlendes Aeusseres hatte, versah alle seine Geschäfte mit nicht gemeinem Fleiß, und hielt sich überhaupt so brav, daß der Ritter ihn besonders liebgewann, und sich freute, ihn in seinem Dienste zu besitzen.

Es ist bekannt, daß nicht allein das gemeine rohe Volk der Türken, sondern selbst die Großen des Landes, voll Stolz auf ihre Nationalität und den Propheten Mahomed, nicht selten mit der empörendsten Geringschätzung auf alles herabsehen, was nicht Moslemim (Rechtglaubiger) ist. Daher geschieht es öfters, daß der geringste Schein von Beeinträchtigung, von Seiten der dort sich aufhaltenden Christen, augenblicklich benutzt wird, um für eine vermeintliche Beleidigung oder Gewaltthätigkeit, die ungerechteste, und manchmal wohl gar eine blutige Genugthuung zu verlangen. Die Bedienten des Gesandten, die dieß recht wohl wußten, gaben daher wohl auf sich Acht, nie mit einem Türken in Zwist zu gerathen, und vermieden so viel möglich jede Gemeinschaft mit denselben. Sie hielten sich einträchtig beisammen, und suchten einander die Langeweile zu vertreiben, so gut sie es vermochten.

Der Herbst des Jahres 1611. war vorüber. Selten härtet in einem warmen Klima der Frost zur Winterszeit der Erde, und noch seltener fällt viel Schnee, was man dann als ein Wunder anstaunt. Doch gerade in dem Winter des angegebenen Jahres war es der Fall. Die Bedienten des englischen Gesandten glaubten, beim Anblick des tiefen Schnees, die Fluren ihrer Heimath zur Zeit des Januars zu erblicken, und ihrer bemächtigte sich eine unwiderstehliche Lust, ein Spiel zu treiben, was freilich eigentlich nur den Kinderjahren angehört — sie warfen einander mit Schneebällen. Es gieng laut und lustig unter den frohen Kämpfenden her, und keiner derselben ahnete, daß dieß unschuldige Vergnügen einem unter ihnen den Tod bringen würde.

Mehrere der vorübergehenden Türken blieben stehen, und sahen dem kleinen Schneeballgefechte zu. Unglücklicherweise traf aber ein, vielleicht zu hart gedrückter, Ball einen vorübergehenden Janitscharen so heftig in's Auge, daß es, was auch von Seiten der Engländer geschehen mochte, dem Verwundeten Hülfe zu leisten, bald als gänzlich unbrauchbar sich zeigte. Aber nicht allein eingebüßt hatte der Türke auf diese Art sein Auge; es schlug, der Himmel weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche ungeschickte, ärztliche Behandlung, der Brand dazu, der dem Janitscharen das Leben kostete. So etwas war noch nie erhört worden, und machte schon des-

wegen großes Aufsehen. Daß aber die That von einem Christen herkam, und dieser der Mörder eines Janitscharen war, das verschlimmerte die Sache sehr. Freilich war es offenbar, daß nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der Wille eines Bedienten des Gesandten, den Wurf nach dem Auge des Türken gerichtet hatte. Allein darauf wurde gar keine Rücksicht genommen, vielmehr durchlief der Lärm ein Quartier nach dem andern, und vergrößerte sich zusehends.

Daß unter diesen Umständen der Dienerschaft des Gesandten nicht wohl zu Muthe war, läßt sich leicht denken. Niemand wußte, wer von ihnen den Wurf gethan hatte? Auf keinen allein konnte, ihrer Meinung nach, die Schuld fallen; aber ihrem geliebten, wohlwollenden Herrn konnte von Seiten der türkischen Regierung diese Sache die höchste Verdrüßlichkeit zuziehen. So war ihre Meinung. Bald sollte ihre Besorgniß in Angst und Bangigkeit sich wandeln.

Der Anführer der Janitscharen begab sich, sobald der Verwundete wirklich an den Folgen des verletzten Auges gestorben war, zum Großvezier, stellte ihm die Sache als eine geschehene Gewaltthat, als eine beabsichtigte Mordthat vor, schilderte ihm die Wuth der über den Tod ihres Kameraden aufgebrachten Krieger, die laut um Rache schrieen, und erklärte, daß von Seiten des englischen Gesandten

eine Genugthuung geleistet werden müsse, um die aufgebrachten Janitscharen zufrieden zu stellen.

Das Korps der Janitscharen in Constantinopel war nicht selten der Regierung fürchterlich, und führte manche blutige Thronrevolution herbei. Man sucht daher bei jeder Gelegenheit diese rohen und wilden Krieger in einer guten Stimmung zu erhalten, und vermeidet es, ihr Mißvergnügen zu erregen. Ihre einmal angefachte Wuth kennt nämlich keine Grenzen, und löscht sich meistens nur in Mord und Aufruhr. Demnach zeigte der Großvezier sich sogleich bereitwillig, auf die verlangte Genugthuung bei dem englischen Gesandten zu dringen. Er verlangte von ihm die Auslieferung des Thäters und blieb, ungeachtet der Gesandte betheuerte, daß derselbe nicht auszumitteln, und daß der Wurf auch ganz offenbar in keiner feindseligen Absicht geschehen sey, fest und unerbittlich bei der einmal gethanen Erklärung. Da der Gesandte hierauf sich nochmals weigerte, denjenigen auszuliefern, der den unglücklichen Wurf gethan hatte, weil weder er noch jemand von seinen Leuten ihn mit Gewißheit angeben könnte, so versammelte sich bald ein Haufe Pöbel und Janitscharen, der sich rüstete, das englische Gesandschaftshaus zu stürmen. Um ein wahrscheinlich noch größeres Unglück zu verhüten, sah sich der Ritter Glovers endlich gezwungen, nachzugeben, und wußte versprechen, wenn der Schuldige unter

seinen Hausgenossen erkannt würde, ihn sogleich auszuliefern.

Die ganze Dienerschaft im Hause des Gesandten mußte nunmehr vortreten. Man kann denken, mit welcher Bangigkeit sich diese armen verfolgten Menschen zu einer solchen Musterung stellten. Das Leben eines, vielleicht mehrerer von ihnen, stand auf dem Spiel; wer sollte das Opfer seyn?

Unübersehbar war der vor dem Gesandtenhause versammelte Haufe des tobenden Pöbels und der wüthenden Janitscharen. Ihre Rache schnob nach einem Opfer. Kaum stand die englische Dienerschaft in einer Reihe, mit Todesangst in dem Herzen da, als sogleich mehrere Türken, die bei jenem Schneeballtreffen zugesehen hatten, auf Dibbins losstürzten, ihn aus der Zahl der übrigen hervorzogen, und es, nebst noch einigen andern Janitscharen, beschworen, daß dieser und kein anderer der Thäter sey. Der menschenfreundliche Gesandte, der natürlich nun das Schlimmste befürchten mußte, setzte alles daran, was er nur vermochte, Dibbins zu retten. Er betheuerte, was auch völlig gegründet war, daß Dibbins an dem Tage, wo seine Dienerschaft sich mit Werfen der Schneebälle belustigte, gar nicht zugegen, sondern in Geschäften für ihn (den Gesandten) weggeschickt worden sey. Einen größern Beweis für die Unschuld konnte er gar nicht führen; aber er ließ es auch dabei nicht bewenden,

sondern er erbot sich, eine große Summe sogleich auszuzahlen, wenn man Dibbins in Freiheit setzen und ihn wieder zurück geben wolle. Doch weder jener sonnenklare Beweis für die Unschuld der Eingekerkerten, noch das gebotene Geld vermochte Dibbins zu retten. Man erwiederte, daß jene Versicherung erdichtet sey, und das gebotene Lösegeld wurde nicht angenommen. Es war voraus zu sehen, daß endlich, bei fortgesetzter Weigerung, vielleicht noch mehrerer Personen Leben auf das Spiel gesetzt, oder gar eine völlige Stürmung und Plünderung des englischen Gesandtschaftshauses durch die Barbaren veranlaßt werden konnte.

Ritter Glovers sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, nachzugeben, und indem er sich überzeugt hielt, daß er einen völlig Unschuldigen aufzuopfern gezwungen sey, fühlte er in dem edlen Herzen eine Wehmuth, die nicht jeder Reiche und Vornehme bei dem Unglück eines Bedienten empfunden haben würde. Der brave Gesandte beruhigte sich nicht blos bei dem Bewußtseyn der Unmöglichkeit, ferner etwas zur Rettung seines Dieners unternehmen zu können; er wollte wenigstens die letzten Stunden des Bedauernswerthen durch Bezeugung seiner aufrichtigen und herzlichen Theilnahme versüßen. „Eilen Sie, sagte er dem Gesandtschaftssecretair, in das Gefängniß zu dem unglücklichen Dibbins, und sagen Sie ihm, daß ich schmerzlich gerührt sey über

sein Unglück, dessen Milderung in das Reich der Unmöglichkeit gehöre. Sagen Sie ihm, daß ich noch diesen Augenblick einen großen Theil meines Vermögens mit Freuden aufopfern würde, wenn das seine Rettung bewirken könnte. Eilen Sie und retten Sie den armen Menschen, so gut Sie es vermögen."

Der Gesandtschaftssecretair begab sich unverzüglich nach dem Gefängniß. Unterdessen gieng der edle Glovers, tief bewegt und innig erschüttert, in seinem Zimmer auf und ab. Er dachte sich den Unglücklichen, wie er von ihm, seinem Herrn, die Rettung seines Lebens erwarte, und sich getäuscht finde, und seinen Tod durch Henkershand vor Augen sehe. Er hörte die Seufzer desselben, und es klopfte ihm das Herz bei dem Gedanken an seinen Todeskampf. Bereits zwei Stunden waren vorüber, und der edle Ritter befand sich noch in derselben Unruhe, denn der abgeschickte Tröster war noch nicht heimgekehrt. Endlich ließen sich Tritte über die Hausflur hören; Glovers horchte auf, es stieg jemand die Treppe herauf, und er eilte, den Kommenden die Thür zu öffnen.

Es war der sehnlich erwartete Secretair. Kaum konnte dieser athmen, so eilig war er umgekehrt, dem mitleidigen Herrn Bothschaft zu bringen. „Reden Sie, sagte er etwas stürmisch, was macht der

arme Dibbins? Haben Sie ihn getröstet, war er des Trostes fähig.

„Nicht wenig staunen werden Euer Excellenz, versetzte der Secretair, nachdem er sich gesammelt hatte, wenn ich versichere, daß Dibbins des Trostes gar nicht bedurfte."

Glover. Wie so? Wie ist das zu verstehen?

Secretair. Er ist ganz gefaßt, er ist völlig ruhig, und trägt mir auf, Euer Excellenz für alle Güte herzlich zu danken.

Glover. Das bleibt mir unbegreiflich. Bangt ihm denn nicht vor —

Secretair. Vergönnen Sie, gnädigster Herr, daß ich Ihnen etwas mittheile, was Sie gänzlich beruhigen kann, und was niemand erwartet hat. — Ich komme an das Gefängniß; ich werde eingelassen, trete voll Wehmuth auf den unglücklichen Landsmann zu, ich finde ihn seines Todes gewiß überzeugt und doch beruhigt. Ich bezeuge ihm meine Verwunderung, als er, nachdem ich die mitleidigen Grüße seines Herrn ihm mitgetheilt, mit Gelassenheit mich anlächelte. Er that mir hierauf zu meinem großen Befremden folgende Eröffnung:

„Zwar leide ich den Tod unschuldig, wie am Tage liegt, denn ich war nicht bei dem Scherzgefechte gegenwärtig: aber dennoch habe

ich den Tod verdient. 'Beruhigen Sie also den Herrn Gesandten meinetwegen, und sagen Sie ihm, daß ich gestehe, in England einen Mord begangen zu haben; daß ich deswegen aus dem Vaterlande entwichen und nach Candia entflohen bin. Ich sehe in dem Schicksale, welches mich betrifft, die Rache des Himmels, die mich ereilt, den gerechten Lohn des Verbrechens das ich verübt habe. Besser, daß mich, einen Mörder, die Wuth der Janitscharen zum Opfer erkohr, als einen andern. Leben Sie wohl. Ruhig erwarte ich den Tod."

So erzählte der Secretair dem überraschten Gesandten. Man denke sich des letzten Staunen bei einer so unerwarteten Bothschaft. Der Edle durfte sich nun gänzlich beruhigen. Schon etliche Stunden darauf drängte sich eine zahllose Menge Volks und jubelnder Janitscharen in die Strasse herein. Dibbins ward herbeigeführt. Noch einige Augenblicke — und er war an der Thür des Gesandtschaftshauses aufgeknüpft.

Des Tonkünstlers Schicksal.

Alessandro Stradella aus Neapel war nicht nur ein trefflicher Tonsetzer, sondern auch ein großer Violinist, und besaß überdieß eine schöne Stimme und einen feinen Geschmack im Gesange. Seine Kompositionen, alle für den Gesang, übertreffen die meisten, die im siebenzehnten Jahrhundert geschrieben wurden. Unter andern war er einer der ersten Komponisten, welcher das Recitativ in Singstücken einführte und gebrauchte.

Da Stradella schon in den Blüthenjahren des Lebens durch seine Talente einen großen Ruf erlangt hatte, so wurde er von einem venezianischen Edelmanne zum Gesanglehrer für ein junges Frauenzimmer aus einer adelichen römischen Familie, Namens Hortensia, angenommen. Auffer ihrer vornehmen Abkunft dankte sie der Natur eine reitzende Gestalt und eine herrliche Stimme für den Gesang. Das Vergnügen, welches sie an der Musik fand, und die Bewunderung der Talente ihres Lehrers, weckten bald in ihr eine Zuneigung zu ihm, welche durch die häufigen Besuche zur Leidenschaft wuchs. Ihre hohe Abkunft und der Stolz ihrer Famile legte aber der gegenseitigen Neigung Hindernisse in den Weg, die nicht zu besiegen waren. Im Einverständniß

wechselseitiger Liebe beschloßen daher Beide, Venedig heimlich zu verlassen, und nach Rom zu flüchten.

Als der Vormund eines Morgens hörte, seine Nichte sey mit dem Tonkünstler unsichtbar geworden, gerieth er in die heftigste Wuth. Ohne sich lange zu besinnen, bestellte er mit beträchtlichen Geldsummen zwei Meuchelmörder, und versprach ihnen noch grösere Belohnungen, wenn sie seine Rache durch Ermordung der Flüchtlinge befriedigt haben würden. Die Banditen eilten nach Neapel, als Stradella's Geburtsorte, und von da nach Rom, wo sie nach manchen Nachforschungen den Aufenthalt der Liebenden, die als Ehegatten zusammen lebten, erfuhren. Sie meldeten dieß dem Vormunde, und versprachen seinen Auftrag zu vollziehen, wenn er ihnen ein Empfehlungsschreiben an den venetianischen Gesandten in Rom verschaffte, um ihnen eine Freistätte zu gewähren, sobald die That vollbracht wäre. Mit diesem versehen, beschlossen sie die verruchte That zu verüben. Da sie erfuhren, daß Stradella an einem der nächsten Abende in einer Kirche ein Oratorium von seiner Komposition aufführen, und darin nicht nur spielen, sondern auch die Hauptstimme singen würde, so beschlossen sie den Mord zu vollziehen, wenn er des Nachts mit seiner Geliebten nach Hause gehen würde.

Das Oratorium hatte bereits angefangen, als sie in die Kirche kamen. Die Vortrefflichkeit der

Musik und der Aufführung, verbunden mit der Rührung aller Anwesenden, machte einen erweichenden Eindruck selbst auf die Felsenherzen dieser Unmenschen, so daß sie zur Schonung des Lebens eines Mannes geneigt wurden, dessen Genie und Talente ganz Italien bezauberten. Als sie sich dem Tonkünstler auf der Strasse näherten, nachdem er die Kirche verlassen hatte, rühmten sie nicht allein seine geistvolle Komposition, sondern vertrauten ihm auch die Ursache ihrer Absendung mit dem Zusatze, daß sie, bezaubert durch seine Musik, ihr Vorhaben aufgäben, und die ihnen verheissene Belohnung fahren ließen. Dem Vormunde wollten sie melden, der Verfolgte habe heimlich mit seiner Geliebten Rom verlassen, und sie könnten ihm nicht auf die Spur kommen.

Stradella, voll Entsetzen über diese Eröffnung, verließ noch in derselben Nacht Rom, und eilte mit Hortensien nach Turin. Die Banditen kehrten nach Venedig zurück, und erklärten, daß sie sich mit der Sache nicht weiter befassen könnten. Dieß hielt indessen den Edelmann nicht von neuen Versuchen ab, seine Rache zu stillen. Er bedung zwei andere Mörder, und da er den Aufenthalt der Verfolgten erfahren hatte, sandte er sie, als Kaufleute mit guten Empfehlungsschreiben, nach Turin.

Die damals regierende Herzogin von Sovoyen, eine Freundin und Kennrein der Tonkunst, hatte

von Stradella's Flucht aus Rom und von seiner Ankunft in Turin Nachricht erhalten. Auch die Gefahr war ihr nicht verborgen geblieben, in der er mit seiner Geliebten schwebte. Voll Mitleids mit dem Schicksale der Verfolgten, brachte sie Hortensien in ein Kloster, und behielt den Stradella als Kapellmeister in ihrem Pallaste. Dieser, im Vertrauen auf den Schutz, dessen er genoß, ließ allmählich alle Furcht schwinden, und sehnte sich nur nach der Wiedervereinigung mit seiner Geliebten. Als er aber eines Abends auf den Wällen der Stadt spatzieren gieng, ward er unversehens von zwei Banditen angefallen, von denen jeder ihm einen Dolchstich in die Brust gab. Augenblicklich ergriefen sie die Flucht, und suchten eine Freistätte in dem Pallaste des französischen Gesandten.

Viele Menschen, die eben spazieren giengen, waren Zeugen des Ueberfalls gewesen. Es entstand ein solcher Aufruhr in der Stadt, daß die Nachricht bald der Herzogin zu Ohren kam. Sie ließ sogleich die Thore sperren, und verlangte von dem französischen Gesandten die Auslieferung der Mörder. Dieser verweigerte sie aber, unter Berufung auf die Privilegien, welche Mämern seines Standes nach dem Völkerrechte zukämen. Um fernern Anmuthungen vorzubeugen, ließ er die Mörder heimlich entfliehen, die auch wirklich dem Arme der Gerechtigkeit entgiengen.

Stradella's Wunden waren gefährlich, doch nicht tödtlich, und er genaß allmählich wieder. Aber so unbesiegbar war die Rachsucht des Venetianers, daß er Spione zu Turin unterhielt, um den Tonkünstler immer im Auge zu behalten. Ein Jahr war nach der Heilung seiner Wunden verflossen, als er sich von fernern Nachstellungen frei glaubte. Die regierende Herzogin, die sich für das Glück zwei so bedrängter und für einander wie geschaffener Personen lebhaft interessirte, ließ in ihrem Pallaste ihre Trauung vollziehen. Einige Zeit nachher wurde Stradella, zur Komposition einer Oper, nach Genua berufen. Er reiste in Gesellschaft seiner Gattin dahin, mit dem Vorsatze, zur Zeit des Carnevals wieder in Turin einzutreffen. Allein der Venetianer, von diesem Wechsel des Aufenthalts unterrichtet, schickte ihnen Mörder nach, welche früh Morgens in ihr Zimmer drangen, und beide durchbohrten. Die Bösewichte entflohen auf einer im Hafen bestellten Barke, und blieben unentdeckt. Dieß geschah im Jahr 1670.

Ungleiche Belohnung.

Als Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, bei Lebzeiten seines Vaters vom Hofe entfernt lebte, wurde er in Burgund mit einem Bauer, Namens Conon, bekannt, der ein sehr einfältiger, aber dabei ehrlicher Mann war. Der Prinz war gern in seinem Hause, und ließ es sich zuweilen sogar gefallen, Rüben mit ihm zu essen. Als er nach seines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte, wurde Conon von seiner Frau beredet, den König, seinen alten Gast, einmal zu besuchen, und ihm ein Geschenk von Rüben zu überbringen.

Der Bauer sträubte sich eine Weile gegen diesen Vorschlag, doch endlich gab er den Zunöthigungen seines Weibes nach, und gieng mit einem Kober voll Rüben nach Paris. Auf der Reise kam ihn aber so oft der Appetit an, daß er alle seine Rüben, bis auf eine einzige, von vorzüglicher Größe, aufzehrte. Der König erkannte ihn, erinnerte sich mit Vergnügen seines ehemaligen Wirthes, nahm das Geschenk mit Dank an, und befahl es in seinem Kabinete gut aufzubewahren. Er ließ den Conon mit sich speisen, und befahl zugleich, ihm nach der Tafel für seine Bemühung tausend Goldkronen auszuzahlen.

Die Freigebigkeit des Königs gegen den Bauer wurde am ganzen Hofe bekannt, und wer hätte nicht wünschen mögen, ebenfalls Beweise davon zu erhalten? In dieser Hoffnung kam daher einer von den Höflingen, und brachte Sr. Majestät ein sehr schönes Pferd zum Geschenke.

Ludwig merkte die Absicht des Gebers, stellte sich aber sehr erfreuet, und fieng an, mit einigen Hofkavalieren sich zu berathschlagen, wie er wohl ein so vortreffliches Pferd seinem bisherigen Besitzer vergüten könnte? Mit jeder Minute wuchs dessen Erwartung, und er dachte bei sich selbst: was wird der König nicht für ein solches Pferd geben, da er eine schlechte Mähre mit tausend Goldkronen bezahlt hat! — Nach einer langen, vergeblichen Berathschlagung sagte endlich der König: „Eben jetzt besinn' ich mich auf eine Belohnung, die eines solchen Geschenkes würdig ist." Zugleich rief er einen der Anwesenden zu sich, und sagte ihm in's Ohr, daß er das herbringen sollte, was er im Kabinet an einem bezeichneten Orte, in einem seidenen Tuche eingewickelt, finden würde. Dieser brachte das Tuch dem Könige, und Ludwig gab es dem Höflinge, mit der Bemerkung, er hoffe das Pferd mit einem Kleinode, für das er tausend Goldkronen bezahlt habe, hinlänglich vergütet zu haben.

Voll brennender Begierde, seinen Schatz zu sehen, rieß der Empfänger das Tuch weg, und fand —

eine dürre Rübe! Zu dem Verdruß vereitelter Hoffnung, kam nun auch der Spott und das Hohngelächter des ganzen Hofes. Niemand hatte seitdem mehr Lust, die Freigebigkeit des Königs auf die Probe zu setzen.

Spanische Gravität.

Als die Herzogin Anna von Oesterreich, die Braut König Philipps des Vierten von Spanien, auf ihrer Reise nach Madrid durch eine spanische Stadt kam, wo man sehr gute Röcke, Leibchen und seidene Strümpfe verfertigte, machte ihr der Magistrat der Stadt ein Geschenk mit einer Menge von diesen Waaren. Aber der Major Dome der Königin, ein Mann von ächter spanischer Gravität, erzürnte sich höchlich über diese Verwegenheit, nahm alle die Pakete mit Strümpfen, und warf sie den Deputirten der Stadt vor die Füße, indem er ihnen die Lehre mit auf dem Weg gab: „Merkt euch, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben.“ Er wollte nämlich sagen, sie wären durch ihren Stand so erhaben, daß sie nicht, wie andere ihres Geschlechts, die Erde mit ihren Füßen berührten, oder sie auch nur sehen ließen. Allein die junge Königin, welche die Wendungen der Spanier

in ihren Ausdrücken noch nicht hinlänglich kannte, und dieß im buchstäblichen Sinne nahm, fieng an zu weinen und sagte: sie würde sich nimmermehr zu dieser Reise haben bewegen lassen, wenn sie vorher gewußt hätte, daß man ihr die Beine abhacken wollte. Es hielt nicht schwer, ihr den Irthum zu benehmen, und sie setzte ihren Weg ruhig fort. Da sie nach Madrid kam, erzählte man dem Könige die Naivität seiner Gemahlin, der sie so drolligt fand, daß er ein wenig lächelte. Dieß war etwas ausserordentliches, denn Philipp behauptete eine solche Gravität, daß man ihn in seinem ganzen Leben nur dreimal lachen sah.

Künstlerlist.

Rameau, einer der größten französischen Tonkünstler, geboren zu Dijon 1683., zeichnete sich durch sein Kunsttalent so ruhmvoll aus, daß er bald einen ehrenvollen Ruf als Organist an die Domkirche zu Clermont erhielt. Allein er sehnte sich wieder nach Paris zurück, woher er gekommen war, um da, in Hoffnung eines glänzenderen Erfolges, der Kunst zu leben. Verschiedene male hatte er schon um seine Dienstentlassung gebeten; allein vergebens, denn das Domkapitel verlor ihn ungern. In dieser

Verlegenheit nahm er zur List seine Zuflucht. Er spielte einmal in der Frühmette nur zur ersten und zweiten Strophe des Liedes die Orgel, schlug dann die Thüren mit Geräusch zu, und gieng fort. Man war geneigt, die Schuld auf die Bälgentreter zu schieben, und der Vorfall machte kein besonderes Aufsehen. In der Vesper aber konnte man sich nicht wieder irren, sondern mußte wohl merken, daß Rameau absichtlich Mißvergnügen erregen, und Das seinige an den Tag legen wollte. Er zog da die unangenehmsten Register, und wühlte in allen möglichen Dissonanzen umher. Vergebens gab man ihm das gewohnte Zeichen zum Aufhören; man sah sich gezwungen einen Chorknaben an ihn abzusenden. Sobald dieser kam, verließ Rameau die Orgel, und gieng zur Kirche hinaus. Uebrigens hatte er doch bei dieser Gelegenheit mit so vieler Kunst gespielt, daß die Kenner sagten, nur Rameau könne auf diese Art unangenehm spielen. Das Domkapitel ließ ihm wegen seines Benehmens einen Verweis geben, er antwortete aber: er werde nie anders spielen, wenn man ihm noch länger den Abschied versage. Und so sah man sich genöthigt, in sein Begehren zu willigen. Der Contract wurde aufgehoben, und am folgenden Tage bewies Rameau dadurch seine Erkenntlichkeit, daß er sich mit den vortrefflichsten Stücken auf der Orgel hören ließ, und den Donnerstag, da er zum letztenmale spielte,

übertraf er sich selbst. Er brachte so viel Zärtliches, Feines, Starkes, Glänzendes und Harmonisches in sein Orgelspiel, daß er in den Zuhörern alle die von ihm beabsichtigten Empfindungen erregte, und das Bedauern, ihn verlieren zu müssen, nur noch mehr verstärkte. In Paris erlangte er wirklich, was er erwartet hatte: er wurde der königliche Kabinetskomponist, und erhielt den Ritterorden des heiligen Michael.

Welch ein König!

Philipp der Fünfte, König von Spanien, ein bigotter Schwächling, legte bei einem heftigen Anstoße seiner gewöhnlichen Hypochondrie, im Jahr 1724. auf einige Zeit die Krone nieder, um, wie er sagte, ganz allein für sein geistliches Wohl zu sorgen. Das Scepter übergab er einstweilen seinem ältesten Sohne erster Ehe, dem siebenzehn jährigen Prinzen Ludwig. Niemand war mit dieser königlichen Entschließung weniger zufrieden, als Philipps zweite Gemahlin, die herrschsüchtige Elisabeth von Parma. Inzwischen trat nach einiger Zeit eine Veränderung ein, an die niemand gedacht hatte. Der junge König Ludwig bekam die Pocken, und starb im neunten Monate seiner Herrschaft.

Philipp kam jetzt nach Madrid zurück, entschlossen die Krone wieder anzunehmen, wenn er von seinen vornehmsten Unterthanen darum gebeten würde. Doch zu diesen Bitten hatte die Junta oder der Staatsrath, welcher dem jungen Könige Ludwig von seinem Vater bei der Abdankung zugeordnet war, keine Neigung. Sie hoffte, während der Minderjährigkeit ihres nächsten Regenten, die königliche Gewalt zu mindern, und die frühere Herrschaft der Großen wieder einzuführen. Gewonnen von dieser Junta, äusserte Bermudes, der königliche Beichtvater, daß es zum Seelenheil und zur Gewissensruhe des Monarchen unumgänglich nöthig sey, die vornehmsten Doctoren zu versammeln, und ihrer Entscheidung es zu überlassen: ob man eine niedergelegte Krone wieder annehmen dürfe? Philipp war schwach genug, diese Schulgelehrten zu berufen, und als diese nach den Wünschen der Junta sprachen, erklärte der beschränkte Monarch: daß er bereit sey, nach St. Ildefonso (seinem bisherigen Ruheorte) zurück zu kehren. Vergebens, daß bessere Diener ihm vorstellten, der Vortheil seines Sohnes mache es durchaus nöthig, daß er standhaft beim ersten Vorsatz beharre. Der indolente Fürst begnügte sich mit der Antwort: daß er Gott dafür sorgen lasse.

Die Königin wandte alles an, den schändlichen Plan des Beichtvaters zu vernichten. Selbst im

Beiseyn ihres Gemahls nannte sie ihn einen Judas, und betheuerte, daß, wenn sie in diesem Augenblicke die Welt verlassen mußte, sie lieber ohne Sakramente sterben, als sie aus den Händen eines solchen Treulosen empfangen wollte. Der König war zwar hierdurch erschüttert, allein er änderte seinen Vorsatz nicht. Tiefer war dagegen der Eindruck, den die Reden einer andern Frau auf ihn machten, die freilich dem Stande nach tief unter der Königin stund. Das war Donna Louisia, weiland seine Amme, eine Frau von Geist und Herz. Als in ihrer Gegenwart von der Sache die Rede war, sagte sie dem Könige unter die Augen: es sey schändlich für einen Fürsten, sich von einem Schurken regieren zu lassen, und seinen minderjährigen Sohn einer herrschsüchtigen Junta preis zu geben, die alles anwenden würde, um die königliche Gewalt gänzlich zu zertrümmern. Sie sprach dieß mit einem Eifer, daß der König todtenbleich zu werden anfieng, und die Königin ihr zu schweigen gebot, weil sie ihren Gemahl tödten könne. — „Und wenn er auch stürbe, antwortete die kühne Frau, dann wäre ja doch nur ein Mann verloren. Da hingegen, wenn er die Regierung Preis giebt, sein Volk, seine Kinder, zusamt seinem Reiche verloren gehen."

Philipp fühlte das Große in dieser Rede, und das Kleinmüthige in seinem Betragen. Noch vor Sonnenuntergang bestimmte der päbstliche Nun-

cius ihn ganz: es ergrief abermals die Zügel der Regierung, oder vielmehr — er lieh der neuen Regierung seinen Namen wieder.

Der Herr und sein Diener.

Eine Inquisitionsgeschichte.

Jahrhunderte lang übte die Inquisition in Spanien und Portugal eine Gewalt, die namenloses Elend verbreitete. Tausende, die in ihre Hände geriethen, wurden auf's schrecklichste gequält, gefoltert, verbrannt. Die geringsten Muthmassungen, unbedeutende Uebereilungen, eingebildete oder erdichtete Verbrechen, dienten zu einem rechtskräftigen Vorwand, um eine Menge unschuldiger Leute in's Gefängniß zu werfen, zu beschimpfen und zur Verzweiflung zu bringen. Durch das unrechtmässigste Verfahren sprach man ihnen Gut, Ehre und Leben ab. Der Beklagte kannte niemals seinen Ankläger, und ward nie mit demselben zusammen gestellt. Er mußte das Verbrechen, dessen er schuldig seyn sollte, errathen. Wie man durch die nichtswürdigste Angeberei in die Hände der Inquisition fallen konnte, zeigt folgende Geschichte, die eines der gelesensten englischen Journale erzählt.

Don Estevan de Xeres hatte sich in Mexiko große Reichthümer gesammelt, und war im Jahr 1702. auf dem Wege, sich nach Spanien, welches er in früher Kindheit verlassen hatte, zurück zu begeben. Das Schiff, welches ihn und seine Schätze trug, lief in dem Hafen von Lissabon ein, und Estevan sah sich genöthiget, einige Zeit daselbst zu verweilen. Sein Hauswirth, geblendet von dem Golde seines Miethmannes, faßte den Entschluß, sich einen Theil desselben zuzueignen, und er beschloß, die Inquisition bei seinem Bubenstücke zu Hülfe zu nehmen. In der Verwirrung, welche die Anklage und die Festnehmung Estevans zur Folge haben mußte, hoffte er, einen Theil von den Schätzen desselben bei Seite zu bringen. Sein Sohn, der selbst in Mexiko gewesen war, und der Don Estevan dort gekannt hatte, sollte anzeigen, daß dieser einer Amerikanerin zu Liebe sich zur Anbetung der Sonne verstanden habe, der Vater aber sollte hinzufügen, daß sein Miethsmann keinen Gottesdienst besuche, und sich oft in seinen Zimmern verschlossen halte, vermuthlich um Aberglauben zu treiben. Diese Angabe wurde dadurch noch bestätiget, daß Estevan aus Amerika viele sonderbare Figuren mitgebracht, und die Bedienten im Hause gewarnt hatte, sie nicht zu berühren.

Die Anklage geschah, und wurde angenommen, denn der Ruf von Estevans Reichthümern war ein

mächtiger Köder. Er wurde des andern Tages auf offener Strasse angehalten, und abgeführt. Sein Diener, ein Neger, welchen Estevan erzogen hatte, und der seinen Herrn kindlich liebte, folgte ihm von ferne, und sah, daß man ihn in die Gefängnisse des heiligen Gerichts brachte.

Zamora, so hieß dieser treue Diener, war ein heller Kopf, und begriff sogleich, daß es auf die Schätze seines Herrn abgesehen war. Um vor der Hand einen Theil derselben zu retten, eilte er sogleich nach Hause, bemächtigte sich eines Kästchens mit Edelsteinen, und einer Brieftasche, in der, wie er bemerkt hatte, große Schätze enthalten waren. Er verfügte sich damit zu dem französischen Konsul, welcher ein Freund seines Herrn war, und foderte ihm zu dessen Rettung auf. Dieser ließ unter dem Vorwande, daß der größte Theil von Estevans Gütern von französischen Kaufleuten versichert worden wäre, um seine Landsleute vor dem Verluste zu verwahren, sogleich Beschlag auf alle Effecten legen, welches ihm von der Regierung nicht verweigert werden durfte.

Der größte Theil des Vermögens befand sich nunmehr in Sicherheit. Jetzt aber war die Rede, davon, den Herrn selbst zu retten, und dem furchtbaren Gerichte zu entreissen. Zamora beschloß das Aeusserste zu wagen, und mit seinem Herrn zu sterben, wenn seine Versuche mißlingen sollten. Nach-

dem er einen Plan entworfen hatte, begab er sich nach dem Pallaste des heiligen Gerichts, und verlangte mit dem Großinquisitor zu sprechen. Man fragte ihn nach seinem Anliegen, und er sagte, daß er der Diener Don Estevans sey, und etwas seinen Herrn Betreffendes zu hinterbringen habe. Da man etwas Wichtiges zu erfahren hoffte, so wurde er eingelassen, und zu dem geheimen Secretair, welcher des Inquisitors ganzes Vertrauen besaß, gebracht. Der fromme Mann war so eben beschäftigt, seine Chokolade zu trinken, und beurlaubte eine junge Frau mit den Worten: „Gehe hin, meine Tochter, und sündige nicht wieder!“

Zamora machte nun seinen Vortrag. Er sagte, daß sein Herr ihm seit langer Zeit die Taufe versprochen habe, welches aber durch Hindernisse verschiedener Art bisher verschoben worden sey. Gerne wollte er seine gesparten Pfennige (hier ließ er einen wohlgefüllten Beutel blicken) opfern, wenn er dieses Glück je eher je lieber erlangen könnte. Zugleich äusserte er den Wunsch, da er jetzt ohne Herrn sey, in die Dienste des heiligen Gerichts zu treten. Der Secretair fragte ihn nach seinen Kenntnissen, und Zamora erwiederte, daß er etwas von der Koch- und Gärtnerkunst verstehe, übrigens aber voll Thätigkeit und gutem Willen sey. Diese Versicherungen schienen dem geistlichen Herrn recht wohl zu gefallen; er ließ den Haushofmeister rufen, und

übergab ihm den jungen Menschen mit dem Auftrage, gute Sorge für ihn zu tragen.

Der treue Neger wendete die ersten Wochen dazu an, sich überall beliebt zu machen. Er studirte seinen Katechismus fleißig, und that alles, sogar den leisesten Winken seines Beschützers zuvorzukommen. Dieser stellte ihn dem Großinquisitor vor, welcher ihm ebenfalls seine besondere Gnade zusicherte. Uebrigens war er zuvorkommend gegen alle im Hause, aß und trank mit ihnen, verhelte gerne ihre Thorheiten und that alles, was ihnen Freude machte. Vorzüglich aber hielt er sich an den Obersten der Gefangenwärter. Dieser Mann hatte eine Geliebte, und Zamora, welcher ihm bereitwillig manche seiner Dienstverrichtungen abnahm, verschaffte ihm dadurch Gelegenheit, sie öfter zu besuchen. Wenn die Wächter müde waren, so wachte er für sie, unterhielt sie mit Erzählungen von seinem Vaterlande, und, was ihnen am angenehmsten war, bewirthete sie oft mit Wein. Auf solche Weise erwarb er sich volles Zutrauen, und er hatte schon den Zutritt in mehr denn fünfzig Kerker erhalten, ohne noch den seines Herrn zu entdecken.

Einst befand sich Zamora in der Halle der Wächter, als der Oberste derselben, nachdem er ein Billet erhalten hatte, die Waffen zu ergreifen befahl. Dieß geschah jedesmal, so oft ein Gefangener zum Verhör geführt werden sollte. Er wollte sich

entfernen, der Alkalde aber hieß ihn bleiben. „Komm mit uns, sprach er, in das obere Stockwerk, du hast es doch noch nie gesehen.“ Zamora folgte ihm mit einem Herzen, das vor Furcht und Freude zitterte, denn er hoffte vielleicht etwas von seinem Herrn zu erfahren. Seine Hoffnung trog ihn wirklich nicht; denn kaum waren einige stark verriegelte Thüren geöffnet, als er Don Estevan in der Mitte zweier Wächter den langen Gang daherkommen sah. Zamora stellte sich so, daß ihn sein Herr erblicken mußte, und legte den Finger auf den Mund. Estevan schien ihn verstanden zu haben, denn er gieng ruhigen Schrittes vorüber, ohne die mindeste Ueberraschung merken zu lassen.

Die Zeit, welche Estevan im Verhör zubrachte, benutzte Zamora, den offen stehenden Kerker seines Herrn zu betrachten. Er bemerkte mit einem Blicke, daß er durch ein einziges, stark vergittertes Fenster, welches in den Garten gieng, erleuchtet wurde, und als Estevan nach einigen Stunden wieder zurückgeführt wurde, stand Zamora wieder auf seiner vorigen Stelle. Der Alkalde begleitete den Gefangenen selbst, um ihn in seinem Kerker zu verschließen; doch der dienstfertige Zamora lief herbei, und überhob ihn dieser Bemühung. Mit großem Geräusche schloß er Thüren und Riegel, und überreichte die Schlüssel, nachdem er durch die Oeffnung, durch welche den Gefangenen die Speise ge-

reicht wird, unbemerkt ein Zettelchen geworfen hatte, auf welchem blos die Worte ſtanden: „Muth, Geduld, und — vor allem, dieſes vernichtet.“

Zamora war ſchon lange, ſo wie mit allen im Hauſe, auch mit dem Gärtner bekannt geweſen; an dieſen ſchloß er ſich jetzt vorzüglich an. Er half ihm arbeiten, erzeigte ihm hundert kleine Dienſte, und machte ſich ihm bald unentbehrlich. Es ſchmeichelte überhaupt einem jeden, den Schützling des geheimen Secretairs, und ſogar des Großinquiſitors, zum Freund zu haben. Der Gärtner war ein alter Mann, der die ſtarken Getränke liebte, und Zamora verſorgte ihn reichlich damit. In wenig Wochen hatte er es dahin gebracht, daß er des Mannes volles Zutrauen beſaß, und zu jeder Stunde in den Garten gehen konnte Während dieſer Zeit hatte Zamora ſeine übrigen Freunde keineswegs vernachläßiget. Er leiſtete überall hülfreiche Hand, und ſeit mehreren Wochen begleitete er die Gefangenwärter, um den Gefangenen Mittags und Abends das Eſſen zu bringen.

Eines Abends fand Eſtevan ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zu der nämlichen Stunde, aufgemerkt!“ Zamora fand ſich an dieſem Tage frühe in der Küche ein, wo für die Gefangenen ihre Mahlzeit zugerichtet wurde. Er bemächtigte ſich des Brodkorbes, wie er ſchon öfters gethan hatte. Es gelang ihm, eines der Brödchen

bei Seite zu schaffen, und ein anderes, ganz ähnliches, in welchem eine Feile verborgen war, dafür hin zu thun. Mit klopfenden Herzen trat er seine Wanderung an, gab jedem Gefangenen sein Brödchen, und dem Estevan glücklich das für ihn bestimmte. Die Angst hatte ihn indessen angegriffen, daß er bald darauf ohnmächtig nieder sank. Alle seine Freunde stürzten herbei, und sein Beschützer, der Secretair, welchem der Vorfall gemeldet wurde, reichte ihm selbst die Hand. Er erholte sich inzwischen bald wieder, und dieses Ereigniß hatte weiter keine Folgen.

Es verflossen nun zwei Monate, von einer Seite in der quälendsten Erwartung, von der andern in vorsichtiger Thätigkeit. Endlich, am Vorabend vor Weihnachten, erhielt Estevan auf dem gewöhnlichen Wege einen Zettel, des Inhalts: „Wenn alles bereit ist, so lassen Sie Morgen Ihre Flasche unberührt stehen.“ Die Flasche kam wirklich unberührt zurück, und Estevan erhielt dafür ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zwischen Mitternacht und ein Uhr, lassen Sie die Schnur aus dem Fenster herab.“ Ein Bündel Schnüre war dem Zettelchen beigefügt. An dem Weihnachtsfeste lebte alles in dem Hause hoch. Der Grosinquisitor schmauste mit den Seinigen, und sie tranken nach Verhältniß. Nach zehn Uhr war alles still. Der Oberste der Wächter gestand Zamoren, daß

er einen Besuch bei seiner Geliebten versprochen habe, und bat ihn, an seiner Stelle zu wachen. Zamora versprach es. „Ich habe zwar, sagte er, dem Gärtner mein Wort gegeben, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, allein der Dienst soll nicht darunter leiden.“ Der Alkalde gieng zu seiner Geliebten; Zamora bewirthete die Wächter reichlich mit Wein, trank dem Gärtner tapfer zu, und brachte es bald dahin, daß alle schnarchten.

Nun war die entscheidende Stunde gekommen. Zamora holte eine Strickleiter, welche er gemacht und sorgfältig verborgen hatte. Nachdem es Mitternachtgeschlagen hatte begab er sich unter Estevans Fenster; die Schnur kam herab, die Strickleiter wurde aufgezogen und befestiget. Der Gefangene stieg glücklich herab, und Herr und Diener lagen einander in den Armen. Sie entkamen glücklich aus dem Hause, und begaben sich zu dem Konsul, welcher schon alles zur Abreise in Bereitschaft gesetzt hatte. Ohne zu säumen schifften sie sich nach Bordeaux ein, wo Estevan, da er sich nicht nach Spanien getraute, seine übrigen Tage in Ruhe verlebte, und nach Jahren in den Armen Zamora's, welchen er zum Sohne angenommen hatte, entschlummerte.

Eine Heirathsgeschichte,

einzig in ihrer Art.

Jakob Füllebeck, ein geborner Hamburger, war ein armer Knabe, als er nach Amerika kam, und zu Philadelphia in dem Hause eines begüterten Kaufmanns angenommen wurde. Er widmete sich den Handlungsgeschäften mit Fleiß und Redlichkeit, und wußte seinem wunderlichen Herrn so nach Gefallen zu leben, daß ihn dieser, der Wittwer und kinderlos war, bei seinem Tode zum einzigen Erben seines beträchtlichen Vermögens einsetzte.

Von dem Tage an war Jakob plötzlich ein sehr reicher Mann geworden. Dabei ist nichts zu verwundern, denn so etwas geschieht öfters; aber was selten geschieht ist dieß, daß niemand Jakobs Glück beneidete; im Gegentheil freute man sich dessen, weil er es mit Bescheidenheit hinnahm, und in seinem ganzen Thun und Wesen der Alte blieb. So hatte er das dreissigste Jahr erreicht und war ein stattlicher Mann geworden, ohne an das Heirathen zu denken, obgleich sich manche reiche Kaufmannstochter, manche junge Wittwe nach ihm umschaute. Sein verstorbener Gönner schien ihm von seinen Sonderbarkeiten einen leisen Anflug zum Erbtheile hinterlassen zu haben. Als ihn daher einige Freunde

darauf aufmerksam machten, daß es nun wohl Zeit sey, sich eine Frau in die Wirthschaft zu nehmen, fiel ihm die Erinnerung schwer auf's Herz. Er gieng deshalb mehrere Tage mit sich zu Rathe, und beschloß endlich, sich mit einer Landsmännin zu verbinden, gleichviel mit welcher, wenn sie nur drei Eigenschaften in sich vereinigte, nämlich wenn sie nur arm, brav und nicht häßlich wäre. Ohne sich von seinem Entschlusse etwas merken zu lassen, schrieb er an einen Korrespondenten in Hamburg, und schloß den Geschäftsbrief mit folgenden Worten:

„Auch belieben E. E. mir mit dem ersten Schiffe und nebst den besagten Waaren, ein Mädchen anhero zu spediren, das zwischen zwanzig und vierundzwanzig Jahren alt, mittlerer Statur, lieblichen Angesichts, tadellosen Charakters und dauerhafter Constitution ist. Auf letzteres wäre besonders zu achten, damit sie fähig sey, der Veränderung des Clima Widerstand zu leisten, und ich nicht in den Fall komme, diesen Artikel noch einmal verschreiben zu müssen, massen sein Transport mit zu viel Risico verbunden ist. Vermögen darf sie durchaus keines besitzen. Als ein blutarmer Junge hab' ich einst meine Vaterstadt verlassen; darum soll nun auch die Braut, so ich von dannen beziehe, mir nichts zur Mitgabe bringen, als ein makelloses Herz. Wenn nun dieselbe so conditionirt allhier anlangt und Gegenwärtiges von E. E. so indossirt vorweiset, so

werd' ich es als einen Wechsel honoriren und vierzehn Tage nach Sicht die Trägerin zu meiner Ehegattin nehmen."

Der Hamburger Kommissionair schüttelte freilich den Kopf, als er diesen seltsamen Auftrag las; allein seit mehreren Jahren mit den Eigenheiten sowohl, als mit der Ordnungsliebe und Pünktlichkeit seines Korrespondenten bekannt, besann er sich nicht lange, sondern schritt gleich zum Werke, sich seines Auftrages bestmöglichst zu entledigen. Aber wo ein solches Mädchen finden, das den gemachten Foderungen entspräche? — Nach vielen vergeblichen Nachforschungen gelang es ihm endlich.

Louise Brinkmann, seit zehn Jahren eine vater- und mutterlose Waise, ein Engel an Geist und Körper, hatte bis in ihr zwei und zwanzigstes Jahr unter der Geißel einer milzsüchtigen Tante gelebt, und wurde stets nach deren Namen Rippenberg genannt. Die Tante starb; jedermann freute sich, das gute Mädchen aus den Klauen dieses Drachen erlöst und durch ihre Hinterlassung für vieljährige Drangsale entschädigt zu sehen; — aber siehe da! kurz vor dem Tode der Alten hatte sich ein geistlicher Vetter in ihre Gunst geschlichen, den ihr Testament als Universalerben bezeichnete. Kaum ließ er der armen Louise einige Kleidungsstücke und Wäsche verabfolgen. Was Wunder, daß sie den amerikanischen Antrag nicht von sich wies. Der

Amerikanische Kaufmann wurde ihr als Biedermann gerühmt, dem sie volles Vertrauen schenken dürfe. Sie entschloß sich also, die Reise zu unternehmen, weniger auf die seltsame Verbindung bauend, als vielmehr in der Hoffnung, einen Bruder ihres verstorbenen Vaters zu erfragen, der, wie sie sich in ihrer Kindheit oft gehört zu haben erinnerte, in Amerika etablirt seyn sollte. Man lud sie nun mit andern Waaren, die gleiche Bestimmung hatten, auf ein Schiff, und sie wurde in den Faktura=Brief mit folgenden Worten eingetragen: „Item ein Mädchen, Namens Louise Rippenberg, zwei und zwanzig Jahre und sechs Monate alt, von Charakter, Gestalt und Sitten, wie sie der Wechselbrief erheischt und wie man gleich beim Auspacken wahrnehmen wird, auch mit allen erforderlichen Zeugnissen nach bester Form und Qualität versehen. Wir hoffen, E. E. mit diesem Artikel besonders zu contentiren."

Die Zeugnisse bestanden in einem Taufschein; in einem Schreiben des Pastors, der ihre gute Aufführung bestätigte; in einem ähnlichen von allen Nachbarn unterschrieben, die ihr beurkundeten, daß sie zwölf Jahre lang die Launen einer bösartigen alten Tante mit der größten Sanftmuth ertragen habe, und deshalb zu der Hoffnung berechtigte, daß sie auch mit einem Manne, und wenn er der Teufel selbst wäre, gut auskommen würde; und endlich

in einem Gesundheitsschein, der ihre solide Constitution bezeugte, und von drei Aerzten unterzeichnet war.

So ausgerüstet trat Louise die weite, gefährliche Reise an. Nach dem letzten Blicke auf die verschwindende Vaterstadt, nach der letzten Thräne, dem Andenken ihrer Eltern geweint, erfüllten freundliche Bilder einer schöneren Zukunft ihre schuldfreie Brust, und heitern Gemüthes bestand sie die mancherlei Ungemächlichkeiten einer langen Fahrt. Sie kam glücklich nach Philadelphia, und kehrte in dem ersten Gasthofe ein. Nachdem sie sich ein wenig erholt, die Kleider gewechselt und sich selbst Muth eingesprochen hatte, ließ sie sich in die Wohnung des Herrn Jakob Füllebeck führen. Der Gedanke, daß er in seinen Werbungen unglücklich gewesen seyn müsse, weil er sich ein Weib aus der Ferne verschrieb, flößte ihr eben nicht die vortheilhafteste Idee von seinem Aussehen ein, und diese Idee gewann noch mehr Stärke, als sie seine pallastähnliche Wohnung betrat, und überall, zwar nicht glänzenden Luxus, aber um so mehr solide Pracht und prunklosen Wohlstand bemerkte. Man führte sie auf das Comtoir, wo Herr Füllebeck mit zwölf Gehülfen arbeitete. Welcher ist es? fragte ihr klopfendes Herz. Da trat ein Mann, dem der Diener in's Ohr gesprochen hatte, auf sie zu mit einfachem, aber edeln Anstande, mit freundlichem Wohlwollen

im Blick. „Sie begehren mich zu sprechen?“ — „Wenn Sie Herr Füllebeck sind.“ — „Ich bin es.“ Und somit nahm er sie bei der Hand, und bat sie, in ein Nebenzimmer zu treten.

Louise hatte ihren ganzen Muth wieder gefunden. „Ich habe hier, sprach sie zu ihm, nachdem sie allein waren, mit niedergeschlagenen Augen und nicht ohne Erröthen, einen Wechsel auf sie abzugeben. Werden Sie ihn wohl honoriren?“ Mit diesen Worten überreichte sie ihm seinen eigenen Brief, den der Hamburger Kaufmann indossirt hatte, nebst den Beilagen. Füllebecks Auge verweilte mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem herrlichen Mädchen, das durch den erhöheten Wangenpurpur nur noch schöner geworden war. Schweigend durchlief er schnell die Papiere, stutzte aber bei dem Taufschein, und verglich ihn kopfschüttelnd mit dem Briefe seines Korrespondenten. „Mademoiselle, hub er an, ich habe noch nie einen Wechsel auf mich protestiren lassen, und ich müßte mich schämen, mit diesem den Anfang zu machen. Der Wechsel ist gut und von keinem andern zahle ich mit so viel Vergnügen die Valuta, wie von diesem. Doch erlauben Sie mir, vor allem um Aufklärung eines zweifelhaften Punkts zu bitten. Mein Korrespondent heißt Sie in seinem Briefe Louise Rippenberg, und im Taufschein werden Sie Louise Brinkmann genannt. Welches ist nun Ihr rechter Name?“ — „Der letztere;

denn diesen gab mir mein Vater, jenen befahl mir meine Tante zu tragen." — „So so! Hatte Ihr seliger Vater keine Geschwister?" — „Nur einen Bruder, Namens Philipp, der aber, wie mein Vater oft erzählte, in früher Jugend nach Amerika gieng, und nichts mehr von sich hören ließ." — „So, so! war alles, was Füllebeck erwiedern konnte; denn eine heftige innere Bewegung, die er umsonst zu unterdrücken strebte, raubte ihm die Sprache. Louise bemerkte es zwar, wußte sich es aber nicht zu erklären. Jetzt bat er sie, mit ihm zu gehen: sie folgte. Er zeigte ihr nun alle Gemächer des weitläuftigen Gebäudes, öffnete alle Kästen und Schränke, die von Gold und Silber, Effecten und Weißzeug ꝛc. ꝛc. strotzten; dann schloß er einen ungeheuern eisernen Kasten auf, der mit baarem Gelde, Banknoten und Wechseln angefüllt war.

Louisens Erstaunen wuchs mit jedem Schritte, aber nicht sowohl über die unermeßlichen Reichthümer, die sie erblickte, als über die befremdende Prahlerei eines Mannes, der seine Schätze vor ihr auskramte, und dem sie diese kleinliche Knickerei nicht zugetraut hätte. Füllebeck las in ihrer Seele, ergrief ihre Hand und sagte: „Meinen Wechsel kann ich zwar nicht honoriren, Mademoiselle; aber alles, was Sie hier gesehen haben, ist von diesem Augenblicke an ihr Eigenthum." Ehe Louise noch

antworten konnte, war er mit ihr in das Comtoir-Zimmer getreten. „Meine Herren, fuhr er da fort, ich stelle Ihnen hier die Nichte meines verstorbenen Gönners und Freundes, Philipp Brinkmann, vor. Er hinterließ mir sein Vermögen, weil er sich ohne Verwandte glaubte. Diese Dame ist seine einzige rechtmäßige Erbin, und ich gelobe, ihr alles, was ich an ihrer Stelle besaß, zurück zu erstatten. Ja, ja, Mademoiselle, sprach er nun zur versteinerten Louise, Ihr Eigenthum soll Ihnen bis zum letzten Pfennig ausgeliefert werden."

Sie konnte nicht reden; ihr Busen war beklommen, ihre Augen schwammen in Thränen. Endlich gelang es ihr, sich zu fassen, und stammelnd lispelte sie ihm zu; „Und Ihren Wechsel wollen sie nicht saldiren?" — Er schwieg und sah zur Erde. Sie flog an einen Schreibtisch und schrieb. Alle standen in Erwartung. Sie drückte ihm das Blatt in die Hand. Er las: „A dato nach Belieben reiche ich gegen diesen Sola dem Herrn Jakob Füllebeck, dem redlichsten der Menschen, meine Hand vor dem Altare. Werth einverstanden. Louise Brinkmann." Sie lag in seinen Armen. Er drückte sie als Braut an sein Herz. Schon am andern Morgen wurde der Wechsel präsentirt, noch an demselben Tage saldirt.

Franzosenhaß.

Ermüdet und entkräftet durch mehrere Gewaltmärsche langte das Regiment, zu welchem der Kapitain Korff gehörte, während des letzten Revolutionskrieges vor dem Kloster zu Figueras in Spanien an. Der Oberste des Regiments, ein Franzose, schickte einen Officier hinein, um von dem Prior die nöthigen Erfrischungen, sowohl für das Regimant als den Stab zu verlangen, der aus ungefähr zwanzig Officieren bestand. Der Prior kam mit einigen Mönchen heraus, gieng dem General entgegen, und versicherte ihn, daß die Einwohner von Figueras für die Soldaten sorgen, daß er selbst aber für den Stab ein frugales Mahl zurechte machen lassen werde. Man nahm das Anerbieten des Mönchs an. Der Kapitain Korff bekam vom General einige Aufträge für das Regiment, und ungefähr eine Stunde darauf ward von dem Prior gemeldet, das Essen sey im Speisesaale des Klosters aufgetragen.

Der General, der wohl wußte, daß die Franzosen in Spanien bei den Speisen und Getränken, die sie von den Eingebohrnen bekämen, Ursache hätten, auf ihrer Hut zu seyn, lud den Prior ein, mit ihnen zu essen. Dieser und zwei andere Mönche nahmen die Einladung auf eine solche Art an, da

man glauben mußte, sie fühlten sich sehr dadurch geschmeichelt. Nachdem die Officiere ihre Sitze eingenommen hatten, sprach der Prior ein Tischgebet, legte vor, aß von jedem Gerichte zuerst, und trank mit seinen beiden Mönchen, die Wein einschenkten, reichlich von demselben. Erst gegen das Ende der Mahlzeit kam der Kapitain Korff zurück, weil er durch die Aufträge des Generals länger aufgehalten worden war, als er geglaubt hatte. Unterdessen hatte er Gelegenheit gehabt, einige Erfrischungen zu genießen, und nahm blos an der lebhaften Unterhaltung der Gesellschaft im Kloster Antheil. Besonders äusserte der General seine Zufriedenheit gegen den Prior, dessen gefällige Aufnahme alle Erwartung übertroffen hatte. Auf einmal aber verwandelte sich die Heiterkeit des Priors in die größte Ernsthaftigkeit. Er stand von seinem Sitze auf, dankte der Gesellschaft für die Ehre, die sie ihm erwiesen habe, und schloß mit der Frage: ob jemand noch etwas auf dieser Welt zu besorgen habe? „Dieß, meine Herrn, ist die letzte Mahlzeit, die Sie auf dieser Erde gehalten haben; in einer Stunde werden wir vor dem Richterstuhle der Gottheit stehen.“

Kaltes Entsetzen ergrief die erstaunten Gäste; denn der Prior und seine beiden Mönche hatten den Wein vergiftet, den sie den französischen Officieren zugetrunken hatten. Man holte sogleich französische

Aerzte, aber alle Mittel waren vergebens. Es war noch keine Stunde verflossen, so hatten bereits alle zu leben aufgehört.

Dienstpflicht eines englischen Kapitains, auf einem brennenden Schiffe.

William Todd, Kapitain auf dem englischen Admiralschiffe, die Königin Charlotte genannt, segelte am siebenzehnten Mai 1797. von Livorno ab, wo es vor Anker gelegen hatte. Das Schiff führte ein hundert und zehn Kanonen, und hatte eine Besatzung von zwölf hundert Mann. Kaum hatte es sich zwei Seemeilen vom Hafen entfernt, so gerieth es in die drohendste Gefahr. Durch ein, in's Heu gefallenes, brennendes Stück Lunte entstund Feuer, und die Flamme grief schnell um sich, daß keine Rettung möglich war.

Todd, ein Mann von seltener Fassung und Kaltblütigkeit, verlor auch bei diesem furchtbaren Unglücke die Besinnung nicht. Er ließ sogleich die Pulverkammer mit Wasser anfüllen, und traf alle möglichen Anstalten, das große mit so vielen Menschen angefüllte Schiff zu retten. Die Flamme grief aber so schnell um sich, daß alle Theile des Schiffes in

Brand geriethen; auch die Kanonen wurden nach und nach angezündet, und giengen los. Unter diesen Umständen konnte von auffen her nur geringe Rettung kommen; denn die auf Booten, aus der übrigen im Hafen liegenden englischen Flotte, herbeieilenden Seeleute befürchteten mit gutem Grunde, die losgehenden Kanonen, die jedoch nur mit Pulver geladen waren, möchten ihre schwachen Fahrzeuge zertrümmern, nnd somit ihnen den Untergang bereiten. Somit wagten sich nur diejenigen an das brennende Schiff, die vom Geiste ihres großen Landsmannes Todd beseelt waren. Unter diesen letztern zeichnete sich ein Matrose, durch seine edle Liebe zu seinen unglücklichen Landsleuten, ganz besonders aus. Er schwamm nämlich von seinem Boote aus fünfmal an's brennende Schiff, packte jedesmal einen herunterspringenden Landsmann, und trug ihn schwimmend auf seinem Rücken an das Boot. Als er diese edle That zum sechstenmal verrichten wollte, ward er ohnmächtig, sank unter, und — ertrank.

So wurden durch angestrengte Bemühungen noch zwei hundert und neun Menschen gerettet. Auch Todd hätte auf diesem Wege dem schrecklichsten Tode entgehen können; aber der heldenmüthige Officier hielt es für seine Pflicht, als erster Mann des Schiffs der Letzte darauf zu bleiben, und zur Rettung desselben auch das letzte Mittel zu versuchen. Der Eifer für seine Pflicht und seine Vaterlandsliebe

waren so groß, daß er, rings von Flammen umgeben, mit kaltem Blute den Bericht an den Admiral Keith, über die Entstehung dieses Unglückes, schriftlich, und zwar doppelt aufsetzte, und beide Papiere zwei sich rettenden Matrosen einhändigte. So fand endlich auch Todd selbst den Heldentod in den Flammen, und mit ihm kamen achthundert und sieben und dreissig Mann auf eine eben so traurige Art um's Leben. Unter ihnen befanden sich viele blühende Jünglinge aus den angesehensten englischen Häusern, die sich, um den Seedienst zu lernen, auf dieses Schiff begeben hatten.

Unmenschliche Verbrechen.

In Riga wurden im Jahr 1716. zwölf Menschen lebendig gerädert. Ihr Verbrechen war folgendes.

Ein Gastwirth in einem Hause vor einem der Stadtthore, der zugleich eine eigene Windmühle hatte, entdeckte, daß ihn einer von seinen Knechten verschiedentlich bestohlen hatte. Er jagte ihn, wie billig, weg, und behielt, um sich wenigstens einigermaßen schadlos zu halten, seinen Lohn zurück. Beim Weggehen grollte der Knecht seinem Herrn, es sollte ihn schon gereuen, daß er ihm seinen Lohn nicht

ausgezahlt hätte. Bald darauf vereinigte er sich mit zwölf Bösewichtern, die eben so schlimm waren, als er selbst. Einige Tage nachher begaben sie sich in der Nacht zu dem Gasthofe. Im Hofe fanden sie ein Mädchen, welches Wasser holen wollte. Sie ermordeten es, und steckten den Leichnam unter das Eis. Nun giengen sie in das Haus und in die Ställe, ermordeten noch die andern drei Mädchen und fünf Knechte. Dann drangen sie auch in die Kammer des Wirths, und ermordeten drei von seinen Kindern vor seinen Augen; das vierte, ein Knabe von fünf Jahren, versteckte sich während des Getümmels unvermerkt unter das Bette. Nun mußte ihnen der Wirth alle seine Schränke und Kästen öffnen, und sie trugen alles aus dem Hause fort, was sich tragen ließ und nur einigen Werth hatte. Nachher banden sie den Wirth an den Fuß eines großen Tisches, setzten sich um denselben herum, und assen und tranken das Beste, was im Hause zu finden war. Als sie satt waren, trugen sie in alle Zimmer Stroh und Heu, um das Haus in Brand zu stecken, und den Wirth, nebst allen übrigen ermordeten Personen, zugleich mit zu verbrennen. Um ganz sicher zu gehen, holten sie auch den Leichnam des zuerst ermordeten Mädchens unter dem Eise hervor, und legten ihn neben den noch immer lebenden Gastwirth, steckten, damit so geschwind als möglich jede Spur ihrer Mordthat verlöscht werden

sollte, nun das Haus in Brand, und entflohen mit ihrem Raube.

Der kleine Knabe, der während der ganzen Zeit unter dem Bette gelegen hatte, ward nun von dem Rauche aus seinem Schlupfwinkel hervorgetrieben. Der Vater sah ihn kaum, so rief er ihm zu: er solle ein Messer aus der Tasche ziehen, und ihm die Stricke von den Händen schneiden. Der Vater war bald frei, nahm seinen Sohn auf den Arm, rettete ihn und sich glücklich durch die Flammen. Er lief sogleich in den bedeckten Weg der Stadt, aus Furcht, es möchte ihn noch einer oder der andere Räuber entdecken.

Da das Haus mit allen Nebengebäuden auf einmal in vollen Flammen stand, so ließ der Gouverneur der Stadt die Thore öffnen, und schickte Leute hinaus, um noch so viel als möglich aus dem Brande retten zu lassen. Ehe sie aber hinkamen, war schon alles bis auf den Grund abgebrannt, und hätte die Vorsehung nicht das Kind und den Vater so wunderbar erhalten, so würde die That vielleicht auf immer ein Geheimniß geblieben seyn. Der Wirth entdeckte sich dem Officier, der das Detachement anführte, und bat, man möchte ihn sogleich insgeheim vor den Gouverneur bringen. Hier erzählte er die ganze Geschichte. Es ward schnell Befehl gegeben, daß am nächsten Morgen alle Leute, die zur Stadt kämen, festgesetzt und genau exami-

nirt werden sollten. Die Verbrecher glaubten, sie wären vor jeder Möglichkeit einer Entdeckung sicher, kamen dreist zur Stadt, und waren in wenig Stunden alle entdeckt.

Der Engländer und der Franzose.

Als Lord Chesterfield sich in Venedig aufhielt, lernte er daselbst den berühmten französischen Gelehrten Montesquieu kennen. Beide sprachen und stritten öfters mit einander über den Vorzug ihrer Nation; der Engländer erhob die kalte Vernunft seiner Landsleute, der Franzose gab der Lebhaftigkeit und Munterkeit des französischen Geistes den Vorzug.

Eines Tages trat ein Fremder in Montesquieu's Zimmer, der damals Materialien und Beobachtungen zu seinem unsterblichen Werke über den Geist der Gesetze sammelte. „Ich bin, sprach der Fremde, ein Freund Ihrer Landsleute, denn ich habe lange daselbst gelebt, und man hat mir überall so viel Wohlwollen bewiesen, daß ich gern jedem Franzosen dienen möchte. Dieß ist auch die Absicht meines Besuchs. Sie haben, fuhr er fort, eine gefährliche Neugierde, die man nirgends weniger verzeiht, als in Venedig. Man hat bemerkt,

daß Sie nach allem fragen, was vorgeht; Sie wol= len Geheimnisse ausforschen, und ich weiß, daß Sie vieles aufgeschrieben haben — vielleicht zum Gebrauch irgend eines fremden Hofes. So beurtheilt wenig= stens das geheime Inquisitionsgericht Ihr Betragen, und hat deswegen heute früh beschlossen, Sie bei der ersten guten Gelegenheit aufheben zu lassen. Denken Sie auf ihre Sicherheit, und verachten Sie meine Warnung nicht."

Der Fremde gieng weg. Montesquieu, ganz bestürzt, warf alle seine Papiere ohne Zeitver= lust in's Feuer, und lief zu Chesterfield, um ihm den Vorfall zu erzählen. „Ich glaube, sagte dieser nach einigem Nachdenken, daß die Begeben= heit wohl unsern Streit entscheiden dürfte, denn ein gelassener Engländer hätte die Sache genauer untersucht."

Montesquieu. Und sich muthwillig einer großen Gefahr ausgesetzt.

Chesterfield. Die mir aber nicht so drin= gend vorkommt. Denn, bedenken Sie doch, ob es wahrscheinlich sey, daß ein Vertrauter der Staats= inquisition einem Fremden ihre Entschliessungen ver= rathen, daß er aus Dankbarkeit für die französische Urbanität in Italien seinen Kopf wagen würde.

Montesquieu. Was aber könnte des Men= schen Absicht seyn?

Chesterfield. Sie zu betrügen, vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntschaft, der Gelegenheit suchte, der Sie bestehlen wollte. —

Montesquieu. Das ist ihm also nicht gelungen.

Chesterfield. Aber doch haben Sie Ihre Papiere verbrannt. Das war allzuübereilt. Mit ein wenig englischer Kälte hätten Sie lieber den ganzen Vorfall für einen Scherz gehalten.

Montesquieu. Für einen Scherz?

Chesterfield. Allerdings, lieber Baron, denn mich kostet der Spaß zwei Zechinen. Es war mein Schneider, und er hat seine Rolle nur allzugut gespielt.

Schreckliche Todesart.

In der Schlacht bei Kesselsdorf, eine Meile von Dresden, wo die Preussen am 15. October 1745. einen großen Sieg erfochten, wurde der Fähnrich eines churfächsischen Infanterie-Regiments von seinem General als Adjutant gebraucht. Da diesem das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen wurde, stieg der Fähnrich ab, und überließ das seinige dem

General, der ihn, bei einer nothwendigen Veranlassung, zu Fuß wegsendete. Indem er seinen Auftrag mit möglichster Genauigkeit ausrichten will, verändert sich die Stellung der Armee; er wird von seinem Regimente abgeschnitten, und sieht keine Möglichkeit sich durchzuschlagen. Um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, besteigt er eine Eiche, und sucht sich auf derselben zu verbergen. Die Eiche ist von oben herab hohl, und er fällt hinunter, um hier eines schrecklichen Todes zu sterben.

Die Wehklagen des unglücklichen jungen Mannes, und seine oft wiederholten Ausrufungen: „Helft, helft!“ konnten in den Gemüthern der benachbarten Landleute, welche zwar die Stimme deutlich hörten, aber doch keinen Menschen sahen, keinen andern Gedanken erwecken, als daß dieses Jammergeschrei von den auf dem Schlachtfelde gebliebenen Soldaten herkomme. Furcht und Aberglaube bildete diese Meinung, wo möglich, noch schrecklicher aus.

Der vermißte Fähnrich wurde inzwischen unter die Todten gezählt, und der traurende Vater wendete viele Kosten auf, um wenigstens seinen Leichnam zu erhalten, und anständig begraben zu lassen; aber umsonst. Nach einigen Jahren wurde die Eiche, das Grab des jungen Officiers, umgehauen. Man fand in ihr Menschenknochen, und den Rest von einer Uniform. Eine Schreibtafel, in

der verschiedene Nachrichten, auch einige Briefe waren, setzten es ausser Zweifel, daß es dieser unglückliche Fähnrich gewesen, der in der Todesangst, und in der Hoffnung, noch gerettet zu werden, jene Klagetöne ausgestossen hatte.

Der geizige Krämer.

In einem Landstädtchen in Franken lebte ein Krämer, der weit umher wegen seiner Filzigkeit und seines Goldhungers verrufen war. Er hatte durch allerlei Mittel ein ziemliches Vermögen erworben. Alles war daher begierig als im Jahr 1795. die Franzosen feindlich heranrückten, wie er es anfangen würde, seinen Mammon aus der Schlinge zu ziehen. Er grief es listig an. Es fiel ihm ein, daß einstens bei einer Reparatur, tief im Hintergrunde seines Hauses, ein Kellergewölbe entdeckt worden sey. Die Sache war seitdem lange vergessen, und der Eingang vermauert. In stiller Nacht, da alles schlief, begiebt er sich sonach mit einem einzigen Gehülfen, einem Schlosser, vor das Gewölbe, und bricht die Wand ab. Dieß wird einige Nächte in möglichster Stille fortgesetzt; bald ist das beste Vermögen des Harpagons an Geld und Waaren in dem Gewölbe, und der Eingang verschlossen und verrammelt.

Nur einige der gangbarsten Artikel nebst Victualien, ließ er schlau für den ersten Andrang der Feinde im Hause zurück, sagte keiner Seele, selbst seiner Frau den Ort nicht, wo er seinen Schatz verwahrt hatte, und erwartete so gefaßt den kommenden Sturm.

Er kam. Die seidenen Tücher und Strümpfe wurden von den französischen Langfingern zusammengepackt, die Lebensmittel verzehrt, das ganze Haus durchsucht. Mann, Frau, Kind und Dienstboten heulten und wehklagten: allein das Gewölbe fand niemand, und nach Verhältniß des Eigenthums hatte im Städtchen niemand weniger verloren, als der Krämer. Er fieng jetzt sogar mit den immer durchziehenden Franzosen, welche reichlich mit Beute aus größern Städten beladen kamen, einen so einträglichen Tauschhandel an, daß ihm das Verlorne nicht nur zehnfach ersetzt wurde, sondern auch von Zeit zu Zeit beträchtliche Nachlieferungen in den verborgenen Keller gemacht werden konnten. Unter andern kaufte er eine starke Partie Kattun um ein Spottgeld auf, den die Franzosen einem Augsburger Fuhrmann abgenommen hatten, brachte die Waare in seinen Winkel, und setzte sie in der Folge mit großem Gewinn ab.

Die Franzosen wurden aus Teutschland vertrieben, und der Krämer setzte ein Waarenlager aus, das alle seine vorigen weit übertraf. Dabei hatte

er in der Reservekasse seines Kellers nach und nach einen Geldschatz zusammen gehäuft, der seine geizigsten Wünsche übertraf. Daher geschah es, daß er öfters des Abends, wenn er schon auf dem Wege war, eine Gesellschaft zu besuchen, umkehrte, und sich im Stillen mit einer Blendlaterne zu seinen Götzen schlich.

Im November 1796. hatte er eines Abends, wie gewöhnlich sich und das Abendessen seinem Weibe empfohlen, und schleuderte mit der Laterne der Schenke zu: als ihm unterwegs einfiel, daß er einige Goldstücke in seine geheime Kasse zu befördern habe. Er kehrt sofort um, glitscht sanft zur hintern Thür seines Hauses hinein, öffnet entzückt das stille Gewölbe, und drückt, wie er gewohnt war, das Pförtchen hinter sich zu. Es bedarf wenig Phantasie, um sich vorzustellen, wie wohlgefällig er seinen Mammon betrachtete. Aber — der Krämer kam nicht zum Abendessen; er kam die ganze Nacht nicht, zum Frühstück nicht und auch nicht zum Mittagstisch. Die Frau schickte, ließ fragen und gieng selbst, aber er war weder in der Schenke noch bei irgend einem seiner Bekannten zu erfragen. Sie beruhigt sich inzwischen mit dem Gedanken: er werde, wie er sonst schon gethan, eine geheime Berufsreise zu Fuß angetreten haben, und unversehens wieder kommen. Nur der Umstand wollte ihr nicht ein, daß er ihr kein Wort von seiner Wanderung gesagt

hatte, was doch sonst jedesmal geschehen war. Sie wartete drei, vier, fünf Tage. Ihre Ungeduld wuchs; sie schickte Boten aus an einige Orte der Nachbarschaft, wo seine Kundleute wohnten; man hatte ihn nicht gesehen. Als endlich auch der neunte Tag verflossen war, ließ sie seine Entweichung in die Zeitungen setzen.

Eines Abends tritt ein Schlossergesell in ihre Stube, und bittet sie allein zu sprechen. Mit todtblassem Gesicht und wankenden Knieen geht sie mit ihm in's Seitenzimmer. Der Geselle spricht: „Hab' in der Zeitung Ihre Anzeig gelesen, geehrte Frau: da hat mich's plötzlich angewandelt wie der Schlag, es könne ein Unglück geschehen sey, und ich müsse Ihr etwas Wichtiges entdecken." Er erzählte ihr nun, wie ihm ihr Mann zwar einen Eid abgenommen, auch Geld zugesteckt habe, daß er's nicht offenbaren solle; daß er es aber doch nicht länger verbergen könne. Im Hintertheil ihres Hauses sey ein Gewölbe, wozu er Thür und Schlüssel gemacht, und wohin ihr Mann häufig des Abends und bei Nacht gegangen. Er habe da, zur Zeit der Franzosen, wie er bemerkt, viel Kostbares verwahrt. Sie solle jetzt sogleich eine Laterne nehmen, und mit ihm an den Ort gehen.

Nach kurzem Besinnen gieng die Frau, und folgte dem vorleuchtenden Schlosser, welcher ein Brecheisen bei sich hatte. Sie kamen vor die Thür

des Gewölbes, an welchem der Schlüssel steckte. Der Schlosser öffnete: da lag der Krämer todt ausgestreckt am Eingange. Die Thür konnte von innen ohne den Schlüssel nicht geöffnet werden, und diesen hatte er aussen stecken lassen. Er hatte sich die Hände abgefressen, die Kleider zerrissen, und das Geld durch das ganze Geklüft verschüttet. Sein Gesicht war scheußlich und voll Blut, das Hemde und der Boden desgleichen. Er war mitten unter seinem Mammon verschmachtet.

Königliche Herablassung.

Als König Friedrich der Zweite von Preussen, während des siebenjährigen Krieges, in seinem verschanzten Lager bei Schweidnitz eingeschlossen war, ließ er alle Nacht die Zelte abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie, und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel gehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah sehr deutlich, daß er müde sey, und zu schlafen wünsche. Ein Soldat vom Wolfersdorfischen Regiment, der dieß bemerkte, sagte zum Könige: „Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen!" — „Wie willst du das anfangen?" fragte der König. Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab, und

Voltz del. Fleischmann sc

Königliche Herablassung.

legte ihn so, daß der König seinen Kopf darauf legen konnte. Allein Friedrich konnte, so sehr er es auch wünschte, den Schlaf nicht finden. Er schlug die Augen wieder auf, und sprach mit dem Soldaten über mancherlei Dinge, über sein Vaterland, seine Dienste und dergleichen. Dieser wurde dadurch beherzter, und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Unter andern entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Soldat. Wenn Ew. Majestät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind?

König. Als General; nicht anders.

Soldat. Hm! das glaub' ich nicht; Sie sind doch mehr als General.

König. Nein; bei der Armee bin ich nur General.

Soldat. (schüttelt den Kopf). Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden.

König. Wahrhaftig nicht, denn ich habe keinen Groschen bei mir.

Soldat. Das machen Ew. Majestät einem Andern weiß. — Sie würden kein Geld bei sich haben!

König. Nein, sag' ich dir, nicht einen Kreutzer. (Hiemit kehrte der König die Taschen um). Da, siehst du nun, daß ich recht habe.

Soldat. Das ist besonders. Aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth seyn?

König. Nun — und was meinst du denn, daß er werth sey? — rathe einmal. (Der König hielt ihm den Ring zum Besehen hin).

Soldat. Der Ring mag wohl seine zehn tausend Thaler kosten.

König. Ich will ihn dir für fünfhundert Thaler lassen, und ich habe doch noch Profit.

Soldat. Das werd' ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr.

König. Gewiß! — Siehst du, ich will es dir berechnen: Diese kleinen Steine hier werden ohngefähr dreihundert und einige Thaler werth seyn. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens dreissig Thaler kostet, und weiter ist, ausser der geringen Fassung, nichts an dem ganzen Ringe.

Soldat. Das hätt' ich nicht geglaubt.

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König stand auf, und befahl einem Adjutanten, der eben mit Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or zu geben. „Da siehst du nun, daß ich kein Geld habe."

Der kluge Schäferjunge.

Im siebenjährigen Kriege stahl ein russischer Soldat, zu Langenfuhr bei Danzig, einem Schäferjungen einen Hammel von der Weide weg. Der Junge war unvermögend, sich mit Gewalt zu widersetzen, er legte sich daher auf's Bitten, fiel vor dem Soldaten auf die Kniee, und bat, er möchte ihm seinen Hammel lassen. Umsonst, der Soldat ließ sich nicht erweichen, sondern schleppte den Hammel fort. Der Junge klagte es seinem Schäfer, und dieser gieng zum Chef des Regiments, der in der Langenfuhr im Quartier lag, und in dem Rufe stand, daß er keine Ungebühr an seinen Soldaten dulde.

Das Gerücht hatte dießmal die Wahrheit verbreitet. Der gerechtigkeitsliebende Chef versprach, sobald er die Klage vernommen hatte, den Thäter exemplarisch zu bestrafen, sobald man ihm denselben anzeigen könnte. Der Schäferjunge, welcher auch mitgelaufen war, erwiederte: „Wenn ich ihn nur sehe, so kenn' ich ihn gewiß." — „Gut, antwortete der Chef, diesen Nachmittag soll sich hier das ganze Regiment versammeln, und dann komm, und zeige mir den Dieb."

Als das Regiment aufmarschirt war, sprach der Chef zum Schäferjungen: „Nun, so zeige dem Herrn Adjutanten dem Hammeldieb, und sieh Mann

vor Mann recht genau an, daß er dir ja nicht entgeht." — „Ja, Herr!" erwiederte der Junge, gieng aber hinter die Glieder, und besah Mann für Mann von Hinten. — „Hm, sprach der Chef, so wirst du ihn nicht erkennen; an Steiß sieht einer wie der andere." — „Gewiß nicht, sagte der Junge mit vieler Lebhaftigkeit, der den ich suche sieht anders." Zwei Glieder waren von hinten durchsucht, und der Thäter befand sich nicht dabei. Alle Officiere waren derselben Meinung, daß nämlich das Geschäft vergebens wäre; doch der Knabe war im dritten Gliede nicht weiter als bis zum sechsten Manne gekommen, da rief er plötzlich: „der ist's; das ist der Hammeldieb!"

Der Soldat mußte vor die Fronte, und der Junge sollte ihn von Gesicht nochmals ansehen, und sagen, ob er's sey? — „Das hilft nichts, sprach er, im Gesicht kenn ich ihn nicht, aber wohl von hinten." — „Und wie kannst du ihn von hinten kennen?" fragte der Chef. Jetzt zog der Junge Rothstift aus der Tasche. „Sehen Sie, mein Herr, sagte er, mit diesem Röthel zeichnen wir unsere Hämmel, und damit hab' ich ihm hinten einen Strich auf seine Degenkoppel gemacht, als ich ihn fußfällig bat, mir meinen Hammel zu laßen. Sehen Sie nur her, hier ist der Strich. —

„Bravo, rief der Chef, dein Einfall ist einen Dukaten werth."

„Ja, sprach der Junge, aber wer gäbe mir ihn davor?"

„Ich!" fiel der Officier ein, zog seine Börse, gab dem Schäferjungen einen Duckaten, der Soldat hingegen empfieng eine empfindliche Züchtigung.

Vermählung König Georgs des Dritten mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz.

Die Jammerscenen, welche der siebenjährige Krieg über Mecklenburg brachte, verursachten der Herzogin so viel Kummer, daß sie den Grund zu der Krankheit legten, welche ihr das Leben kostete. Sie half den entblößten Unterthanen, so lange sie konnte; aber bei dem überhäuften Elende waren ihre Mittel bald erschöpft. Als der König von Preussen am dritten November 1760. zu Torgau den Marschall Daun besiegt hatte, schienen sich die Sachen ändern zu wollen. Während der allgemeinen Freude über diese Begebenheit faßte die Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Charlotte, den muthigen Entschluß, an den König von Preussen zu schreiben.

Sie stellte ihm das Elend, in welches das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz gestürzt war, vor, und bat Sr. Majestät das Loos des unglücklichen Ländchens zu mildern.

Was dieser Brief bei Friedrich gewirkt haben mochte, weiß man nicht. So viel ist gewiß, das General Webling bald nachher einen allgemeinen Befehl erhielt, hinfort mehr Mannszucht und Ordnung in der Armee beobachten zu lassen. Von diesem Brief der Prinzessin Charlotte von Strelitz giengen Abschriften an den Höfen herum, und eine gerieth in die Hände der verwittweten Prinzessin von Wales, die ihn mit desto mehr Vergnügen las, da sie den Krieg in Teutschland und den König von Preussen haßte; doch mußte sie schweigen, weil nicht nur Georg der Zweite, sondern ganz England den König von Preussen bewunderte, und die Allianz mit ihm für nothwendig hielt. Georg der Zweite hatte auch seit langer Zeit eine Nichte Friedrichs zur Gemahlin seines Enkels bestimmt, und Friedrich bot alles auf, damit diese Verbindung zu Stande kommen möchte. Allein die Prinzessin von Wales setzte sich immer dagegen, unter dem Vorwande, daß ihr Sohn noch zu jung sey, im Grunde aber, weil sie die Denkart des preussischen Hofes mißbilligte. Der bejahrte Georg der Zweite suchte den Prinzen durch das Versprechen eines glänzenden Hofstaates zu gewinnen, aber dieser

lehnte die Verbindung mit einer preussischen Prinzessin immer ab.

Mittlerweile lebte der Erbe des brittischen Thrones ganz im Stillen mit seinen übrigen Geschwistern und seiner verwittweten Mutter, welche viele Kränkungen von Seite des Königs erdulden mußte. In dieser Lage war ihr das gehorsame, liebevolle und äusserst musterhafte Betragen des Sohnes ein unbeschreiblicher Trost. Es mochte damals unter den Prinzen der Erde wenige geben, die ihre Mutter aufrichtiger verehrt und zärtlicher geliebt hätten. Auf einmal starb Georg der Zweite im Jahr 1760. da er ein Alter von sieben und siebenzig Jahren erreicht hatte. Gerade um diese Zeit wurde der obengedachte Brief der jüngsten Prinzessin von Mecklenburg bekannt. Er machte einen tiefen Eindruck auf die verwittwete Prinzessin von Wales und auf den jungen König. Beide, vornämlich die Mutter, wünschten zu erfahren, ob die Briefstellerin der vortheilhaften Meinung entspräche, welche man aus dem Briefe von ihr zu fassen geneigt war. Es wurden deswegen heimlich am Strelitzer Hofe die genauesten Erkundigungen eingezogen, ohne daß weder dort noch in England jemand etwas davon erfuhr. Die Antworten fielen sehr günstig für die Prinzessin Charlotte aus. Nun schickte die Mutter des Königs ebenfalls ganz unter der Hand den General Gräme mit einem Briefe an die Herzogin von

Mecklenburg-Strelitz, worin der Heirathsantrag förmlich gemacht wurde. Es läßt sich erachten, wie sehr die Herzogin über den Antrag erstaunen mochte.

Am Strelitzer Hofe war gerade damals ein schottischer Herzog, welcher um die Hand der ältesten Prinzessin Christiana warb. Die Unterhandlung war schon weit gediehen, als dieser glänzende Antrag der jüngsten Schwester dazwischen kam. Beide junge Personen mußten zu ihrem größten Leidwesen Verzicht auf die erwünschte Verbindung thun, und beide blieben auf immer ledig. Inzwischen wurde der Briefwechsel der Höfe von England und Mecklenburg immer geheim fortgesetzt, bis endlich der junge König ganz unerwartet, am achten Julius 1761. dem Staatsrathe die Wahl seiner Braut anzeigte. Am sechsten September landete die Prinzessin Charlotte in England.

Die Serenade.

Gottsched, Professor der Philosophie in Leipzig, wo er 1766. starb, verlor vier Jahre vor seinem Tode seine Gattin, die gelehrte Victorie Kulmus. Sein Schmerz über diesen Verlust war sehr groß; allein trotz desselben, und trotz seiner längst ergrauten Haare, war er dennoch in wenigen Mo-

naten wieder Bräutigam, und schritt noch vor Verlauf eines Jahres zur zweiten Ehe.

Am Hochzeitabend, als das Brautpaar und die Gäste noch bei der Tafel saßen, entstand plötzlich vor der Hausthür ein merkwürdiges Getöse. Man eilte ans Fenster und sah, daß auf der Strasse Tische hingesetzt, Lichter angezündet, Musikpulte und Instrumente herbeigebracht wurden. „Ach, sieh da, sagten Ihro Magnificenz: man bringt aus eine Serenade! Das ist brav, recht brav! Ohne Zweifel ist dieß eine Aufmerksamkeit meiner Herren Zuhörer, die ich allerdings verdient zu haben mir schmeicheln darf.“ Alle Gäste ordneten sich nach bester Möglichkeit an den Fenstern. Eine beträchtliche Anzahl junger Männer umgab die Tische; viele derselben ergriffen die Violine, und begannen zu stimmen. Eine Menge Volks umringte sie, oben und unten war man voll Erwartung. Aber dieses Stimmen währte verzweifelt lange, so daß die Wartenden da und dort endlich verdrüßlich wurden. Die Gäste setzten sich wieder, mit dem Vorsatze, dann erst aufzustehen, wenn die Serenade anfangen würde. Noch einige Minuten tönte das Klimpern, und dann ward es — ganz stille.

Nun, glaubte man, werde mit einem gewaltigen Kraftstrich die Symphonie anheben. Doch, da nach geraumer Frist immer noch kein tönendes Lüftchen sich regte, gieng wieder jedermann ans Fenster;

und, siehe da, auf der Gasse war alles — still, die Lichter verlöscht, die Tische hinweggetragen, die Zuschauer verschwunden. Die Gäste nahm dieß mächtig Wunder; Gottsched vorzüglich begriff nicht, wie das zugehe. Erst am andern Morgen erklärte es ihm ein Briefchen, welches man unversiegelt in seinem Vorsale fand, mit den Worten: „Verdient die Hochzeit eines Zweiundsechzigers eine andere Abendmusik, als eine solche, bei welcher nur gestimmt wird.“

Der Lehrer in Wort und That.

Der Professor Gellert in Leipzig galt bekanntlich für einen Mann, welcher die Moral nicht blos lehrte, sondern auch übte. Einer seiner Zuhörer, welcher sich davon überzeugen wollte, beschloß zu erforschen, ob bei dem Manne, der so trefflich lehrte — Lehre und That in Harmonie sey. In einem Aufzuge, wie nur die bitterste Armuth haben kann, gieng er zum Professor Gellert. Es entstand zwischen ihnen bald folgender Dialog.

Gellert. Was steht zu Ihren Diensten?

Student. Ach, lieber Herr Professor, Sie müssen es mir schon ansehen, was ich will. Ich bin in den elendesten Umständen, in denen ein Studi-

render nur seyn kann. Schon früher war ich arm, indessen konnt' ich mich doch nothdürftig vom Abschreiben nähren; aber jetzt werd' ich von einem harten, unbarmherzigen Gläubiger bedrängt. Auch die kleinste Frist versagt er mir, und obgleich die Summe gering ist, so seh' ich doch vor der Hand keine Möglichkeit, den Hartsinnigen zu befriedigen. Ich bin hier ein Fremdling, und Sie, lieber Herr Professor, sind der einzige, an den ich mich in meiner drükkenden Noth wenden kann.

Gellert. Wie viel brauchen Sie?

Student. Zwanzig Thaler.

Gellert. So viel werd' ich schwerlich aufbringen können, aber was ich habe, sollen Sie erhalten. (Nachdem Gellert in seinem Schreibtische gesucht hatte, fuhr er fort): Nehmen Sie das! ich freue mich, daß es ausreicht. Hier haben Sie zwanzig Thaler; gerne gäb' ich Ihnen mehr, wenn ich wirklich dazu im Stande wäre.

Student. Ehe ein Monat verfließt, will ich Ihnen das Geld mit dem größten Danke zurück geben.

Gellert. Aengstigen Sie sich nur nicht, es hat Zeit; ich will schon warten, bis der liebe Gott Ihnen ein kleines Glück zuschicken wird.

Länger konnte es der Student nicht aushalten. Mit Thränen im Auge warf er sich dem braven Lehrer um den Hals. „Ach, sagte er, Sie sind es werth, junge Leute in der Moral zu unterweisen.

Verzeihen Sie mir das Mittel, das ich wählte, die Wahrheit zu erforschen. Es fehlt mir nicht an dem Nothwendigen zu meinem Fortkommen; hier verehrungswurdigster Lehrer, ist Ihr Geld wieder. Ich wählte diese Kleidung blos, um mich von Ihrer edlen Gesinnung recht gewiß zu machen."

„Ich weiß nicht, versetzte Gellert, wie Sie nur einen Augenblick an meiner Neigung, Bedrängten beizustehen, haben zweifeln können? Sie glaubten also, ich sey unempfindlich gegen die wahren Freuden des Lebens? Unsere Seele bedarf ja dieser wohlhätigen Empfindungen, so wie der Körper der leiblichen Nahrung. Lieber junger Frennd, könnt' ich die Noth meiner Nebenmenschen nicht mehr erleichtern, dann würd' ich wirklich leiden, und zu sterben wünschen."

Im Innersten gerührt verließ der Student den edlen Lehrer, bei dem Wort und That im schönsten Bunde standen.

Das älteste Gesetz.

Auf der Universität zu Wittenberg starb ein junger Professor, noch ehe er sein Lehramt angetreten hatte. Er war von einem entfernten Orte berufen

worden, hatte sich auf der Reise eine Unpäßlichkeit zugezogen, und wurde bald nach seiner Ankunft an dem Orte seiner Bestimmung ein Raub des Todes. Seine Wittwe, die kein eigenes Vermögen besaß, wendete sich an die Akademie, und bat um den Gehalt, der jährlich den Wittwen dortiger Professoren ausgezahlt wird, und der ein beträchtlicher Beitrag zur Erhaltung der verlassenen Wittwe war. Die meisten Professoren meinten, es sey nicht rathsam, ihr diese Bitte zu gewähren, weil nur die Wittwen solcher Professeren, die nach wirklichem Antritte ihres Amtes gestorben sind, auf die Beiträge des Wittwenfiskus Anspruch machen könnten. Als aber die Reihe des Votirens an den menschenfreundlichen Professor Schröckh kam, sprach er: „Sie haben Recht, meine Herren, die Gesetze begünstigen die Bitte der bedauernswürdigen Frau allerdings nicht — aber wir haben ein älteres Gesetz als die akademischen: das Gesetz der Menschenliebe.“ Diese Worte fanden Eingang, und die Bitte der unglücklichen Wittwe ward erfüllt.

Die Wohlthätigkeit des Weisen.

Franklin hatte sehr beherzigenswerthe Grundsätze über die Art und Weise, wie man Wohlthaten spenden müsse. Sie sind in dem nachstehenden Briefe enthalten, den er von Paris am 22. April 1784. an Herrn Benjamin Webb schrieb:

„Mein werther Herr. Ihren Brief von 18 v. M. mit der Beilage, hab' ich richtig erhalten. Die Schilderung, die Sie mir von Ihrer Lage machen, geht mir zu Herzen, und ich schicke Ihnen hier eine Anweisung auf zehn Louisd'or. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen mit dieser Summe ein Geschenk, sondern nur ein Darlehen zu machen. Wenn Sie mit einem guten Rufe in Ihr Vaterland zurück kehren, so kann es nicht fehlen, daß man Sie zu irgend einem Geschäfte zulassen wird, wodurch Sie in den Stand gesetzt werden, alle Ihre Schulden zu bezahlen. Wenn Ihnen, in diesem Falle, ein braver Mann aufstossen sollte, der sich in einer ähnlichen drückenden Verlegenheit befinden sollte, als in der Sie jetzt sich befinden, so können Sie dadurch Ihre Schulden an mich abtragen, wenn Sie ihm die nämliche Summe mit der Bedingung vorschießen, daß er in der Folge solche, auf eine ähnliche Weise, berichtige, wenn er dazu vermögend genug ist, und

sich ihm ein Hülfsbedürftiger zeigt, der nicht minder einer solchen Unterstützung werth ist. Ich hoffe, daß dadurch diese kleine Summe durch viele Hände gehen wird, ehe sie an Einen kommt, der so unredlich denkt, sie für immer zu behalten. Dieß ist ein Kunstgriff, mit wenigem Gelde viel Gutes zu bewirken. Ich bin nicht reich genug, um viel der Wohlthätigkeit opfern zu können, und deshalb muß ich dieß Mittel anwenden, um mit Wenigem das Möglichste zu bewirken."

Lebensregeln des Weisen.

Franklin setzte für sich folgendes Verzeichniß von Tugenden auf, wornach er seine Lebensweise einzurichten sich bestrebte.

Mäßigkeit. Vermeide Unmaaß mit Essen, das den Geist dumm macht, und Unmaaß im Trinken, das den Kopf erhitzt.

Verschwiegenheit. Rede nur, was dir selbst oder Andern nützlich seyn kann, und vermeide müssiges Geschwätz.

Ordnung. Weise jeder Sache ihren bestimmten Platz an; vertheile deine Zeit verhältnißmäßig unter deine Geschäfte.

Entschlossenheit. Fasse den Entschluß, das Ganze zu Stande zu bringen, was dir zu thun obliegt und laß keinen dieser Entschlüsse unausgeführt.

Sparsamkeit. Vermeide unnütze Ausgaben für dich und Andere, oder hüte dich vor Verschwendung.

Fleiß. Verliere die Zeit nicht. Sey immer mit etwas Nützlichem beschäftigt. Gieb dich nicht mit unnützem Tand ab.

Aufrichtigkeit. Brauche nicht Umschweife. Weiche nie von Wahrheit und Recht im Denken und Reden.

Gerechtigkeit. Thue Niemanden Unrecht, und leiste Jedem das, was er von dir zu erwarten berechtigt ist.

Mäßigung. Hüte dich vor allen Extremen. Sey für empfangene Beleidigungen so empfindlich nicht, als dir deucht, daß sie wohl verdienen möchten.

Reinlichkeit. Dulde nichts Unreines an deinem Leibe, an deiner Kleidung, in deiner Wohnung.

Gemüthsruhe. Laß dich nicht durch Kleinigkeiten, oder durch gewöhnliche und unausweichliche Vorfälle ausser Fassung bringen.

Keuschheit. Sey Herr deiner Triebe, und laß keine schnöde Lust deine Gesundheit, deinen Frieden, deinen und Anderer guten Ruf stören oder gefährten.

Demuth. Sieh in Jesus und Sokrates deine Vorbilder.

Sonderbarer Einfall eines Gelehrten.

Der berühmte Basedow hatte, seiner großen Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen unbeschadet, manchmal gar seltsame Einfälle. Während er als Director des berühmten, von ihm gegründeten Philanthropins, in Dessau lebte, hatte er seine Tochter in Hamburg erziehen lassen. Nach einer Abwesenheit von einigen Jahren kehrte sie in das väterliche Haus zurück.

Als die Zeit der Rückkehr näher kommt, fällt es Basedow'n ein, wie leicht der Charakter seiner Tochter durch ein unvorsichtiges Benehmen seiner Dessauer Freunde und Bekannten gegen sie, verderbt werden könne; z. B. durch Aeusserungen, die sie sich gegen dieselbe über ihre angenehme Gesichtsbildung, ihr artiges Benehmen, ihre erworbenen Kenntnisse und dergleichen, erlauben möchten. Der Gedanke fährt ihm wie ein Donnerschlag durch die

Seele, und ohne sich nun lange zu bedenken, setzt er sich hin und schreibt eine

Anweisung für seine lieben Mitbürger, deren Verhalten gegen seine aus der Erziehungsanstalt zu Hamburg in die Vaterstadt zurückkehrende Tochter betreffend nieder, die er sofort zum Druck befördern und in der Stadt vertheilen will.

Zum Glück kommt Basedows ruhiger überlegende Gattin dahinter, ehe noch die Handschrift in die Druckerei abgegeben ist. Sie stellt ihm vor, daß er sich durch diese Maaßregel lächerlich machen werde, sucht ihm zu beweisen, daß er auf andere Art seinen Zweck erreichen könne, bittet ihn flehentlich, doch den höchst sonderbaren Gedanken aufzugeben — aber Alles umsonst; er beharrt auf seinem Sinne. In ihrer äussersten Verlegenheit geht sie zu dem Professor Salzmann, der damals Liturg des Philanthropins war, trägt ihm die Sache vor, und erbittet sich seinen Rath. Er überlegt, was zu thun sey, und verspricht endlich, noch denselben Tag zu ihrem Manne zu gehen, und zu versuchen, ob er ihn auf andere Gedanken bringen könne. Auch seinen Vorstellungen giebt der Beharrliche anfangs kein Gehör, und behauptet nur immer, er müsse die Vaterpflichten gegen sein Kind erfüllen, die Welt möchte auch darüber urtheilen, wie sie wollte.

Nach langen Debatten trift Salzmann, mit dem Basedow überhaupt in besserm Vernehmen stand, als mit den übrigen Lehrern des Instituts, doch endlich das rechte Fleckchen. „Herr Professor, sagt er zu ihm, ich muß Sie auf noch etwas aufmerksam machen. Jungen, unbärtigen Schriftstellern ziemt es allenfalls, mit ihren Handschriften, so wie sie auf dem Papiere stehen, in die Druckerei zu eilen, und sie unverweilt in die Welt zu schicken; aber von Männern, wie wir sind, darf man es schon erwarten, daß sie ihre zum Drucke bestimmten Aufsätze erst einige Monate wenigstens in ihr Pult schließen, sie noch ein paarmal mit Bedacht überlesen, und ihnen die möglichste Vollendung zu geben sich bemühen."

Dieser Wink wirkte. „Sie haben Recht!" erwiederte Basedow; verschloß seinen sonderbaren Aufsatz gleich vor Salzmanns Augen, und — dachte in der Folge nicht daran, ihn drucken zu lassen.

Originelle Huldigung.

Ein Engländer kam in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Einfall, eine Reise nach Schweden zu machen, in der Hoffnung, einen alten Krieger aufzuspüren, der noch unter Karl dem Zwölften gedient hätte. Seine Nachforschungen waren lange vergebens, bis er endlich von einem Obersten hörte, der noch unter dem kriegerischen Könige gefochten hatte, und der an einem kleinen Orte ganz in der Abgeschiedenheit lebte. Der Engländer machte sich auf den Weg, kam des Abends an Ort und Stelle, und suchte sogleich die Wohnung des Obersten auf. Der Kammerdiener weigerte sich, so spät den Fremden zu melden, und als dieser ihm den Grund seines Besuchs sagte, lehnte er doch die Erfüllung seines Wunsches ab, weil sein Herr im Begriff sey, zu Bette zu gehen; er beschied ihn aber auf den folgenden Morgen zu einer gewissen Stunde, mit dem Zusatze, daß er ihm dann etwas Sonderbares zeigen wolle.

Der Engländer fand sich zur bestimmten Zeit ein, und der Kammerdiener stellte ihn hinter eine Glasthüre, durch welche man in das Schlafzimmer des Obersten sehen konnte. „Was Sie hier sehen werden, sagte der Kammerdiener, geschieht jeden

Morgen auf die nämliche Art.“ Nun gieng er, seinen Herrn zu wecken. Dieser sprang aus dem Bette, knieete nieder, und verrichtete sein Gebet. Hierauf ließ er sich in seiner völligen Uniform ankleiden, setzte den Uniformhut auf, und steckte den Degen an die Seite. Der Kammerdiener entfernte sich, kehrte aber augenblicklich mit einem silbernen Teller zurück, auf welchem ein Pistol lag, das er seinem Herrn darreichte. Der Oberst öffnete das Fenster, schoß das Pistol ab und sagte: „Karl dem Zwölften zu Ehren!“ Nachdem dieß geschehen war, mußte der Kammerdiener ihn wieder ankleiden. Der Engländer wurde vorgelassen, der Oberste bewirthete ihn mit einem Frühstück und unterhielt seinen Gast auf eine sehr interessante Weise.

Kaufmännischer Spekulationsgeist.

Ein junger Lyoner, jetzt ein reicher und angesehener Kaufmann, reiste von etwa vierzig Jahren in Geschäften eines Handlungshauses nach Spanien, und hatte zufällig mit einem jungen Engländer Gesellschaft gemacht, der in gleichen Geschäften dieselbe Strasse reiste. Dieser Engländer hatte Proben von Hüten bei sich, die er Jedermann vorzeigte, und zu neun Franken das Stück zu liefern versprach.

Der Lyoner, der sich auf diesen Handelszweig recht gut verstand, konnte nicht begreifen, wie man so schöne Castorhüte so äusserst wohlfeil verkaufen könne; denn neun Franken schienen ihm kaum zwei Drittel des wahren Werths zu betragen. Schon oft hatte er deshalb den Engländer um Erläuterung gebeten, der aber immer auswich. Endlich öffnete eines Tages der Wein ihm den Mund, und er erzählte, wie das Ding zugieng. In London hatte man nämlich erfahren, daß in dem Theile von Spanien, wohin sie reisten, zwei Hutfabriken etablirt worden waren, welche in kurzer Zeit durch ihren Fleiß sich sehr emporgeschwungen hatten: der Engländer war deshalb abgeschickt worden, um diese Fabriken zu Grunde zu richten. Die englische Regierung nämlich munterte durch ansehnliche Prämien zu folgendem artigen und einfachen Manoeuvre auf: „Wir verkaufen, sagte der Engländer, während zweier oder dreier Jahre Hüte, die fünfzehn Franken werth sind, für neun. Es ist unmöglich, daß die neuen Fabriken, die sich selbst überlassen sind, und keine Unterstützung von der Regierung genießen, diese Koncurrenz lange aushalten; sie müssen zu Grunde gehen. Dann vermehren wir von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat den Preis unsrer Hüte. Deßhalb werden doch keine neuen Fabriken wieder entstehen, denn das Schicksal der ersten schreckt ab. Wir bleiben also im ausschließenden Besitz dieses Handlungszweiges;

in fünf oder sechs Jahren fordern wir zehn Thaler für das, was wir jetzt für neun Franken verschleudern. So holen wir unsern Verlust gar bald wieder ein, der ohnehin von der Regierung größtentheils getragen wird."

Körperstärke.

Ein mecklenburgischer Landmann, Jonas, war im ganzen Lande als ein ungemein starker Mann bekannt. Ein Thüringer, der in diese Gegend gerieth, nahm sich, im Vertrauen auf seine Stärke, vor, ihn aufzusuchen, und sich mit ihm zu messen. Der Thüringer kam vor sein Haus, sah vom Pferde über die Hofmauer hinweg, einen Mann Holz spalten, und fragte: „Wohnt hier der starke Jonas?" — Keine Antwort! Er stieg darauf vom Pferde, öffnete die Pforte, führte das Pferd hinein, und band es an die Mauer. „Höre, Jonas, ich will mich mit dir versuchen" sprach der Thüringer. Jonas, nach weggelegter Art, ergreift den Thüringer, und wirft ihn sogleich über die Mauer zurück. Nach einer halben Stunde, in der sich der Thüringer, der anfangs das Aufstehen vergessen hatte, wieder erholt sah, rief er über die Mauer: „Lieber Jonas!" — „Was giebts?"

sprach dieser. — „Lieber Jonas, sagte der Thüringer: sey doch so gut, und schmeiß mir auch mein Pferd herüber.“

Ein merkwürdiger Prämientarif.

Sonst hielt man gewöhnlich gesunde Glieder für ein unschätzbares Gut; seitdem die Holländer aber den Werth derselben so genau taxiren, wird man eines bessern belehrt. Die Generalstaaten publicirten nämlich im Jahr. 1781., bei Gelegenheit des gegen die Engländer zu eröffnenden Kriegs folgenden Prämientarif für diejenigen, welche im Seedienste Schaden leiden würden.

Für den Verlust beider Augen	zahlten sie	1500	Gulden
— — — des einen Auges	—	350	—
— — — beider Arme	—	1500	—
— — — des rechten Armes	—	450	—
— — — des linken	—	350	—
— — — beider Hände	—	1200	—
— — — der rechten Hand	—	350	—
— — — der linken	—	300	—
— — — der beiden Beine	—	700	—
— — — des einen Beins	—	350	—
— — — beider Füße	—	450	—
— — — des einen Fußes	—	200	—

Eine Mordgeschichte,

durch einen Affen entdeckt.

Die Beispiele sind nicht ganz selten, daß Hunde ihrem Herrn noch nach seinem Tode getreu blieben, und Entdecker seiner Ermordung wurden. Daß aber auch andere Thiere dieses Geschäfte einer rechtmäßigen Rache auf sich nahmen, davon sind die Erfahrungen weit seltener. Um so merkwürdiger ist die Begebenheit, die sich im Jahr 1794. in Ungarn zutrug.

Ein Mann, der seinen dürftigen Lebensunterhalt durch die armseligen Künste einiger Affen erwarb, zog mit diesen Thieren durch einen dichten großen Wald. Unversehens überfielen ihn hier Räuber, und tödteten ihn mit seiner ganzen thierischen Gesellschaft; nur ein einziger derselben war noch so glücklich zu entkommen. Tags darauf gieng ein Jäger in ziemlicher Entfernung von jenem gefahrvollen Orte durch den Wald, erblickte den geretteten Affen auf einem Baume, und wollte an ihm seine Geschicklichkeit versuchen. Schon hatte er sein Gewehr zum Schuß angelegt, als der Affe, ohne von der Stelle zu weichen, eine so wehmüthig bittende Gebärde annahm, daß er den Jäger wirklich zum Mitleiden bewog. Er zog sein Gewehr wieder ab, nahte sich dem Baume, und in eben dem Augen-

blicke sprang ihm der Affe auf die Achsel, liebkosete und schmeichelte ihn.

Der Jäger ließ dieß geschehen, und setzte ruhig und langsam mit seinem neuen Gefährten die Wanderung fort. Doch jetzt, nach einer langen Weile, ward er plötzlich in seiner bisherigen Sorglosigkeit gestört, denn der Affe sprang schnell von seiner Schulter, lief wie rasend ein Stück Wegs im Busch hinein, und jammerte und schrie, daß der ganze Wald wiederhallte. Der Jäger, dadurch in Verwunderung gesetzt, folgte dem Geschrei: aber wie erschrack er, als er den Affen bei einem blutigen Leichname sitzen fand, um welchen rings herum andere todte Affen lagen. Was hier vorgegangen sey, errieth er leicht, doch hier zu verweilen, fand er nicht rathsam. Er packte daher hurtig seinen Wegweiser auf die Schulter, hielt ihn fest, verdoppelte seine Schritte, und faßte den Entschluß, im nächsten Städtchen die Geschichte vor Gericht anzuzeigen. Er erreichte dasselbe ohne weitere Abentheuer, führte seinen Vorsatz aus, und gieng dann in die Schenke. Ohngefähr eine halbe Stunde mochte er in der Schenke gesessen haben, als ein ganz gut gekleideter Mann zur Thüre herein trat. Ihn sehen und mit der grimmigsten Wuth auf ihm losspringen, war eines bei dem Affen. Ruhig hatte bisher das Thier gesessen, immer noch gleichsam tiefsinnig, keinen Menschen beleidiget. Diesen packte

es mit dem sichtlichsten Zorne an, und konnte kaum von ihm losgerissen werden. Dieses fiel dem Jäger auf; er schickte nach Gerichtsdienern; der Fremde ward verhaftet. Man forschte und untersuchte genauer. Ehe noch ein paar Stunden verliefen ergab es sich, daß dieser Verhaftete der Anführer einer Räuberbande sey, die den Affentreiber gemordet hatte.

Der seltene Dieb.

In St Petersburg wurde 1796. ein Dieb getödtet — wegen einer bloßen Vermuthung, die auf ihm ruhte. Das scheint ungerecht, und doch fand die That allgemeine Billigung. Der Diebstahl war auf keine andere Weise zu entdecken, als wenn man den vermuthlichen Thäter tödtete. Dazu kam, daß dieser Todtschlag anderweitig von den wohlthätigsten Folgen war. Er widerlegte einen andern Verdacht, der auf den wahrscheinlichsten Gründen beruhte, der auf keine andere Art zu widerlegen war, und vielleicht nie widerlegt worden wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall auf den wahren Urheber des Diebstahls, und auf den Entschluß ihn zu tödten, geführt hätte.

Alles dieses ist räthselhaft. Es wird aber klar, durch die Geschichte selbst, die diese Bemerkungen veranlaßte.

Ein Goldarbeiter in St. Petersburg hatte eine Anzahl Diamanten von verschiedener Größe und Schönheit gekauft. Indem er aber beschäftigt war, sie auszusuchen, rief man ihn zu Tische. Er verließ sein Arbeitszimmer, ohne die Diamanten bei Seite zu legen, weil er sicher zu seyn glaubte, daß sich in seinem Hause niemand daran vergreifen würde, und jedem Fremden von aussen der Zugang versperrt war. Bei der Rückkehr in sein Arbeitszimmer macht er aber die unerwartete Entdeckung, daß neun Diamanten von zwei bis drei Karat verschwunden sind. Bestürzt über diese Entdeckung theilt er sie seiner Familie und seinen Hausgenossen mit. Alles läuft herbei, um zu suchen, zu sehen und aufzuräumen. Allein alles ist vergebens; die Diamanten finden sich nicht! Dieß bringt den Goldarbeiter auf einen Verdacht, den er zwar ungern faßt, der sich ihm aber doch zu sehr aufdringt, als daß er ihn unterdrücken zu können glaubt.

Ein Jüngling, der zwei Jahre den Unterricht des Goldarbeiters mit dem besten Erfolg genossen hatte, und der eben so viel Jahre als Gesell unter seinen Augen arbeitete, war durch das Zimmer, wo die Diamanten lagen, und das in die Werkstatt führte, gegangen — ausser ihm keiner. Wer konnte

sich daher der vermißten Diamanten bemächtigt haben, als eben der? — Für seine Unschuld sprach freilich sehr viel: seine gute Erziehung, sein bisher eben so gutes Betragen, seine Arbeitsamkeit, sein Fleiß, seine Entfernung von allen verführenden Gesellschaften, sein eingezogenes Leben, seine Bemühungen, sich in der Gunst seines Lehrherrn immer fester zu setzen, seine bisher verdachtlose Treue, die ihm das ganze Zutrauen dieses Mannes erworben hatte, und so sehr erworben hatte, daß er ihn zum Aufseher der andern Arbeiter machte, und daß schon oft die kostbarsten Steine durch seine Hände gegangen waren. Eben so sehr schien diesen Jüngling die Vermuthung, daß er, wenn er auch den Entschluß zum Diebstahl gefaßt hätte, ihn nicht zu dieser Zeit, bei der Gegenwart seines Lehrherrn, in seinem Hause und an einem Orte, wo er so leicht ertappt werden könnte, würde gewagt haben, von allem Verdacht zu befreien. Auf der andern Seite waren auch nicht wenig starke Gründe wider ihn. Er konnte jetzt eben in üble Gesellschaften gerathen, und zu diesem Schritte durch Andere verführt worden sey; er konnte vielleicht die Flucht haben nehmen wollen, und war früher, als er es vermuthete, überrascht worden. Kein Fremder hatte sich, ohne bemerkt zu werden, in das Zimmer schleichen können, und keiner war bemerkt. Wie ließ sich daher die Unschuld des Jünglings denken! Menschenhände

mußten doch den Raub gewagt haben und keine andere als die seinigen hatten sich in diesem Zimmer beschäftigen können; Gründe genug, den Verdacht gegen ihn für wahrscheinlich zu halten.

Dem Goldarbeiter blieb also nichts weiter übrig, als dem Jünglinge das, was er vermuthen mußte, zu entdecken. Er hört diese Vermuthung eben so bestürzt, als jener beim Verschwinden seiner Diamanten gewesen war. Hohe Röthe färbt sein Antlitz. Der Verdacht wird dadurch vermehrt, und doch war diese Erröthung, die sonst das Bewußtseyn der Verschuldung zu begleiten pflegt, dießmal ein trügliches Kennzeichen. Der Gedanke: durch jene Vermuthung eines Verbrechens beschuldiget zu werden, dessen Strafbarkeit der Jüngling ganz fühlte, das er immer verabscheuet hatte, und in diesem Augenblicke gewiß noch mehr verabscheuete; die Ueberzeugung, die er von seiner Unschuld hatte; die Unmöglichkeit, sich wider den Verdacht, der auf ihn fiel, zu rechtfertigen, da alle Umstände ihn zu bestätigen schienen: alles dieß stürmte so sehr auf ihn ein, daß er seine Fassung verlor, und bei der aufwallenden Hitze seines Bluts eine unwillkührliche Erröthung nicht vermeiden konnte. Wie begreiflich wird dieß nicht, wenn man sich in ihm, wie er wirklich war, einen Jüngling denkt, der bisher den besten Ruf hatte, mit dem sein Lehrherr vollkommen zufrieden war, der sich nie zu einer schändlichen That erniedriget

hatte, immer mehr die Freude seiner Eltern ward, und nun auf einmal seinen guten Ruf verloren, sein Glück zertrümmert und sich unschuldig mit Schande und Verachtung bedeckt sieht.

Noch ist jeder, am meisten der betrübte und niedergeschlagene Jüngling, in Verlegenheit und Unruhe. Endlich wird man auf eine Erscheinung aufmerksam, bei der man fast immer gleichgültig war.

Ein Huhn, dem man die Freiheit erlaubte, sich, wo es wollte, aufzuhalten, kroch aus dem Winkel, in den es sich verborgen hatte, hervor. Der unschuldige Jüngling erinnert sich von einem Diebstal gelesen zu haben, den man auch einem Unschuldigen zur Last legte, und den ein Rabe begangen hatte. Bei dieser ihm so willkommenen Erinnerung, dringt sich ihm der Gedanke auf, daß dieses Huhn die Rolle des Räubers könne gespielt haben, und, vielleicht durch den Glanz der Steine angelockt, den Versuch gemacht hatte, sie mit seiner gewöhnlichen Kost zu vertauschen. Sein gesunkener Muth erhebt sich wieder, und er fängt an zu hoffen, daß er seine Unschuld werde retten können. Er entdeckt seine Vermuthung; man findet sie nicht ungegründet, beschließt den Tod des Huhns, ergreift es, und sieht als es geschlachtet war, daß es der Dieb gewesen sey, der die Diamanten verschluckt, und sie noch in seinem vollgefüllten Kropfe aufbewahrt habe.

Jedermann war froh über diese Entdeckung, aber niemand mehr als der gerettete Unschuldige. Ohne den Zufall, daß das Huhn noch in dem Zimmer war, wo es den Raub begangen hatte, und zu eben der Zeit, da man den Verlust der Diamanten gewahr wurde, seinen Winkel verließ, wäre die Unschuld des Jünglings vielleicht nie entdeckt worden. Der Verdacht des Diebstahls hätte immer auf ihm gehaftet, und wenn er auch nicht zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen worden wäre, so würde er doch den unwiderlegbaren Vorwurf der Verschuldung getragen haben, und von den Meisten für eben so strafbar gehalten worden seyn, als wenn er über diesem Raub wirklich ertappt worden wäre. — So wird die Unschuld oft unvermuthet gerettet, so siegt sie oft da, wo ihr Sieg beinahe unmöglich zu seyn schien.

Der Quäker und der Räuber.

Ein Quäker, der auf der Heerstrasse nach London ritt, wurde unfern der Stadt von einem berittenen Räuber angefallen. Er mußte ihm sein Geld ausliefern, und weil sein Pferd sehr gut war, so bestand der Räuber darauf, daß er mit ihm tauschen sollte. Nun hatte der Quäcker des Räubers Pferd

unter sich, und ritt auf demselben ganz gelassen nach der Stadt. Ganz sicher brachte es ihn, da er es nach eigenem Willen gehen ließ, nach einem Stalle, wo Pferde gehalten und gefüttert werden. „Ihr kennt doch dieses Pferd?“ sagte der Quäker zum Stallknecht, wie er abgestiegen war. „Wie, soll ich's nicht kennen, erwiederte dieser, es gehört ja Herrn N. zu.“ — „Wo wohnt denn Herr N. gleich?“ fragte der Quäker. — „In der und der Strasse, war die Antwort, die Nummer des Hauses ist 65.

Der Beraubte gieng sogleich dahin, und fand eine Frau zu Hause, die ihm sagte: sie erwarte ihren Mann erst des Abends spät. Am folgenden Morgen verfügte er sich unverzüglich zu seinem neuen Bekannten, der aber von der Treppe herabkam, wie er in's Haus trat. Sie kannten einander sogleich. „Sey nicht bestürzt, redete der Quäker den blaß werdenden Schurken an; du weißt, Freund, daß du gestern neun Pfund dreizehn Schilling bei mir borgtest; du wirst sie mir gewiß sogleich wieder geben. Auch muß ich dir gestehen, daß dein Pferd, welches du gegen das meinige vertauschtest, mir gar nicht gefällt, du wirst daher mir sagen, wo du es hingebracht hast, damit ich's wieder hole; das deinige hab' ich in deinem alten Stall in gute Verwahrung gegeben.“

Geld und Pferd erhielt der Quäker sogleich zurück, und der Räuber bat flehentlich, ihn nicht anzugeben. „Nein, erwiederte dieser, das werd ich nicht thun, denn ich müßte vor Gericht schwören, und Gott zum Zeugen anrufen, daß du ein Spitzbube bist, aber das verbietet mir meine Religion.“

Die englischen Wagehälse.

Zu Alexandrien, dieser berühmten Handelsstadt in Egypten, sieht man, ausser verschiedenen andern Ueberbleibseln von dem prächtigen Kunstwerken des Alterthums, auch noch die Säule des Pompejus*).

*) Dieser Pompejus war ein sehr tapferer römischer General, der dem römischen Staate 15 große Königreiche erfochten, der 2000 Schlösser, 900 Städte und 800 Schiffe erobert, dabei noch ein furchtbares Heer von Seeräubern bezwungen, und der römischen Kammer einen Schatz von 20 Millionen erbeutet hat. Dieser Thaten wegen hieß er der Große. Er lebte im Jahr der Welt 3870. Nachdem er beinahe von der ganzen bekannten Erde angebetet worden war, gerieth er mit dem gleichfalls berühmten Römer Cäsar in einen sehr blutigen Krieg, in welchem der tapfere Mann verrätherischer Weise sein Leben verlor.

Die ehrwürdige Reliquie, die ohne Zweifel aus den Zeiten des Pompejus selbst herrührt, ist wegen ihrer Höhe, wegen ihrer Schönheit und wegen des Zustandes, worin sie sich jetzt noch befindet, gleich bewundernswürdig: denn sie hält hundert und zehn Fuß, besteht, das Fußgestelle ausgenommen, aus einem Stück, ist vortrefflich gearbeitet, und hat durch die Verwüstungen der Zeit in den beiden Jahrtausenden, die sie nun erlebt hat, fast gar nichts verloren. Nur vom Fußgestell, das zwanzig Fuß hoch ist, und aus einem Granitfelsen besteht, hat dann und wann ein Verehrer des Alterthums ein Stückchen abgeschlagen, um einen Theil dieser ehrwürdigen Antike zu besitzen; von dem Kapital aber wurde, vor etwa zwanzig Jahren, von einigen englischen Schiffkapitains ein Schnörkel auf eine Art abgebrochen, die schwerlich ein Leser errathen wird.

Diese Engländer, deren Schiffe im Hafen vor Alexandrien lagen, hatten einst etwas mehr, als nöthig war, getrunken. Unter den Possen, die die Weinbouteille erzeugt hatte, kam auch der seltsame Einfall zum Vorschein, ans Land zu fahren, und auf der Säule des Pompejus — einen Punsch zu trinken.

Kaum war diese muthwillige Grille zu Markt gebracht, so fiengen unsere Zecher im Ernste an, ihr die möglichste Wirklichkeit zu geben. Sie ließen sich den Punsch, den sie auf der Säulenspitze zu

trinken gedachten, verfertigen, fuhren, mit allen übrigen zu dieser Luftreise nöthigen Geräthschaften versehen, ans Land, und kamen bei der Säule an. Lange betrachteten sie die Thurmhöhe derselben, und eben so lange beherzigten sie auch den Einfall, als endlich der lustige Kopf, der ihn zum Besten gegeben hatte, auch ein Mittel zur Ausführung vorschlug. Er ließ nämlich einen papiernen Drachen, mit dem auch schon die egyptischen Knaben zu spielen wissen, aus der Stadt holen.

Unterdessen war das Gerücht von dieser Unternehmung in der Stadt verbreitet worden, und dem Stadthalter hatte man sogar gemeldet, die Engländer hätten nichts Geringeres im Sinn, als die Säule niederzureissen. Gleichwohl besaß dieser Türke so viel Welt, daß er den englischen Herren nichts als alles Gute zutraute, denn er ließ ihnen höflich melden: er kenne den Patriotismus der Engländer viel zu gut, als daß er sie für fähig halte, des Pompejus Ueberbleibsel zu beschädigen.

Jetzt kam der Drache, und wurde so glücklich über die Säule hinüber geworfen, daß der Faden dieser Maschine, als sie auf der andern Seite niederfiel, oben auf den Schaft liegen blieb. Hiemit war also das vornehmste Hinderniß gehoben, denn man befestigte einen zwei Zoll dicken Strick an das eine Ende des Fadens, fieng an dem andern Ende, wo der Drache war, behutsam an zu ziehen, und

bekam auf diese Art richtig den Strick über die Säule. Nun hielten einige starke Männer das eine Ende des Stricks fest, und vermittelst des andern kletterte ein kühner Matrose glücklich hinauf. In weniger als einer Stunde verfertigte der Mann eine Strickleiter, an welcher die ganze Zechgesellschaft unbeschädigt hinaufstieg. Alle Zuschauer waren in der größten Erwartung, zu sehen, wo denn wohl die kletternde Gesellschaft Platz zum Stehen bekommen würde, denn von unten kam es den Augen vor, als ob kaum zwei Menschenfüße Raum genug auf der Spitze hätten. Allein es fand sich zum größten Erstaunen der zahlreichen Menge, daß acht Personen sehr bequem oben stehen konnten. Die seltsamen Zecher stellten sich in Positur, und genossen ihren Punsch unter mancherlei ausgebrachten Gesundheiten, die von dem Jauchzen des Volks beantwortet wurden.

Eben so merkwürdig, als dieser Einfall selbst, war auch das besondere Glück der Punschgenossen; denn keinem Einzigen von ihnen begegnete ein Unfall, da doch der kleine, platte, von keinen Schranken eingefaßte Raum, beim ersten Blick von dieser beträchtlichen Höhe herab, schon jedem Nüchternen, wie viel mehr einem Berauschten, den fürchterlichsten Schwindel drohen muß. Der einzige Schade, der sich zutrug, traf die Säule selbst; denn beim Heruntersteigen der Zecher stürzte der oben er-

wähnte Schnörkel herab, welchen die Engländer nachher einer englischen Dame, als eine kostbare Reliquie, verehrten.

Ein Hund,

der den Glauben verleugnet.

Nach der Einnahme von Paris, im Frühling 1814., wurde einem preussischen Korps die reiche und wohlgebaute Stadt Ypern in Flandern zur Kantonirung angewiesen. Den bigotten Einwohnern erschien jeder Protestant als ein verlornes Schaf. Stand man sich mit seinem Wirthe gut, gefiel man ihm, so wurde man recht innig bedauert, daß man doch nie in den Himmel kommen könne, sondern, wenn auch nicht in der Hölle, doch ewig im Fegfeuer braten werde. Lachte man darüber, und meinte, man gienge lieber gar nicht hinein, so schlug der Katholik ein Kreuz, und seufzte tief. Gefiel man ihm aber nicht, so fand er den Grund, daß man ein Taugenichts sey, denn man war ja ein Ketzer. Selbst das schöne Geschlecht, sonst gegen die fremden Krieger sehr zuvorkommend, machte hierin keine Ausnahme. Obgleich die Preussen sich bald an die Finsterniß ihres Glaubens gewöhnten, und durch die

Gefälligkeit der Einwohner mit ihrer Intoleranz versöhnt wurden, so fiel es ihnen doch sehr auf, als sie diese Unduldsamkeit sogar gegen Thiere ausgedehnt sahen.

Ein merkwürdiges Beispiel davon lieferte ein sehr vornehmer Bürger in Ypern. Dieser Mann besaß einen wunderschönen Jagdhund, der gern oder ungern jeden Freitag mit der ganzen Familie fasten mußte. Dieß läßt sich erklären, da es überhaupt an diesen und ähnlichen Tagen in der Familie kein Fleisch giebt. Nun aber mußte sein Herr wohl glauben, daß der Hund durch die Sitte, am Freitag zu fasten, endlich so weit mit seiner Erkenntniß des Guten vorgerückt sey, es überhaupt für unschicklich, ja für gottlos zu halten, an genanntem Tage Fleisch zu begehren. Sein späteres Benehmen rechtfertigt wenigstens diese Vermuthung. Er bekam nämlich einen Officier in's Quartier, der nicht Lust hatte zu fasten, sondern sich jeden Tag Fleisch ausbat. Es wurde ihm bewilliget, wenn gleich mit Grauen und Entsetzen.

Der Hund riecht nicht so schnell den Braten, als er sich auch schon wedelnd einfindet und begierig über ein Stück Fleisch herfährt, das ihm der Officier gedankenlos zuwirft. Da läßt die Familie vor Schrecken Messer und Gabel fallen. Diese Vergessenheit der Pflicht und des Anstandes empört den Wirth. Zürnend blickt er auf seinen Liebling nie-

der, der solchen Frevel begangen, und eben so zornig auf seinen Gast, der den Schwachen dazu verführte. „Jetzt geh mir aus den Augen, ruft er dem mit ganz andern Dingen beschäftigten Tiras zu — mein Herr, er sey Ihnen geschenkt, denn ich kann ihn nun nicht mehr behalten.“ Der Officier, der bald bemerkte, daß es sein bitterer Ernst sey, bedankte sich vielmals. So kam der arme Hund in preussische, gottlose Hände. Er wurde recht eigentlich des Landes verwiesen, wobei er allerdings gewann, weil es der Hunde Art nicht ist, zu fasten und sich zu kasteien. Nach des Wirthes Meinung, gieng er zum Protestantismus über. Daß man jetzt überall in Ypern die Jagdhunde zu verführen suchte, versteht sich, doch ohne Erfolg, wahrscheinlich der vielen spöttischen Bemerkungen wegen, die über diesen, vielleicht zur Ehre des Katholicismus einzigen Fall, gemacht wurden.

Ein paar Schwänke

von Jonathan Swift.

Der berühmte Dechant zur Kirche des heiligen Patricius in Dublin, Jonathan Swift, war bekanntlich ein großer Meister in der Satire, und ein höchst seltsamer, launigter Mensch im Um-

gange. Er kam oft nach London, und ward besonders in dem Hause des Lord Berkeley ein willkommener Gast. Die Gattin desselben, eine fromme Dame, unterhielt sich gerne mit ihm, und bediente sich seiner auch zuweilen als ihres Vorlesers. Swift hatte daran wenig Gefallen, und das Vorlesen ward' ihm besonders dann zuwider, als die Wahl der Dame auf Bayle's Betrachtungen fiel, ein Buch, an dem er durchaus keinen Geschmack finden konnte. Die Gräfin aber fand es so vortrefflich, daß sie den Wunsch äusserte, Swift möchte es ihr von Anfang bis zu Ende vorlesen.

Ein fatales Geschäfte für den armen Vorleser! Eine zeitlang plagte er sich, um der Gräfin gefällig zu seyn; endlich aber gab ihm der Unmuth einen Schwank ein, der ihn von der unverträglichen Arbeit auf eine gute Weise unfehlbar befreien mußte. Er schrieb eine Betrachtung über einen Besenstiel, verschaffte sich heimlich das Buch der Gräfin, um seinen Aufsatz hinein zu heften, und ließ es unbemerkt wieder an seinen Platz bringen.

Als Swift kurz darauf wieder zu der Gräfin kam, bat sie ihn, er möchte ihr wieder eine Betrachtung aus ihrem Lieblingsautor vorlesen. Swift benahm sich dabei wie gewöhnlich, schlug mit dem größten Ernste das Buch auf, und las die Ueberschrift: Betrachtung über einen Besenstiel. — Lady Berkeley stutzte über diesen

seltsamen Titel, und wiederholte etwas verwundernd: Eine Betrachtung über einen Besenstiel? Das ist ja ein sonderbarer Gegenstand? — doch, es ist zum bewundern, was dieser geistvolle Verfasser für nützliche und lehrreiche Bemerkungen über die geringsten, und dem Anscheine nach trivialsten Dinge zu machen weiß. Lassen Sie uns doch hören, was er sagt."

Swift setzte sich nun in die Fassung einer unerschütterlichen Gravität, und in demselben feierlichen Tone, worin er die vorigen Betrachtungen abgelesen hatte, fieng er jetzt an zu lesen:

„Diesen kahlen Stock, den ihr nun unrühmlich in jenem verlassenen Winkel liegen seht, den sah ich ehemals in einem blühenden Zustande den Wald verschönern; er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige, da jetzt die geschäftige Kunst der Menschen umsonst der Natur nacheifert, indem sie jedes Bündel verdorrter Reiser an seinem saftlosen Stamme befestiget. Er sey höchstens nur noch umgekehrt, was er war: ein Baum, das Unterste zu oben, die Zweige nach der Erde zugekehrt und die Stellung seiner Wurzel in die Luft. Jede schmutzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtischen Arbeit zu führen, und durch eine Art von Eigensinn des Schicksals wird er bestimmt, andere Dinge rein zu machen, und selbst immer schmutzig zu seyn. Endlich in den Händen der Dienstmägde, abgenutzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die

Gasse geworfen, oder man zieht noch diesen Vortheil von ihm, daß man ihn zum Feuermacher braucht. Wenn ich dieß betrachte, preßt sich ein Seufzer aus meiner Brust, und ich sage zu mir selbst: Wahrlich, der Mensch auf Erden ist ein Besenstiel! Die Natur sendet ihn gesund und kraftvoll in die Welt; er steht da in einem blühenden Zustande, das Haupt bedeckt mit Haaren, diesen eigentlichen Zweigen unsrer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit seine grünenden Zweige ausgehauen hat, und er nun dasteht, wie ein verdorrter Stamm. Dann nimmt er seine Zuflucht zu der Kunst, und setzt sich eine Perücke auf, stolz auf einen natürlichen Busch Hare, ganz bedeckt mit einem Staube, den sein Haupt nicht hervorbrachte. Und nun wenn hier unser Besenstiel auftreten und sich brüsten wollte mit seinen Birkenraube voll Unrath, sey dieser Unrath auch Kehricht aus dem Zimmer der schönsten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden und seiner Eitelkeit spotten? Was sind wir doch für partheyische Richter über unsere eigene Vortrefflichkeiten und anderer Leute Fehler!"

„Aber ein Besenstiel, antwortet ihr vielleicht, ist ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe steht. Gut, ist der Mensch etwas anders, als ein Burzelbaum-Gemächte? Seine thierischen Kräfte regieren die vernünftigen; er geht mit seinem

Kopfe, den er auf der Erde schleppt, und läßt seine Fersen ruhen. Und dennoch mit allen seinen Gebrechen wirft er sich als einen allgemeinen Verbesserer und Wiederhersteller auf; er will alle Mißbräuche abschaffen, alle Beschwerden auf die Seite räumen, sucht, sammelt Unrath zusammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schändlichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuren Staub, wo dergleichen vorher nie gesehen wurde; er steckt tief in allen Verderbnissen, die er wegzufegen sich das Ansehen giebt Seine letzten Tage bringt er in der Knechtschaft von Weibern, und der schlechtesten zu, bis er, abgenutzt bis auf den Stumpf, wie sein Bruder Besen, entweder auf die Gasse geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran Andere sich wärmen, gebraucht wird."

Lady Berkeley war für ihren Lieblingsschriftsteller so eingenommen, daß sie nicht allein während dieser Vorlesung ohne allen Verdacht blieb, sondern sogar mehrmals ihre Verwunderung zu erkennen gab, wie dieser ausserordentliche Mann solche schöne moralische Bemerkungen über einen so unbedeutenden Gegenstand zu machen wisse. Es mag Swiften Mühe genug gekostet haben, nicht die Fassung zu verlieren; er behielt sie aber so vollkommen, daß in der Gräfin auch nicht die entfernteste Ahnung von dem Streiche, den er ihr gespielt hatte, rege ward.

Bald darauf wurde Gesellschaft angemeldet, und Swift, der voraus sah, was geschehen würde, machte sich unter dem Vorwande eines Geschäftes bei Seite. Lady Berkeley, voll von den Gedanken der Vorlesung, brachte gleich die Rede auf die unvergleichlichen Betrachtungen des Bayle, die sie bis in Himmel erhob. „Aber so eben las mir der Doctor eine vor, die mich mehr als alle andern in Erstaunen gesetzt hat.“

Einer aus der Gesellschaft fragte: von welcher Betrachtung die Rede sey? — Sie antwortete in der größten Unbefangenheit: „Ich meine die vortreffliche Betrachtung über einen Besenstiel.“

Die ganze Gesellschaft sah sich hier insgesammt einander etwas verwundert an, und hatte Mühe, das Lachen zu verbeissen. Alle versicherten, sie hätten von einer solchen Betrachtung noch niemals etwas gehört. „Auf mein Wort, sagte die Gräfin, da liegt das Buch; schlagen Sie auf und überzeugen Sie sich.“ Das Buch wurde aufgeschlagen, und man fand wirklich die Betrachtung, aber von Swifts Handschrift. Nun brach ein allgemeines Gelächter aus, und die Gräfin, da die erste Bestürzung vorüber war, lachte mit. „Was der Schalk, sagte sie, mir für einen häßlichen Streich gespielt hat! Aber er kann nun einmal nicht anders, als er muß seiner Laune den Zügel schießen lassen.“

So gieng diese Sache auf eine gute und fröhliche Weise zu Ende, und Swift wurde nie wieder gebeten, aus den Betrachtungen vorzulesen.

Da Swift dem Aberglauben und Betrug von Herzen gram war, so verfolgte er auch die sogenannten Zauberer, die Gaukler und Taschenspieler, die in London und Dublin ihr Unwesen trieben, mit der Geißel seiner unerschöpflichen Satire. Dieß that er unter andern in folgender Ankündigung, die, obgleich schon vor mehr als hundert Jahren geschrieben, noch immer lesenswerth ist. Sie lautet also:

Wunder über alle Wunder, darob sich je die Welt gewundert hat.

Sämmtlichen hochgeehrten Standespersonen und Einwohnern.

Kund und zu wissen, wasmaaßen in dieser guten Stadt Dublin der berühmte Künstler Johann Immanuel Scholz angelangt ist, der, zum größten Erstaunen und zur Zufriedenheit aller Zuschauer, nachbeschriebene wundersame Vorstellungen geben wird, dergleichen hier zu Lande noch nie gegeben worden.

I. Er macht eine Stange Eisen glühend, und läßt solche alsdann, im Beyseyn aller Zuschauer, in eine Pulvertonne stossen, ohne daß das darin befindliche

Pulver Feuer fängt. N. B. Zum Beweise, daß kein Betrug bei diesem Versuche obwaltet, will er selbst nicht einmal dabei zugegen seyn, sondern überläßt es einem jeden seiner geehrten Zuschauer, solchen zu veranstalten.

II. Er läßt einen Herrn aus der Gesellschaft eine beliebige Kugelbüchse mit Pulver und zwölf bleiernen Kugeln anfüllen, und solche unter die Zuschauer, wo sie am dicksten stehen, abfeuern, ohne daß selbige einen Schaden dadurch leiden, indem die Kugeln hinter ihnen in die Wand fahren.

III. Er zieht einem Zuschauer dessen eigenen Degen aus der Scheide, und durchbohrt ihn damit, so daß alle Anwesende dessen blutige Spitze aus seinem Rücken hervorragen sehen. Hernach zieht er den Degen wieder heraus, wischt ihn sauber ab, und giebt ihn dem Eigenthümer zurück, der dadurch auf keine Weise verletzt wird.

IV. Er nimmt einen Kessel voll siedenden Oels, und schüttet solches kellenweise auf die anwesenden Frauenzimmer, ohne weder ihrem Anzuge noch ihrer Haut dadurch zu schaden.

V. Er nimmt ein anwesendes zwei- oder sechsjähriges Kind vornehmer Eltern, giebt dem Vater oder der Mutter desselben einen Spies in die Hand, hebt darauf das Kind in die Höhe und steckt es auf

den Spies, woran es zum unaussprechlichen Vergnügen aller Zuschauer eine zeitlang zappelt, bis es endlich herabgenommmen wird, ohne daß auch nur dessen Kleid ein Loch bekommen hätte.

VI. Er steht vorn auf der Bühne, und wirft auf die unter ihm sitzenden Zuschauer eine Menge Steine und Blöcke herab, die wie Flaumfedern auf sie fallen, und nicht einmal ein Härchen oder einen Kopfputz verrücken.

VII. Er ersucht einen Herrn von Stande, auf ein Gerüst zu steigen, läßt ihn seine Schuhe ausziehen, und ersucht ihn sodann neun Fuß tief auf ein Brett hinunter zu springen, das mit sechs Zoll langen eisernen Stacheln besetzet ist, ohne daß er Gefahr läuft seine Füße oder auch nur seine Strümpfe dadurch zu zerreissen.

VIII. Er legt besagtes Brett über einen Stuhl, und nöthiget eine Dame sich darauf zu setzen, und eine andere Dame auf ihren Schooß zu nehmen. Erwähnte Stacheln dringen aber doch so wenig in das Gefäß der untern Dame, daß sie solcher vielmehr wie ein sammtenes Küssen bedünken werden.

IX. Er nimmt den Bedienten einer anwesenden Herrschaft, schlingt einen Strick um dessen blossen Hals, zieht ihn an demselben vermittelst einer Winde bis unter den Boden des Schauspielhauses

hinauf, und läßt ihn so lang hängen, als dessen Herrschaft oder sämmtiiche Zuschauer Belieben tragen. Besagter Bediente hält, zur Bewunderung und zum Vergnügen aller hohen Anwesenden, in einer Hand einen Krug mit Bier, in der andern eine Tabackspfeife. Wenn er wieder herunter gelassen wird, erblickt man keine Spur des Schrekkens an seinem Halse.

X. Er ersucht ein Kammermädchen, ihren Finger in ein Gefäß zu tauchen, das eine klare, dem Wasser ähnliche Flüssigkeit enthält. Alsbald werden ihr Gesicht und ihre Hände so runzlicht als ob sie achtzig Jahre alt wäre; ihr Unterleib schwillt ihr auf, als sollte sie augenblicklich in Wochen kommen; und ihre Beine werden so dick wie Mehlsäcke. Kaum aber taucht sie ihren Finger in ein anderes Gefäß, so wird sie wieder so jung und hübsch wie vorher.

XI. Er erlaubt einem der anwesenden Herrn, vierzig große Pfostennägel einem Kutscher in's Gesäß zu treiben, setzt diesen alsdann auf einen magnetischen Stuhl, und läßt besagte Nägel dergestalt wieder ausziehen, daß der Kutscher nicht den geringsten Schmerzen empfindet.

XII. Er zieht einem Dutzend anwesender Herren und Damen eine beträchtliche Anzahl Zähne aus, wirft und schüttelt solche in einen Hut unter einander, läßt sich darauf die Augen verbinden, und

setzt, ohne hinzusehen, jedem die ihm gehörigen Zähne vollkommen gut wieder ein.

XIII. Er drückt verschiedenen kunstliebenden Herren und Damen mit seinem Zeigefinger und Daumen die Augen aus, ohne daß sie den geringsten Schmerz dabei empfinden, sondern vielmehr eine unsägliche Menge schöner Farben erblicken, und nachdem sie sich daran hinlänglich ergötzt haben, setzt er ihre Augen wieder in die leer gebliebenen Höhlungen ein, und sie sehen so gut als zuvor.

XIV. Er giebt einem Herrn aus der Gesellschaft eine Maaß geschmolzenes Blei zu trinken, und schickt selbigem darauf einen Trunk nach, welchen er selbst vorher kostet. Vermöge desselben wird, vor aller Zuschauer Augen, das siedende Blei durch die Gedärme des besagten Herrn laufen, ohne ihm den mindesten Schaden zuzufügen, und sich zuletzt den hochgeehrtesten Anwesenden in Gestalt eines Kuchens präsentiren.

Er verrichtet sonst noch mancherlei Wunderkünste, deren Anführung der Raum nicht gestattet. Er hat die Ehre gehabt, sich bereits vor den meisten Kaisern, Königen und Fürsten in ganz Europa, mit ungemeinem Beifall, sehen zu lassen.

Da sein uneigennütziger Wunsch ist, dem hohen Publikum gefällig zu seyn, so spielt er so oft,

als er auf eine zahlreiche Gesellschaft von Zuschauern rechnen kann.

Der Schauplatz ist auf dem Viehmarkt.

Die Preise sind doppelt so hoch als im Schauspielhause.

N. S. Die besten Geiger in der Stadt werden bei seinen Vorstellungen aufgeigen.

Mißverständniß.

Auf einer Maskerade erkannte ein Jude einen jungen Lüstling, der ihm viel, unter andern auch eine goldene Kette abgeborgt hatte, — sich aber dann gar nicht wieder sehen ließ. Diese goldene Kette trug er eben in dieser Charaktermaske. Der Israelit wollte sich gerade seines Eigenthums versichern, und es versammelten sich eine Menge Masken umher, ob des Lärmens. Ein Hamlet, unbekannt mit dem Vorgange, hielt dieß Zusammentreffen der Anwesenden für die beste Gelegenheit, sein Deklamatorisches Licht leuchten zu lassen. Er drängte sich durch, und begann pathetisch; „Seyn, oder nicht seyn, das ist hier die Frage!" — „Mai, schrie der Jude, der nur an seine Kette dachte, da is noch was zu fragen, sie is nit sein!"

Der Luftsegler.

Als Garnerin, der kühne Luftsegler, in Frankfurt am Main der staunenden Menge das merkwürdige Schauspiel seiner Kunst zeigte, war der Circus mit der Bürgerwache umgeben. Garnerin wurde durch ein Geschäft, kurz vor der Luftfahrt, noch einmal abgerufen. Als er wieder in den Kreis und zum Ballon treten wollte, ließ in die Wache nicht passiren. „Mais je suis Garnerin," sagte er, um sich Eingang zu verschaffen. „Nichts da, erwiederte der Schulterende, ich glaub' es ihm wohl, daß er gern herein möchte.

Amtlicher Bescheid.

Ein Amtmann H. zu K. erstattete Bericht über vielfach erlittenen Schaden vom Sturmwinde. Die Regierung beschloß also: „Es wäre der Amtmann auf das neue Decret zu verweisen, ihm aufzugeben, seine Vorrichtungen möglichst zu beschleunigen, und demnächst seinen Windschaden zu eröffnen." Aus Nachläßigkeit und stumpfsinniger Unwissenheit des Kanzellisten erhielt aber der Amtmann zu K. folgenden wörtlichen Bescheid in Abschrift: „Wäre

der Amtmann auf das neue Secret zu verweisen, und ihm aufzugeben, seine Verrichtungen möglichst zu beschleunigen, und demnächst seine Windladen zu eröffnen.

Bestrafte Pedanterie.

Zu dem pedantischen Professor H. in G., der besonders die Aufwartung in schwarzen Kleidern sehr gut leiden konnte, kam ein dortiger Student in Pantalons. Nach kurz abgemachtem Geschäfte betrachtete ihn der Professor und sagte: „Ey, Sie haben ja wohl sehr weite Beinkleider an?“ — „Ja,“ antwortete der Student.

Professor. Sie sind wohl jetzt Mode?

Student. Ja, Herr Professor.

Professor. Aber zu honetten Personen geht man wohl darin nicht?

Student. Nein.

Die Bedingung.

Bei einem Aufzuge, den die Schneidergilde in Marburg hielt, suchten die Vorsteher um die Vergünstigung nach, bei der Feierlichkeit sich mit Degen schmücken zu dürfen. Der Prorector ertheilte die Erlaubniß, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Degen auf der rechten Seite angeschnallt werden müßten.

Abfertigung.

Hinter einer Dame von schlanker Gestalt, deren Gesicht aber durch die Pocken sehr verdorben war, giengen zwei Officiere auf der Promenade. Als sie sich von ungefähr umkehrte, und die Kriegshelden ihr Gesicht sahen, sagte der eine halblaut: „Auf der hat der Teufel Erbsen gedroschen.“ — „Und Sie waren die Flegel,“ entgegnete rasch und mit sehr lauter Stimme das Frauenzimmer.

Ein neuer Titel.

Einst lebte in D. ein Mann, der das Wind- und Zugofenwesen gut verstand, damit aber eine vorherrschende Titelliebe verband, und fortgesetzt eine betitelte Hofstelle für seine Kunst suchte. Es gelang ihm endlich durch ein flehentliches Memorial an Sr. Majestät, auf den Antrag, daß er dem Könige auf seinen Reisen nützliche Dienste leisten könnte, wenn etwa hie und da, beim Einkehr in einer Herberge, ein Ofen rauchte. Es werde ihm dann ein leichtes seyn, durch Verschneiden der Röhren, Hülfe zu leisten. Auf diese Bitte ertheilte ihm der König eine Stelle in seinem Reisegefolge mit dem Prädikat eines Hof- Reise- Ofen- Röhren- Rauchloch - Verschneiders. Wem dieser Titel zu lang dünkte, der nannte den Mann kurzweg: „Hof- Reise-Verschneider.“

Die Menschenrechte.

Einige Buchhändler wurden hart bestraft wegen des Verkaufs von Paine's Büch über die Menschenrechte. „Nun, sagte Jemand, es giebt keine zu harte Strafe für diejenigen, die sich erdreisten, die Menschenrechte zu verkaufen."

Eitelkeit.

Ein Kaufmann ließ sich, auf Antrieb seiner eiteln Frau, den Titel Kommissionsrath ertheilen. Einige Tage darauf spielte die dadurch befriedigte Frau mit ihrem Kätzchen auf dem Schooße, streichelte es, und sagte: „Ach, du bist doch mein liebes Mietzchen, und ich bin deine liebe Frau Kommissionsräthin.

Zurechtweisung.

Ein Diener lud einen Herrn zum Mittageſſen bei ſeiner Herrſchaft ein. Ich werde die Ehre haben aufzuwarten," ſagte der Geladene. „Ich bitte um Entſchuldigung, ſagte der Diener, Sie mißverſtehen mich: Ich werde aufwarten, Sie aber ſpeiſen."

Mißgriff.

Eine Frau geringer Abſtammung, deren Gatte ſich für Geld den Titel eines Geheimen Kommerzienrathes gekauft hatte, und die ſich ach! ſo gerne Frau Geheime Kommerzienräthin anreden hörte, meinte, recht beſcheiden zurück zu treten, wenn ſie in einer anſehnlichen Geſellſchaft gutmüthig erklärte: „Ich bitte machen Sie doch nicht ſo viele Umſtände, und nennen Sie mich kurzweg: Frau Geheime Räthin."

Der Spaßmacher.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebte in N. ein lustiger Kopf. Sein nächster Nachbar war ein Barbier. Als nun, durch Mißverständniß, einst ein Französischer Officier in des ersten Haus kam, um seines Bartes entledigt zu seyn, hieß ihn Herr S. sich niedersetzen, und seifte ihn auf kunstgerechte Weise ein. Dann aber sprach er zu ihm: „Sie belieben sich nun in das nächste Haus zu verfügen, mein Herr; ich seife die Kunden ein, und mein Nachbar hat das Rasiren übernommen."

Großsprechereien, Gaskonaden und Hyperbeln.

Als Kaiser Karl der Fünfte im Jahr 1540. zu Paris war, fragte er den König Franz den Ersten, welches die schönste Stadt in seinem Reiche sey? „Die Stadt Orleans," antwortete der König. Darüber verwunderte sich der Kaiser, Franz aber antwortete: „Paris ist keine Stadt, sondern eine Welt."

Der Marschall Bassompierre ließ sich von einem Officier einen Bericht seiner Heldenthaten

machen. Unter andern sagte dieser, daß er in einem Seegefechte dreihundert Menschen auf einem einzigen Schiffe umgebracht habe. „Und ich, sagte der Marschall, als ich in der Schweiz war, kroch durch einen Kamin, um eine schöne Nachbarin zu besuchen.“ Der Officier behauptete, daß es nicht möglich sey, weil in diesem Lande keine Kamine wären. „Ey, mein Herr, erwiederte der Marschall, ich habe Sie dreihundert Menschen auf einem Schiffe umbringen lassen; lassen Sie mich in der Schweiz nur ein einzigesmal durch ein Kamin kriechen, um zu einer schönen Frau zu gelangen.“

„Ich wollte lieber, daß Gott im Himmel, als, daß Herzog Georg gestorben wäre!“ sagte der Herzog Heinrich von Braunschweig, als ihm die Nachricht von dem Hinscheiden Herzogs Johann geworden war, eines erklärten Gegners der Reformation.

Als die Königin Anna den englischen Thron bestieg, befand sich unter den Glückwünschenden auch der Marquis von Normandy, ein Begünstigter der Königin. Seine Wünsche waren so ausgesucht und überboten, daß die Königin um Antwort verlegen war. Sie kühlte sich daher endlich mit dem Fächer und sagte: „Es ist sehr warm.“ — „Es kann nicht anders seyn, gnädige Monarchin, versetzte der Marquis, denn so lange die Welt steht,

hat die Sonne noch nie so in England geschienen, als eben jetzt."

Ludwig der Vierzehnte hielt Heerschau über seine Truppen im Lager bei M. Ein Gaskogner verlor seinen Hut; sein Hintermann durchstach denselben, hob ihn so auf, und gab ihn seinem Eigenthümer zurück. „Bei meiner Ehre, sagte dieser, ich wollte lieber, du hättest mir den Leib durchstochen, als den Hut." Der König hörte diese Worte, ließ den Gaskogner vor sich kommen, und fragte ihn um die Ursache dieses seltsamen Wunsches, „Sire, sagte er, ich habe wohl Kredit bei dem Wundarzte, aber bei keinem Hutmacher."

Herr de Col, ein bekannter Aufschneider, hatte eine Reise nach Rußland gemacht, und erzählte bei seiner Zurückkunft mit unnachahmlicher Dreistigkeit, die Kälte sey so arg gewesen, daß ihm hinter Petersburg die Augen zugefroren wären, und er solche erst in Moskau durch Ueberschläge von lauer Milch habe aufthauen können.

Als der Kardinal von Retz, der sich den Unwillen Ludwigs des Vierzehnten zugezogen hatte, wieder begnadiget wurde, und zum erstenmale vor dem Könige erscheinen durfte, fiel er ihm zu Füßen. Der König, ihn aufhebend, sagte: „Sie haben gebleichte Haare." — „Sire, antwortete Retz, das ist die natürliche Folge, wenn man

das Unglück hat, bei Ew. Majestät in Ungnade zu fallen."

Man erzählte in einer Gesellschaft, daß Jemanden vor Schrecken in einer Nacht alle Haare grau geworden seyen. „Das ist nichts, erwiederte ein Anwesender, mir wurde einmal vor Angst in einer Minute die Perücke weiß."

Zu Paris sprach ein Gaskogner auf der Strasse mit einem Bürger, und rühmte ihm die Schärfe seines Gesichts. „So wahr ich ehrlich bin, sagte er zu ihm, ich sehe von hier, dort oben auf dem Thurme, eine Maus laufen." — „Ich sehe sie wohl eben nicht, gab ihm der Bürger zur Antwort, aber ich höre sie trappen."

„Sehen Sie einmal, sagte A. zu B, dort oben auf dem Thurmknopfe sitzt eine Fliege!" — „Ja, sa te B., ich sehe sie, und noch mehr, sie gähnt eben und hat einen hohlen Zahn im Munde."

Ein Herr von P. gedachte, sein zerrüttetes Vermögen durch eine erkleckliche Heirath wieder herzustellen. Er vernahm, ein entfernter Bekannter seines Vatrrs habe eine mannbare Tochter, nicht ohne reiche Aussteuer. Er beschloß, ohne sie näher zu kennen, eine Reise dahin, und sie um jeden Preis zu gewinnen. Johann, sein alter Diener und Begleiter, wurde belehrt, alles Seinige ja recht zu loben, alles herauszustreichen und zu übertreiben, so weit er's vermöchte, wornach man ihn auch dort

fragen würde. Johann versprach das möglichste zu thun. Von P. verfolgte den angelegten Plan mit Lebhaftigkeit, und nach Wochen schmeichelte er sich mit der Gewährung seines Wunsches bei Vater und Tochter. Gelegentlich fragte man auch den Diener nach allem, und er machte der erhaltenen Anweisung Ehre. Zufällig hatte von P. eben ein kleines Geschwür am Munde, welches, bei allen Heilmitteln, nicht gleich weichen wollte. „Sag er mir doch, Johann, fragte das Fräulein, was hat denn sein Herr an der Lippe?" — „Ey, das ist noch gar nichts, versetzte Johann, und, eingedenk des Befehl, alles zu übertreiben fügte er hinzu: auf dem Leibe sollten Sie ihn erst sehen, da ist ein Schorf!" Das Fräulein erschrack, und verlor alle Lust, dem Herrn von P. ihre Hand zu geben.

Ein Edelmann rühmte in einer Gesellschaft: er sey in einem Tage von Utrecht bis Cölln, also 25 Meilen, auf Schlittschuhen gelaufen. Als die Hörer lachten, sagte sein Diener: „Aber es war in den längsten Tagen!"

Ein Reisender erzählte, daß er alle vier Theile der Welt durchstrichen habe, und unter den Seltenheiten, hier und da, habe er zu Darmstadt eine angetroffen, deren noch kein Schriftsteller Erwähnung gethan. Dieses Wunder sey eine Kohlstaude, so groß und hoch, daß unter einem Blatte fünfzig bewaffnete Reuter sich ganz bequem in Schlachtord-

nung stellen, und eine Evolution machen konnten. Einer der Zuhörer hielt die Sache für sehr merkwürdig und sagte mit der größten Gelassenheit, daß er auch gereist, und bis nach Japan gekommen sey, wo er mit der größten Verwunderung mehr als dreihundert Kupferschmiede an einem großen Kessel arbeiten gesehen habe; fünfhundert Menschen steckten inwendig darin, und mußten ihn glatt machen. — „Wozu sollte denn dieser ungeheure Kessel?" fragte der Reisende. „Ohne Zweifel wollte man den Kohl darinnen kochen, von dem Sie uns erzählten," war die Antwort.

Auf einem abgelegenen Dorfe versah ein Bergmann das Geschäft des Raseurs. Nun mußte aber unser Chirurg in Erbschaftsangelegenheiten auf einige Zeit verreisen. Welche Noth mit den Bärten, da er der einzige Kunsterfahrne war! Zumal der Amtmann und der Pfarrer waren fast in Verzweiflung. Endlich kam der sehnlich Erwartete zurück, und man erzählt, daß der Amtmann, um seiner recht froh zu werden, sich gleich am ersten Tage dreimal habe barbiren lassen.

„Sprechen Sie nicht von Ihren Heldenthaten, sagte ein Aufschneider; meine Matratzen sind blos von den Knebelbärten derjenigen gestopft, welche ich mit eigener Hand in die andere Welt gesandt habe."

Einfälle.

Ein Fürst gab allen seinen Räthen eine Gastung. „Welche ansehnliche Zahl von Räthen!“ bemerkte jemand in ihrem Kreise; gleichwohl fehlt noch der rechte Rath,“ setzte er hinzu. — „Welcher denn?“ — Der Vorrath!

Der Verfasser eines sehr beliebten Werks fragte einen Freund: was er dem Kritiker thun sollte, der seine Schrift so übel mitgenommen habe? — „Wirf ihm dein Buch an den Kopf!“ antwortete dieser.

Ein alberner Lederhändler hatte sich über seine Hausthüre einen massiven Ochsenkopf zum Schilde fertigen lassen, mit der Unterschrift: Gottlieb Friedrich Trautmann.

„Ich war jüngst eine Woche lang auf dem Lande,“ bemerkte der stolze Arzt Hennvill zu London „Es hat auch schon in den Zeitungen gestanden,“ bemerkte darauf ein Anderer. „In welchen Ausdrücken?“ fragte der geschmeichelte Arzt. „Ich kann dienen; hier ist die Stelle wörtlich: Vergangene Woche waren in London und Vorstädten ein hundert und vierzig Beerdigungen weniger.“

Ein katholischer Priester begegnete einem Soldaten, und begrüßte ihn mit den einfachen Worten: „Gott geb' euch Frieden!“ Der Soldat antwor-

tete: „Und euch nehme er das Fegfeuer, so sind wir alle beide Bettler.“

In einem Verein von Tonkünstlern wurden, bei der Tafel, Gesundheiten ausgebracht. „Mozart soll leben!“ rief Einer. Ein Anderer versetzte schnell: „Still, still, laßt uns uns're Gesundheit trinken! Mozart wird länger leben als wir.“

Der junge Graf N. pflegte seine vielen Gläubiger immerfort, im Tone ernsten Versprechens, auf künftige Zahlungstage hinzuhalten. Dabei bemerkte ein Freund seines Hauses: Es wäre ja zu bedauern, wenn das Glück einen so vielversprechenden jungen Herrn vernachläßigen sollte.

In einer Erzählung von einer sehr dürftigen Kindbetterinn heißt es: „Die arme Mutter hatte für ihr neugebornes Kind kein anderes Bad, als — ihre Thränen.“

Ein armer Sünder wurde gefragt, ob er alles das begangen hätte, wessen er bezüchtigt würde? — „Ja, sagte er, ich sündigte noch mehr; ich ließ mich ergreifen.“

Einem Juden, der zur Richtstätte geführt wurde, rief einer seiner Glaubensgenossen zu: „Nun Glück auf den Weg, Itzig!“ — „Werd's brauchen,“ replicirte der Reisende.

Ein Geistlicher wurde zu einer alten kargen Dame gerufen, die unter andern klagte, sie sey an

den Augen krank, und sehe alles doppelt: „O, sagte er, so zählen Sie doch geschwind Ihr Geld.

Es nannte jemand das Kartenspiel einen Langweilschirm, Parennui, (nach einem vom Regenschirm gebildeten Wort).

Ein anderer sagte: Jugendjahre sind, wie die Vorreden zu Büchern. Das Buch enthält oft ganz andere Dinge, als jene versprachen, und hoffen ließen.

Ein stolzer, verdienstloser Adelicher wurde einst beschämt, als jemand bemerkte: Wer sich auf die Verdienste seiner Vorfahren stütze, gleiche den Erdäpfeln (Kartoffeln), deren nützlichster Theil in der Erde liege.

„Diese Bäume sind doch sehr schnell herangewachsen," bemerkte Jemand in einem Garten. „Bedenken Sie aber auch, sagte der Andere, daß nichts zu thun haben."

„Ach, es regnet mir in's Maul!" sagte ein kleiner Junker zu seinem Lehrer. „Machen Sie es zu," entgegnete dieser. „Ja, es hilft wirklich," versetzte stracks der Zögling.

Ein junger Mensch war so unwissend, daß er seinen Namen nicht schreiben konnte. „Was mache ich denn?" fragte er einst, als er nothwendig eine Schrift mit seinem Namen unterzeichnen sollte." Je nun, antwortete ein Spötter, machen Sie nur Null und ein Kreuz:" OX. (Ochs).

„Keine Rose ohne Dornen!“ sagte Elise, als man in Gesellschaft, wegen ihres Ausschlags am Munde, sie bedauerte.

Ein Verschuldeter lag auf dem Sterbebette. „Ach, seufzte er vor seinem Arzte, lebte ich nur so lange, um meine Schulden bezahlen zu können!“ — „Herr, versetzte der Arzt, wollen Sie denn ewig leben?“

„Wenn mein armer Mops stirbt, sagte einst eine vornehme Frau, so mag ich auch nicht mehr leben, denn er ist mein wahres Ebenbild.“

„Nein, sagte ein junger Kaufmann beim Schachspiele, als der Andere sich weigerte, um Geld zu spielen; nein, auf meine Ehre, interessant bin ich nicht!“

„Wär' es möglich, die Afrikaner zu civilisiren?“ fragte Jemand. O ja, war die Antwort, denn ich kenne mehrere Neger, die schon fluchen, lügen und Eide brechen, wie die Europäer.“

Man fragte einen Irländer, warum er seine Strümpfe verkehrt angezogen habe: „Auf der andern Seite waren Löcher,“ sagte er.

„Wir sind ja ganz eins, sagte eine Gattin zu ihrem Gatten, der sich über sie beklagte: du willst Herr im Hause seyn, und das will ich auch.

Ein Mann, gewöhnlich schmutzig gekleidet, fragte, um auf einen Maskenball zu gehen und da

nicht erkannt zu werden, was er anziehen sollte? — „Ein neugewaschenes Hemde," war die Antwort.

Man stritt in einer Tischgesellschaft über das Alter der Welt. Einer, der dem Streite ruhig zugehört hatte, endigte ihn mit den Worten: „Ich, meines Orts, glaube, daß die Welt einer bejahrten Coquette gleicht, welche ihr Alter zu verbergen sucht."

Jemand, der witzig seyn wollte, hatte den Einfall, zu behaupten: „Der Herr Stadtschreiber in N. könne nicht schreiben und nicht lesen — und hatte Recht.

„Welchen Begriff verbindet ihr mit der Dreieinigkeit?" fragte der Richter den Bauer Kurz, als er ihn zu einem Eide vorbereiten wollte? „Je nun, sagte dieser, sie stehen alle drei für einen Mann."

Im Gedränge eines Schauspielhauses wurde ein Herr von Jemand gestossen. Erboßt nannte er ihn einen Bauer. „Sie irren sich, sagte der Geschimpfte schnell; ich bin kein Bauer, aber ein Vieharzt, und — gern, wenn Sie ohne mein Verschulden verwundet wären — heilte ich Sie umsonst."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ig. Mayr jun

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

/ Fleischmann, Friedrich, / Voltz, Johann Michael,

Historische Merkwürdigkeiten in Erzählungen und Anekdoten Zur Lehre und Unterhaltung für die gebildete Jugend

Bd.: 1

Nürnberg (1822)

H.misc. 208 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738743-0